

20
A
02

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Gerloff

6 (Nr. 100)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Die Buchgemeinde
Sechster Band der
Jahresreihe 1930/31

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Unter der Sonne des Orients

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Unter der Sonne des Orients

Durch Arabiens Wüsten
zur Kalifenstadt am Tigris

Von

Hans Helfritz

Mit Originalaufnahmen des Verfassers

1 9 3 1

Die Buchgemeinde, Berlin SW 68

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
Zweigbibl.
He 1
Vorderer Orient

20 SA 4502

Dieses Buch
wurde als sechster Band
der Jahresreihe 1930/31 den Mitgliedern
der Buchgemeinde im Juni 1931 geliefert.
Satz und Druck besorgte die Fischer-Druck G. m. b. H.
Berlin SO 16. Den Einband lieferte nach einem
Künstlerentwurf die Groß-Buch-
binderei Georg Schauer,
Berlin-Schöneberg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Inhaltsverzeichnis

Kapitel		Seite
1.	Griechen im Orient	9
2.	Über Ägypten ins gelobte Land	15
3.	Völkische Gegensätze in Palästina	34
4.	Die Reise nach Djifna	49
5.	Von arabischer Musik und Musikübung	65
6.	Durch die Wüste Juda	74
7.	Damaskus, das Auge des Ostens	90
8.	Auf Wüstenwegen zum Euphrat und Tigris	106
9.	Im Schatten des Todes	118
10.	Das neue Bagdad	130
11.	Schiitischer Fanatismus	152
12.	Nordwärts nach Kurdistan	166
13.	Zwischen zwei Völkern	179
14.	In der Syrischen Wüste	203
15.	Die weiße Stadt	220
16.	Quer durch Anatolien	236
17.	Finale am Bosporus	245

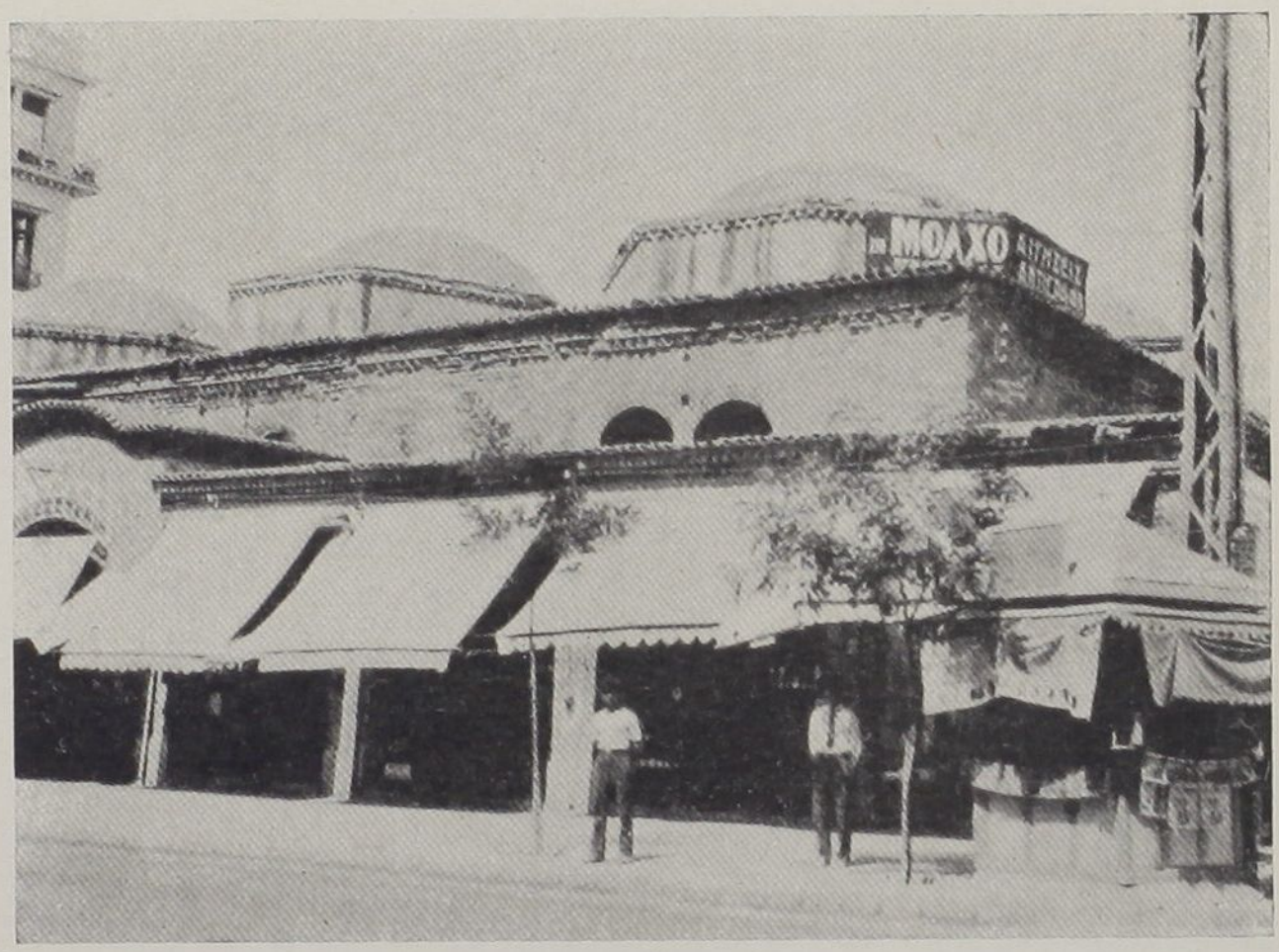
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Vor einem Kaffeehaus in Athen

1. Griechen im Orient

Die Reise und dieses Buch beginnen in Griechenland. Bei Sonnenuntergang verlassen wir Athen, das heißt Piräus, den Hafen Griechenlands. In unglaublich zarten Farben zeigen sich die Berge des Hymettos, von Salamis und von Ägina. Die entfernteren Gipfel tief violett, davor eine Kette fast blutrot, deren Ausläufer im Abendlicht wie Rosenquarz glühen. Doch bald erstirbt das einzigartige Farbenspiel, und über der griechischen Inselwelt breitet sich ein Sternenhimmel aus, wie ihn in seiner ganzen Pracht nur die Nacht des Südens hervorzaubern kann.



Saloniki. Früher Moschee, jetzt Kaufhaus

An Bord des Schiffes — es ist der kleine griechische Dampfer „Attiki" — die übliche Mischung von Passagieren, über deren Herkunft, Alter und Beruf man Rätsel lösen möchte, wenn sie es nicht für nötig hielten, möglichst bald ihre Mitreisenden über alle Einzelheiten ihres Lebens und den Zweck ihrer Reise aufzuklären.

Es sind meist Griechen, Auswanderer, die sich in Ägypten oder Abessinien eine neue Heimat suchen. Ein Ingenieur hat eine gute Stellung in Suez bei der Kanalverwaltung bekommen; er reist mit Frau und fünf Kindern. Ein Chemiker, Grieche von Geburt, der in Deutschland studiert hat, folgt seinem Bruder nach Abessinien und will sich dort eine Existenz gründen. Und schließlich aus Cypern von den Engländern ausgewiesene Griechen, denen man in Athen den griechischen Paß verweigert hat, so daß sie jetzt für staaten-



Volas an der Küste Theſſaliens

los gelten. Ägypten hat ihnen die Durchreiſe erlaubt; wo ſie aber dereinſt bleiben können, wiſſen ſie ſelbſt noch nicht. Ein merkwürdiges Gefühl muß es ſein, eine Reiſe anzutreten, ohne zu wiſſen, wohin ſie geht. Doch derartige Schickſalsfügungen tragen die Griechen als Orientalen alle mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit. Habe ich je einen darüber klagen hören? . . . Ich glaube kaum.

Überhaupt ein eigenartiges Volk ſind dieſe Griechen. Sie werden kaum geliebt, man lächelt über ſie, meiſt werden ſie verachtet und verkannt. Als Inſelvolk am Ende unſeres Erdteils verſtehen ſie die Länder des öſtlichen Mittelmeers zu koloniſieren in einer Weiſe, die doch zu denken gibt. Denn neben England und Frankreich ſind an dem wirtſchaftlichem Leben der Levante rund eine Million Griechen intereſſiert, die nichts ſehnlicher wünſchen als den Anſchluß ihrer Wohn-

sitze an Griechenland. Diese Griechen bauen von unten auf, sie durchdringen ganz allmählich mit kleinen Leuten in unermüdlichem Kampf den gesamten Handel und werden dereinst von Europa doch noch ernst genommen werden, wenn man es nicht jetzt schon allmählich einsieht, daß man es hier mit einem äußerst zielbewußten und hartnäckigen Volk zu tun hat! Aber wer brächte es auch fertig, in einer so materiellen und kulturellen Anspruchslosigkeit Schulter an Schulter mit den Eingeborenen in jeder Situation zu schuften, nur um des Verdienstes schmutzigen Geldes willen? Ihre Anspruchslosigkeit, Gleichgültigkeit und Sparsamkeit verhelfen ihnen neben ihrem Ehrgeiz zu so großen Erfolgen im Orient.

Geh' durch die Straßen Alexandriens, du findest auf Schritt und Tritt griechische Läden, griechische Kaffeehäuser, griechische Zeitungen! Kommst du in ein noch so kleines Fellachîndorf, du siehst bestimmt vor irgendeinem Kramladen einen jener schwarzhaarigen Griechen sitzen. Selbst an den abgelegensten Plätzen in der Wüste, wo kaum ein Verdienst gewittert wird, kommen ein paar arme Griechen daher, abgerissen, ohne Geld, nur mit ein paar Körben, machen einen Laden auf, es entsteht eine Siedelung, und sie verdienen. Ja sie beschränken sich nicht nur auf den nahen Orient, sie gehen weiter bis nach Ostafrika. Dort haben sie im Kriege zur rechten Zeit den Deutschen, die noch etwas Geld aus ihren Besitzungen schlagen wollten, dieselben zu einem äußerst niedrigen Preise abgekauft und sich durch den Erwerb, den sie beim späteren Verkauf erzielten, bereichert.

Ich hatte Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit und Ausdauer selbst Kinder, denen man einen Korb mit irgendwelchen Sachen — Schokolade, Zigaretten oder den so beliebten Kürbiskernen — umgehängt hatte, ihre Ware anzubieten wußten. Es war kurz vor der Abfahrt eines kleinen griechischen Dampfers aus Saloniki. Das



Alte griechische Bäuerin mit der Handspindel

Schiff war stark besetzt, alles drängte sich unter großem Lärm nach einem Platz. In diesem allgemeinen Gewühl tauchten hier und da einige jener kleinen Verkäufer auf, die sich nun nicht etwa möglichst schnell von einem zum andern

durcharbeiteten, um doch schließlich mal einen Käufer zu finden — das hätte hier wenig Zweck. Nein, jeder nahm einen bestimmten Passagier aufs Korn, bearbeitete ihn mit seiner unerbittlichen Überredungsgabe so lange, bis er einfach klein beigeben mußte und etwas kaufte. So geschieht es im Kleinen, und so geschieht es im Großen. Mit Selbstbewußtsein und unglaublicher Beharrlichkeit arbeiten die Griechen nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern im ganzen Orient und leisten damit eine Kulturarbeit, die nicht zu unterschätzen ist, ohne daß sie sich deren selbst bewußt werden.

Komm' und sieh sie dir an, die Städte Griechenlands! Aus dem Schutt winkliger orientalischer Straßen sind Bauwerke von amerikanischen Dimensionen entstanden. Deutsche und englische Baumeister haben Gebäude von sechs bis sieben Stockwerken geschaffen. Schnurgerade Avenuen durchziehen die Millionenstadt Athen und Saloniki, die Hauptstadt Thessaliens, das alte Thessalonike, am thermaischen Golf.

Diese Stadt hat in den letzten Jahrzehnten die größten Veränderungen erlebt. Türken, Bulgaren, Franzosen sind ihre Herren gewesen, bis sie nach dem Weltkrieg dem Mutterlande einverleibt wurde. Jede Erinnerung an die Türkenherrschaft suchen jetzt die Griechen gewaltsam auszurotten. Ungefähr dreißig Moscheen waren vor der Beschießung der Bulgaren und der großen Feuersbrunst im Jahre 1917 verschont geblieben. — Heute steht nur noch ein einziges Minarett, das man aber auch schon geköpft hat. Wer also noch einen Hauch von jener alten Türkenherrlichkeit erleben will, muß sich beeilen, denn bald wird er nur noch eine jener Dutzendstädte finden, nach bewährtem Muster erbaut, ohne ein eigenes Gesicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Verwaltungsgebäude des Suezkanals in Port Said

2. Über Ägypten ins gelobte Land.

Zuverlässig sind diese griechischen Dampfer nicht, aber sie sind billig, und das ist auch viel wert.

Ich hatte mir in Saloniki ein Billet von Piräus nach Alexandrien für ein direktes Schiff gelöst. Als ich in Piräus auf der Agentur vorsprach, riet man mir, doch mit der „Attiki" zu fahren, die am selben Tage noch ausreisen würde, also zwei Tage früher als Dampfer „Boulak". Ich würde bestimmt früher in Alexandrien sein, wenn man auch erst in Port Said halt machen würde. Auf derartige Ratschläge soll man nie etwas geben: „Attiki" fuhr erstens viel lang-

samer, kam also am gleichen Tage in Port Said an, an dem ich sonst in Alexandrien gelandet wäre, und blieb dann noch zwei Tage im Hafen, so daß ich mich entschloß, mit der Bahn sofort nach Kairo zu fahren, denn ich wollte ja möglichst schnell nach Palästina und weiter in die arabische Wüste. Ägypten sollte nur ein flüchtiger Besuch abgestattet werden.

Das Unglück wollte es, daß ich an einem Sonntag ägyptischen Boden betreten mußte. Ist der Sonntag auch kein mohammedanischer Feiertag, so richten sich doch die Herren Zollbeamten, jedenfalls die höheren, nach den Europäern und feiern mit. Da ich mit mehreren photographischen Apparaten, Filmkamera und Phonogrammapparat reiste, wollte man sich am Sonntag nicht die Mühe machen, mein Gepäck abzufertigen — damit konnten sich ja die Beamten in Kairo amüsieren!

Es wurde also alles hübsch plombiert, unter Bewachung zum Bahnhof befördert und an das Zollamt der ägyptischen Metropole geschickt. Und nun begannen meine drei Tage Leidenszeit!

Zuerst behauptete man, mein Gepäck wäre noch gar nicht angekommen, vier bis fünf Tage müßte ich mich schon gedulden. Da ich aber selbst gesehen hatte, wie die Sachen im Gepäckwagen verstaut wurden, ließ ich mich durch solche Behauptungen nicht abschrecken. Nach mehrstündigen Nachforschungen kam auch schließlich alles zum Vorschein, und die Revision konnte beginnen: Drei volle Tage hat sie gedauert, vom Morgen bis zum Abend hatte ich die Freude, von einem Gebäude zum anderen gejagt zu werden und die Bekanntschaft von dreißig bis vierzig verschiedenen Zollbeamten zu machen. Da ich in diesem Wirrwarr nicht allein fertig werden konnte, war ich gezwungen, einen Dragoman zu nehmen, natürlich auf meine Kosten. Und das Ergebnis dieser ganzen Prozedur war eine Zollrechnung von 150 Mk.!



Grabmoschee eines Kalifen zu Kairo

In Alexandrien sollte ich bei der Ausreise einen Teil des bezahlten Betrages zurückerstattet bekommen. Aber so ein-



Blick über die Kalifengräber von Kairo

fach war das nicht. Man schrieb noch einmal nach Kairo und verlangte eine direkte Bestätigung über die Richtigkeit meiner Angelegenheit. Hierdurch verzögerte sich meine Ausreise wiederum um ein paar Tage. Ich benutzte die unfreiwillige Wartezeit zu einem flüchtigen Besuch Alexandriens, der unbekanntesten Stadt Ägyptens, und seiner Umgebung.

Der Tourist, der in Alexandrien oder Port Said zum ersten Mal ägyptischen Boden betritt, besteigt eiligst den dicht neben dem Schiff bereitstehenden Expreß und wendet sich der glänzenden, zauberhaften Hauptstadt des Landes zu — und er tut recht daran.

So groß auch die wirtschaftliche Bedeutung Alexandriens, d e s Hafens von Ägypten, ist — hier wird in riesigen Speichern die Baumwolle des ganzen Landes gesammelt, um in Hunderten von Schiffen nach Europa verfrachtet zu wer-



Araberviertel mit der Zitadelle in Kairo

den — so wenig orientalisch mutet Alexandrien uns heute an, und wir glauben kaum, daß wir uns im Land der Pharaonen befinden. Zehntausende von Europäern leben in dieser Stadt, von der niemand etwas weiß. Sie ist eine typische Levantinerstadt; zwar nicht erst im Entstehen begriffen, wie Saloniki, macht sie doch nie den Eindruck der Vollendung.

Alexandrien ist nicht Ägypten, ist aber auch nicht Europa. Jene Mischung von europäischer Geschäftigkeit mit orientalischer Beschaulichkeit: endlos flutendes Leben europäisch gekleideter Damen und Herren auf asphaltierten Straßen zwischen kahlen Häuserreihen, unaufhörliches Läuten der überfüllten Trams und der ohrenbetäubende Lärm der entsetzlichsten Autohupen, dagegen wieder die orientalische Be-



Der Sphinx mit der Cheopspyramide

völkerung im Fez, die das Leben wesentlich ruhiger nimmt und auch die Mehrzahl der Gäste in den Kaffeehäusern bildet, in denen heutzutage Grammophonplatten durch grausig schrille Lautsprecher wiedergegeben werden.

Ich bin in diesen Tagen des Wartens durch Straßen mit älteren und neuzeitlichen Läden gewandert, Läden, an deren Eingängen Metallschilder griechische, armenische und französische Aufschriften tragen; ich kam zu den riesigen Speichern am Westhafen, in dem Dampfer und Segler aus allen Weltteilen ihre Waren löschen, und in den Stadtteil Minet el Bassal, das Zentrum des ägyptischen Baumwollhandels.

Ich besuchte mit einem deutschen Kaufmann den herrlichen Nussapark mit seiner üppigen tropischen Vegetation; wir fuhren an den von Dschunken belebten Nilkanälen ent-



An der Menkarâpyramide bei Gizeh

lang zu primitiven Ziegeleien und auf der breiten Strandpromenade nach dem Ausflugsort Ramlé an zerklüfteter Mittelmeerküste, zu den englischen Camps am Rande der libyschen Wüste. Auf einem dieser Ausflüge lernte ich einen sonderbaren Mann kennen. Aus einem freundlichen Haus, das unter riesigen Dattelpalmen stand, kam mir eine große, wettergebräunte Gestalt in Jägerhemd und kurzer Lederhose entgegen und führte mich in sein sonderbares Heim.

Von einem großen luftigen Vorraum aus führten Türen zu verschiedenen Kammern, in denen sich Käfige mit den merkwürdigsten Tieren befanden. Es war das Haus eines berufsmäßigen Tierfängers, eines Tierfängers von Hagenbeck. In früheren Jahren hatte er ganz Afrika bereist und große Tiertransporte nach Deutschland befördert, jetzt hat er sich in Ägypten angesiedelt und unternimmt von hier aus, meist im Winter, seine Fangzüge in die Mariut, in einen



An der Chefrenpyramide bei Gizeh

der großen versumpften Binnenseen, die von Millionen von Sumpf- und Wasservögeln belebt sind und unzähligen Reptilien Zuflucht bieten. Es gibt hier alle Kobra-Arten, die äußerst gefährliche kleine Hornviper und den Riesenwaran, eine Echse, die oft eine Länge von zwei Metern erreicht und den Menschen ohne weiteres angreift. Mit dem Fang dieser Geschöpfe befaßt sich mein Gastgeber hauptsächlich, um mit ihnen bis zum Verkauf und Abtransport an die zoologischen Gärten das kleine verwunschene Haus an der steilen Kliffküste am Mittelmeer zu bewohnen.

*

Das Passieren einer ägyptischen Douane bedeutet jedesmal einen Kampf.

Meine Zollangelegenheiten waren glücklich soweit erledigt, daß ich es wagen konnte, mir eine Karte für den



In den Palmenhainen Alexandriens

Dampfer „Leopolis" nach Palästina zu lösen. Stolz kam ich in einem Fiaker vorgefahren, Gepäckträger schlugen sich um meine Koffer, und ein freundlicher, französisch sprechender Araber, den ich für einen Hafenbeamten hielt, führte mich zu all den wichtigen Stellen, die ich zu passieren hatte, Paß-, Zoll- und Quarantäne-Station. Doch nun stellte sich heraus, daß dieser liebenswürdige Herr auch nur ein Dragoman war und eine dementsprechende, für amerikanische Millionäre berechnete Entschädigungssumme beanspruchte, die ich ihm aber leider nach endlosem Zanken und Fluchen unter Beteiligung aller Lastträger, Kutscher und Schofföre ausreden mußte und die ich nach meinem Dafürhalten festsetzte.

Er wird noch heute auf mich fluchen!

Mein Schiff führte mich, bevor ich asiatischen Boden betreten sollte, noch einmal nach Port Said, der häßlichsten und ausdruckslosesten Stadt der Levante. Es ist fast so, als ob sich der Abschaum der ganzen Welt hier angesammelt hätte. Gescheiterte Existenzen aus aller Herren Ländern hat das Schicksal dieser Hochburg aller Laster ausgeliefert, hier am Scheidewege zweier Welten, der westlichen und der östlichen.

Die Fremden, die vor oder nach Passieren des Suezkanals auf kurze Zeit ihr schwimmendes Hotel verlassen, sehen sich bald von finsteren Gestalten aller Rassen umringt, die ihnen ihre Dienste und Vermittelungen anbieten. In einer Stadt, in der doch zum größten Teil Europäer wohnen, und die täglich von einer Anzahl großer und kleiner Fahrzeuge aus allen Gewässern der Erde angelaufen wird, ist ein einzelner Europäer, verirrt er sich in jene scheußlich schmutzigen Stadtteile, in jene Schlupfwinkel grauenhafter Individuen, vor ärgsten Beschimpfungen und Belästigungen nicht geschützt, ja, selbst seines Lebens nicht sicher.

„Leopolis" ankerte einen Tag im Hafen von Port Said, es wurden Kohlen gebunkert. Auf großen viereckigen Prähmen wurde die Kohle herbeigeschafft, und auf dem Schiff wimmelte es bald von notdürftig in Lumpen gekleideten Gestalten, die Körbe über Körbe ihrer schwarzen, staubigen Last in dem unergründlichen Schlund unseres Fahrzeuges verschwinden ließen. Auf schwankenden Brettern bewegte sich Stunde um Stunde die Karawane ruß- und schweißbedeckter Hamals unter der glühenden afrikanischen Sonne vom Prahm zu den Bunkerlöchern der „Leopolis", aus denen wie aus den Nüstern eines wutschnaubenden Ungetüms Wolken schwarzen Kohlenstaubes hervorquollen. Aus einem Boot heraus wurde ihnen im Vorübergehen Wasser gereicht, denn bei der schweren Arbeit in der unge-



Das Leben der Fellachîn an einem Nilkanal

heuren Hitze muß die schnell verdunstende Flüssigkeit des Körpers möglichst oft ersetzt werden. Das erfordert eine gesteigerte Herztätigkeit, der nur ganz zähe Menschen gewachsen sind.

So wurden seinerzeit beim Bau des riesigen Nilstauwerkes von Assuan nur solche Arbeiter eingestellt, die imstande waren, täglich neun bis zehn Liter Flüssigkeit zu sich zu nehmen.

*

„Jallah! Jallah!", „Schnell! Schnell! Beeilt euch!" schrien die arabischen Bootsleute, denn das große, mit zwölf Ruderern besetzte Boot drohte bei der starken Dünung, die auf der Reede vor Jaffa herrscht, an der Bordwand unseres Dampfers zu zerschellen.

Seit sechs Uhr morgens lagen wir hier vor Anker, aber die palästinensischen Kontrollbeamten beginnen ihren Dienst nicht vor acht Uhr. Jetzt wurde alles, Gepäck und Menschen, Hals über Kopf das lange Fallreep hinuntergezerrt und gerade in dem Augenblick in das große arabische Ruderboot bugsiert, in dem eine lang ausholende Dünungswelle dieses auf gleiche Höhe mit der Plattform brachte. Schnurgerade hielten wir dann auf den vereinzelten Hügel zu, der aus dem gelben Dünensand aufsteigt. Er trägt das uralte Felsennest, die Orangenstadt Jaffa, „die Schöne".

Aber erst galt es, noch ein Hindernis zu überwinden, das schon zu mancher Katastrophe geführt, oft ganze Flotten zerstört und viele Menschenleben gefordert hatte. Aus dem Meere ragt, kaum wahrnehmbar, ein Gürtel unzähliger Klippen hervor. Zwischen ihnen ist nur eine ganz enge Durchfahrt, auf die unsere Bootsleute mit unglaublicher Geschicklichkeit zuhielten. Plötzlich befanden wir uns mitten in einem kochenden, zischenden Strudel. Der Gischt spritzte über uns



Fellache in eigenartiger Abba

hinweg, an Rudern war nicht mehr zu denken, allein der Mann am Steuer hatte das Schicksal unseres Häufleins in der Hand. So überraschend schnell wir uns aber in diesem Hexenkessel befanden, ebenso plötzlich fuhren wir auch schon



Begräbnisplatz bei einer Moschee in Jaffa

in völlig ruhigem Gewässer, denn die der Küste vorgelagerten Klippen nehmen der heranbrausenden Flut ihre Kraft.

Die Stadt hat keinen Hafen, sondern nur eine offene, ungeschützte Reede. Oft kommt es vor, daß bei zu hoher See nicht ausgebootet werden kann. Der Dampfer nimmt dann Kurs nach Haifa, am Berge Karmel, oder südwärts nach Ägypten. Und der Reisende mag sehen, wie er sein Ziel erreicht.

Die Zollkontrolle verlief hier weniger aufregend, sie nahm „nur" einige Stunden in Anspruch. Dafür mußte ich aber alle Annehmlichkeiten einer palästinensischen Quarantäne über mich ergehen lassen. In früherer Zeit haben plötzlich auftretende Seuchenepidemien das Land von Zeit zu Zeit heimgesucht. Auch heute noch fordert die Cholera jährlich

ihre Opfer. Es ist deshalb verständlich, daß die englische Regierung alles daransetzt, um diesem Übel vorzubeugen. Die sanitären Einrichtungen in den Städten haben sehr viel zur Gesundung der Bevölkerung beigetragen; in Jerusalem werden täglich die großen Wasserbehälter der Limonadenverkäufer untersucht. Aber so, wie die hygienische Überwachung in den Quarantänestationen der Hafenstädte vor sich geht, ist sie nur ein Beruhigungsmittel für die Bevölkerung, nicht aber ein Filter, das alle Krankheitsstoffe zurückhält, was sie doch eigentlich sein sollte.

Zuerst wird man zum Hafenarzt geführt, wird aber nur untersucht und geimpft, wenn man sich im Lande ansiedeln will. Dann wandert man mit Sack und Pack zur eigentlichen Quarantänestation, zehn Minuten von der Douane entfernt. Das Gepäck muß geöffnet werden, die schmutzige Wäsche wird herausgenommen, in einen Beutel gesteckt und zum Desinfizieren abgegeben. Alles aber, was noch einigermaßen sauber erscheint, kann ruhig drin bleiben. Dann wird man in die Badeanstalt geführt und nimmt ein heißes Duschbad. Inzwischen wird auch die Wäsche, die man am Leibe trug, gekocht; Anzug, Schuhe usw. bleiben ruhig liegen. Wenn also der betreffende Reisende irgendwelche Bazillen mit einschleppt, werden sie wohl an den abgelieferten Kleidungsstücken getötet. Daß aber auch die übrigen Gegenstände, die mit der Wäsche in Berührung gekommen sind, dieselben Bazillen tragen können, daran denkt man nicht.

Oft ist es vorgekommen, daß gesunde Menschen sich Pest und Cholera in den Quarantänelagern, besonders an den mesopotamischen Grenzen, geholt haben.

Doch das ist ein Kapitel für sich!

*

Auf schnurgerader, gut asphaltierter Autostraße verließ ich gegen Abend die Stadt. Fast bis zum Gebirge von

Judäa breitet sich in der großen Ebene Saron ein Gartenparadies aus, von gleicher Pracht und Schönheit, wie es einst die Pharaonen vom Nil und die Könige vom Euphrat und Tigris entzückte, die dem alten „Ja-pu" einen Besuch abstatteten. Palmenhaine wechseln mit Aprikosen-, Pfirsich- und Feigenbäumen, und endlos ziehen sich die Orangenpflanzungen deutscher Siedelungen hin. Noch vor den Toren der Stadt liegen die deutschen Kolonien Walhalla und Sarona, und weiter im Norden das deutsche Dorf Wilhelma.

Seit drei Generationen bebauen schwäbische Siedler hier das Land und haben durch all' die Zeiten ihre Mundart unverfälscht erhalten. In schwerer, einsamer Pionierarbeit schufen sie aus dem Nichts eine blühende Oase heimischer Kultur. Jeder, der es irgendwie ermöglichen konnte, begann hier neben Ackerbau und Weinbau Orangenpflanzungen anzulegen. Doch es gehört sehr viel Geduld und Ausdauer dazu, um aus ihnen einen wirklichen Gewinn zu ziehen. Immer ist es die große Frage der Pflanzer, ob man Orangen auf Limonen oder auf „Chuschchasch", den wilden Apfelsinenbaum, pflanzen solle.

Die Juden sagen: „Willst du für dich selbst einen Garten anlegen, so pfropfe auf Limonen; willst du ihn für deine Kinder anlegen, so pfropfe auf Chuschchasch."

Manche Gefahren drohen den Orangenkulturen, gegen die der Mensch machtlos ist. Die größte ist der heiße Ostwind. Kommt er zur Blütezeit, so werden alle Hoffnungen des Pflanzers zerstört: Die Blüten fallen ab und die spätere Ernte ist gleich Null. Im Winter erfolgt gewöhnlich der Versand von Jaffa aus. Unaufhörlich ziehen Karawanen zum Meer, jedes Kamel mit neun Kisten beladen, vier Kisten an jeder Seite und eine darüber; und hier entscheidet es sich, ob der Dampfer auf der Reede die Lasten übernehmen kann, oder ob die ungünstige Witterung — und damit muß man



Araberin in einer mit Geldstücken behängten Mütze

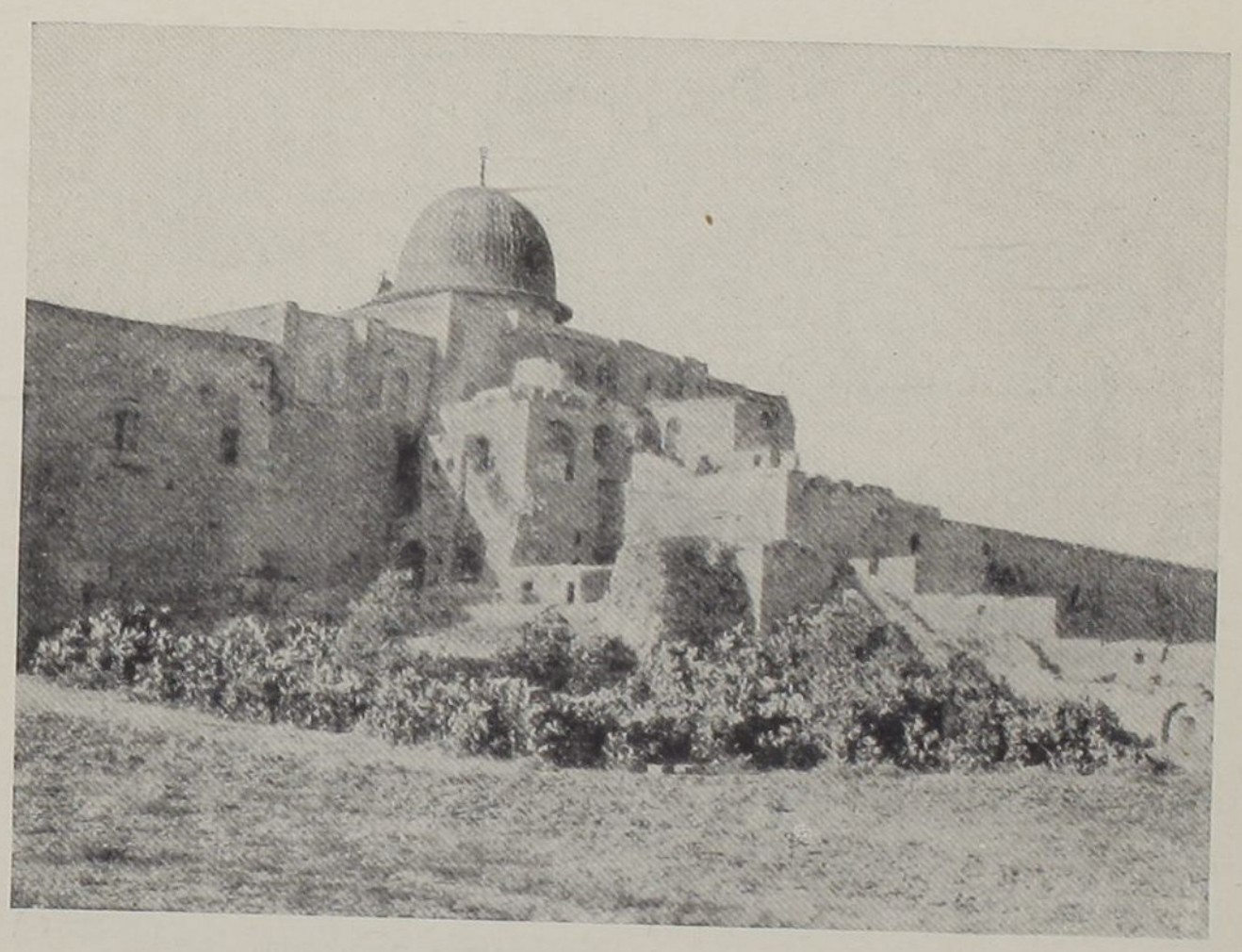
immer rechnen — das Verladen der Kisten unmöglich macht. Dann heißt es eben: Warten bis zum nächsten Transport, und das kann lange dauern. Inzwischen sind die kostbaren Früchte verdorben — und alle Mühe und Arbeit ist umsonst gewesen.

Am Fuße des Gebirges Judäa hält unser Auto vor einem Rasthaus. Geschützt steht es in einer Schlucht, daneben ein paar dürftige Zypressen. Ein Kamel und ein Esel suchen den schmalen Schatten des Hauses.

Ist es wirklich so viel anders als früher, das Reisen in diesen Ländern? Gewiß, jetzt legt man in Stunden die Entfernungen zurück, zu denen man früher dieselbe Zahl an Tagen brauchte. Aber die Schluchten und Wüsten sind dieselben, die Rasthäuser für die Pilger stehen an den gleichen Orten wie vor tausend Jahren, und die Menschen dieser einsamen Flecken sorgen in gleicher Weise für Vorüberziehende, mögen sie im Auto oder mit ihren Eseln und Kamelen ankommen.

Höher, immer höher geht es hinauf ins Gebirge. Oft macht die Fahrstraße einen weiten Umweg, denn tiefe Schluchten müssen umgangen werden, an deren Hängen hin und wieder einsame arabische Lehmhäuser wie Schwalbennester kleben. Jetzt haben wir die Höhe erreicht. Felsen, Steinblöcke rasen vorbei, die Straße macht immer mehr Biegungen, es geht um scharfe Ecken, über Brücken, unter denen sich das breite, von Steingeröll erfüllte Flußbett ausbreitet. Wieder tauchen Häuser auf, das Leben auf der Straße wird reger, schwerbeladene Esel und Kamele ziehen vorüber, die Zahl der Automobile nimmt zu, deren krächzende Hupen das Geschrei der Tiertreiber übertönen . . .

Und ehe man es recht glauben will, sind wir in eine Stadt eingefahren. Eine Stadt, von der man sagt, es sei Jerusalem!



An der Stadtmauer von Jerusalem

Es ist schon dunkel geworden; auf der Jaffastraße kommen wir nur langsam vorwärts, durch die Flut vorüberschreitender Juden und Araber, die sich auf ihrem Abendspaziergang befinden, aufgehalten. Elektrische Bogenlampen flammen auf, aus einem Hause ertönt jiddischer Gesang, von wildem Händeklatschen begleitet. Es geht durch lange Häuserreihen, es geht über Trümmerfelder von Steinen und Geröll, mitten im Weichbild der Stadt.

Das ist Jerusalem: Die heilige, die hochgebaute und aus ihren Trümmern stets neu erstehende Stadt.

Noch lange hören wir den Gesang der Juden hinter uns:

Zehn brider sajnen mir gewesen
hob'n mir gehandelt mit lajn,
ejner is gestorben,
is gebliben najn.

Schmer'l mit der fidele,
Tewje mit dem baß,
schpilze mir a lidele,
af'n mit'n gaß.

3. Völkische Gegensätze in Palästina.

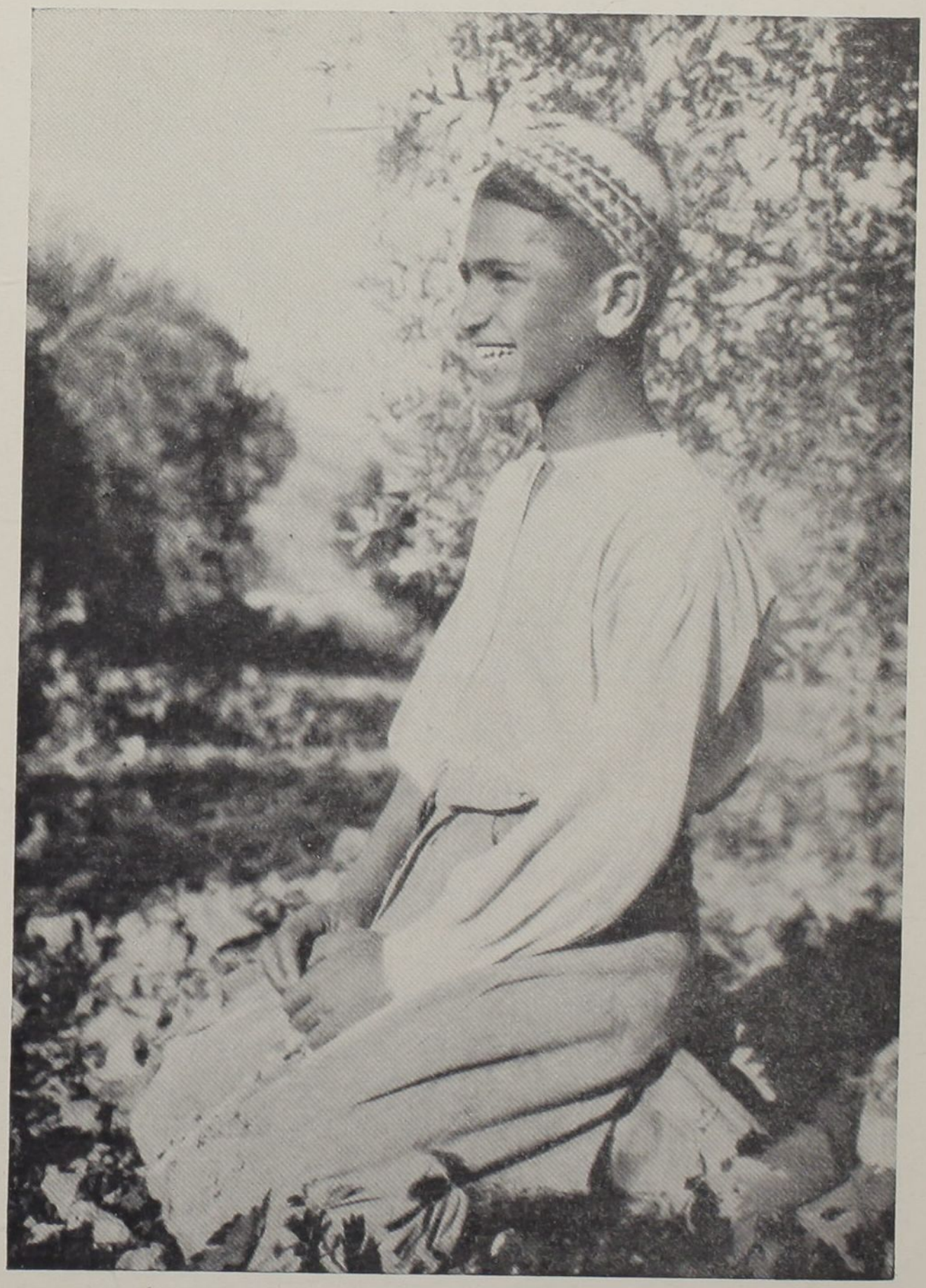
Ich muß mir unbedingt einen Diener halten! Wie war es nur möglich, daß ich bisher ohne ihn in diesem Lande lebte?

Ich war ins Land gekommen, wie sie alle kommen, und wie sie immer kommen: mag man sie nun Touristen nennen, Pilger oder wie man sonst will. Aber da ich schon längere Zeit in Jerusalem weilte, und mich täglich schwerbeladen mit den Ledertaschen meiner photographischen und kinematographischen Apparate bei Sonnenaufgang auf den Weg machte, mochten wohl meine Nachbarn denken, ich sei verrückt geworden. Denn hierzulande kann man nicht durch die Gegend stapfen wie in unseren deutschen Mittelgebirgen, noch dazu mit Gepäck. Das ist kein Herr, kein Effendi, der sich selbst zum Packtier machte.

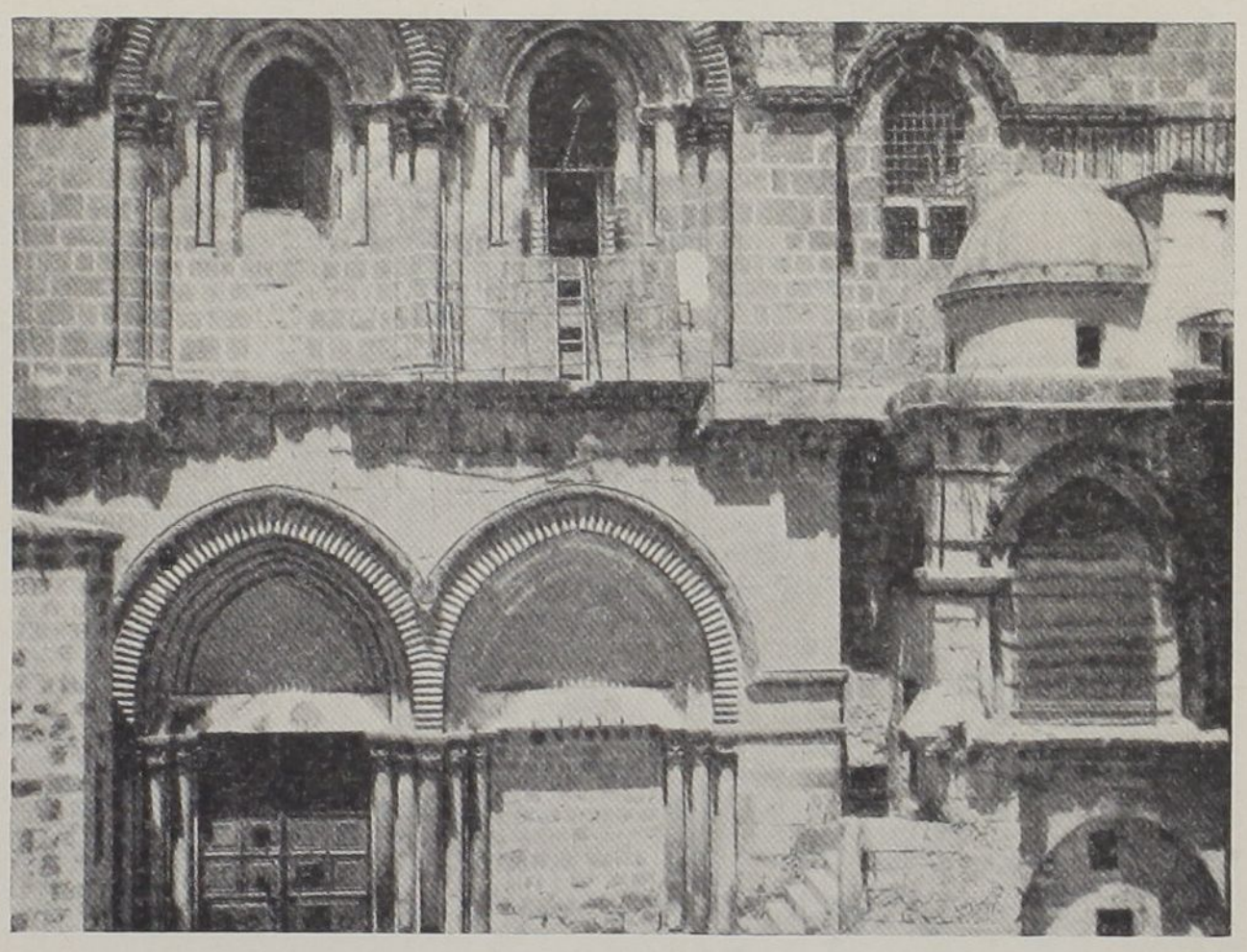
Da fällt mir ein, einen Esel brauchte ich eigentlich auch noch.

Ich bin aber auch schon mit einem Diener zufrieden, einem kleinen arabischen Jungen, der mich auf allen meinen Wegen durch die engen Gassen der Stadt begleiten muß, ein Esel wäre mir dabei nur hinderlich, wenn ich auch so immer noch nicht den Eindruck eines Chawadja, eines Herrn, mache.

Ich komme durch das Jaffator und gehe die Basarstraße in die Altstadt hinunter. Dicht drängt sich die Menge an den Läden der Fruchthändler, der Schmiede und der Teppichhändler vorbei; Araber, Armenier, Juden und Griechen.



Ahwad, mein kleiner arabischer Diener



Die Grabeskirche zu Jerusalem

Ein buntes Völkergemisch, wie es zu allen Zeiten hier wogte, nicht anders als in jeder Stadt des Orients. Inmitten winkliger Gassen von häßlichen, schiefen arabischen Häusern umgeben, finde ich die Grabeskirche. Eine Front von später überbauten Rundbögen. Die Wände im Innern sind schwarz von Kerzenrauch. Drei Kapellen befinden sich untereinander, tief in den Felsen gehauen. Kein Gegenstand von wirklichem Kunstwert ist dort anzutreffen. Viele Ketten mit silbernen und blechernen Ampeln hängen von der Decke herab. Kein Mosaik, kein Gemälde.

Mein Weg führt mich durch eine enge Gasse von ärmlichen, braunen Steinhäusern. Ein paar Steinpfeiler deuten darauf hin, daß an dieser Stelle Christus zum ersten Mal unter der Last seines Kreuzes zusammengebrochen ist. So finde ich viele Stätten biblischer Erinnerung. Und doch ist



Der Felsendom mit dem Tempelplatz

Jerusalem nicht alt, nicht still und in sich gekehrt. Es ist nicht die Stadt, die wir alle, Christen, Juden und Mohammedaner in uns trugen und in unserer Kindheit einmal erträumten. Jerusalem ist die Stadt des Hasses und des Neides, ist die Stadt der Begierde nach nüchternem amerikanischem Reichtum.

Nur eine Stätte erhabener Andacht bleibt uns in der Stadt Zions, das ist die weite Fläche des Tempelplatzes, der sich dicht neben den Mauern der Altstadt ausbreitet. Dort steht die Perle der Bauten des Ostens, der Felsendom, fälschlicherweise Omarmoschee genannt, ein mohammedanisches Gebetshaus von wunderbarer, edler Schönheit, dessen würdevoller Ernst niemals durch ähnliche Auftritte wie die Grabeskirche entweiht wurde. Der Überlieferung der Juden nach war dies die Stelle, auf der Abraham einst seinen Sohn Isaak opfern wollte, der heilige Berg Morija, der Stein,

den Jakob salbte. Es ist zugleich derjenige Ort, dessen historische Gewißheit unter all den zweifelhaften heiligen Stätten unanfechtbar dasteht.

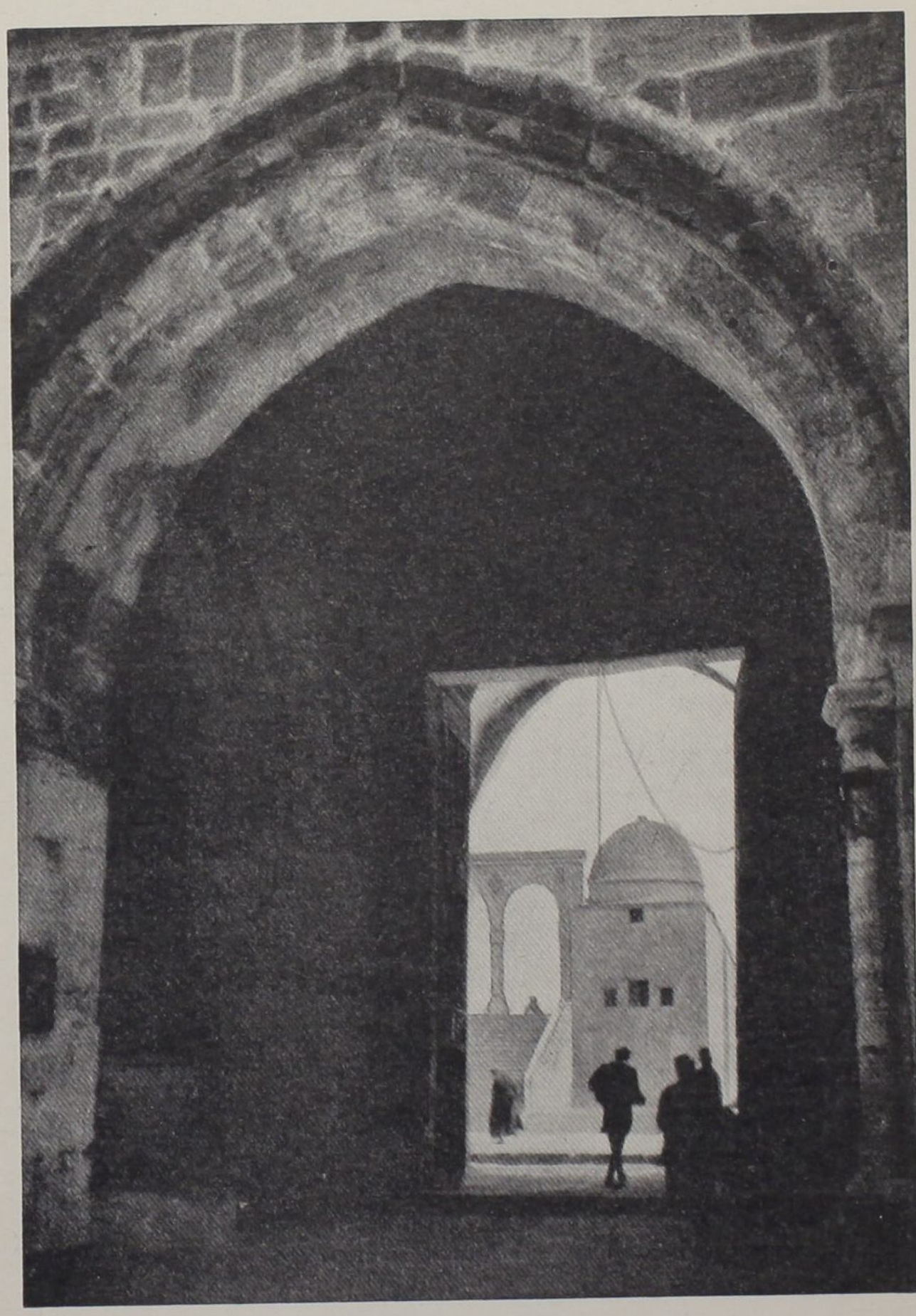
Das ist der Raum, den Salomo vor dreitausend Jahren durch riesige Unterbauten und Stützmauern zu einer gewaltigen Hochfläche gestaltet hat.

Das ist der Raum, auf dem sich der Tempel Jehovas erhob, und auf dem das Volk Israel bei den großen religiösen Festen sich versammelte. Und dieser Raum gehört — den Mohammedanern. Eines Nachts wurde der Überlieferung des Koran nach Mohammed vom Erzengel Gabriel hierher geführt. Für die sunnitischen Mohammedaner gibt es neben der Kaaba in Mekka keinen heiligeren Ort als diesen. Dreimal am Tage läßt der Muezzin vom Minarett, das sich über der alten Davidsburg erhebt, seinen Gebetsruf erschallen, doch niemand scheint mehr die mahnende Stimme aus der Höhe zu vernehmen. Der Lärm der flutenden Menge und rasenden Automobile verschlingt den schwachen Priesterruf.

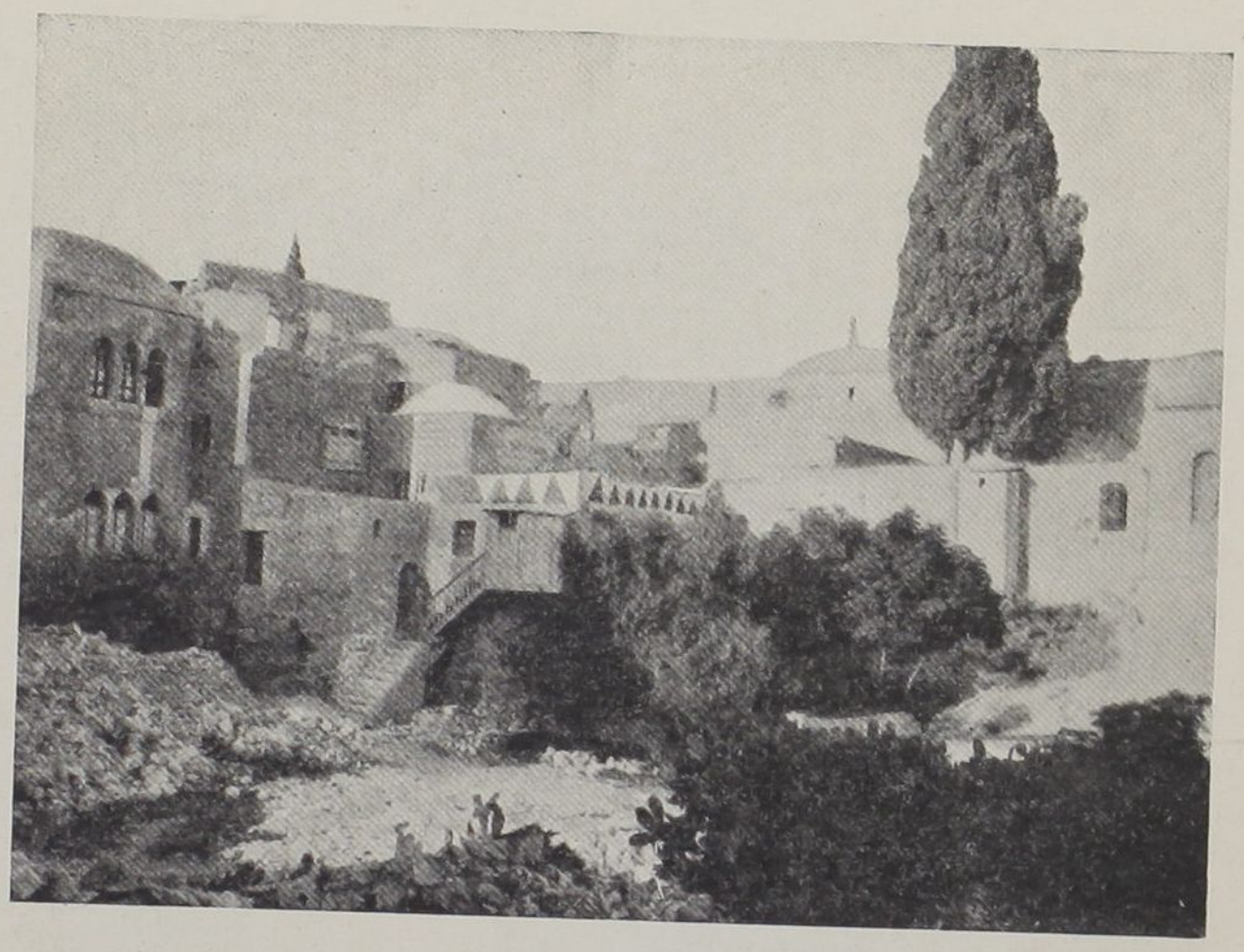
*

Ich gehe wieder vom Jaffator aus die enge Basartreppe hinab. Heut' ist der Menschenstrom noch dichter, denn es ist Sabbat, und ich befinde mich auf dem Wege zur Klagemauer.

Männer im Kaftan, die Pelzmütze oder den breiten schwarzen Hut auf dem Kopf, blasse abgehärmte Gesichter, die so ganz im Gegensatz zu den sonnverbrannten Gestalten der Araber stehen, ziehen auf und ab; es ist ein endloser Zug. Seit fünfzig Jahren sind die Juden aus Europa nach Palästina eingewandert. Hauptsächlich sind es osteuropäische Juden, die Aschkenasi; sie sind nicht zu freien Bürgern des neuen Jerusalem geworden. Sie halten streng auf ihre abergläubischen Gebräuche und jammern an der Klagemauer



Blick durch die Mauer zur Omar-Moschee



Außerhalb der Stadtmauer Jerusalems

nicht nur um den Verlust des salomonischen Reiches, sondern auch um ihre verlorene Heimat in Galizien oder Rußland.

Eine schmale Treppengasse biegt von der Basarstraße ab; ich folge dem Strom der Menschen und stehe plötzlich vor einer Reihe mächtiger, abgeschliffener Granitblöcke. Das ist die Klagemauer, ein winziger Teil der gewaltigen Wand, die sich rings um den Tempelplatz zieht, die einzige Stelle in ganz Jerusalem, die noch auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückblicken kann.

Ohrenbetäubender Lärm dringt mir entgegen, es ist nicht das Jammern und Klagen der frommen Juden, sondern ein Rasseln aus allen möglichen Instrumenten, das aus dem dicht neben der Mauer erbauten mohammedanischen Obdachlosenasyl ertönt, und das die verzweifelten Schreie der betenden Juden verschlingt.



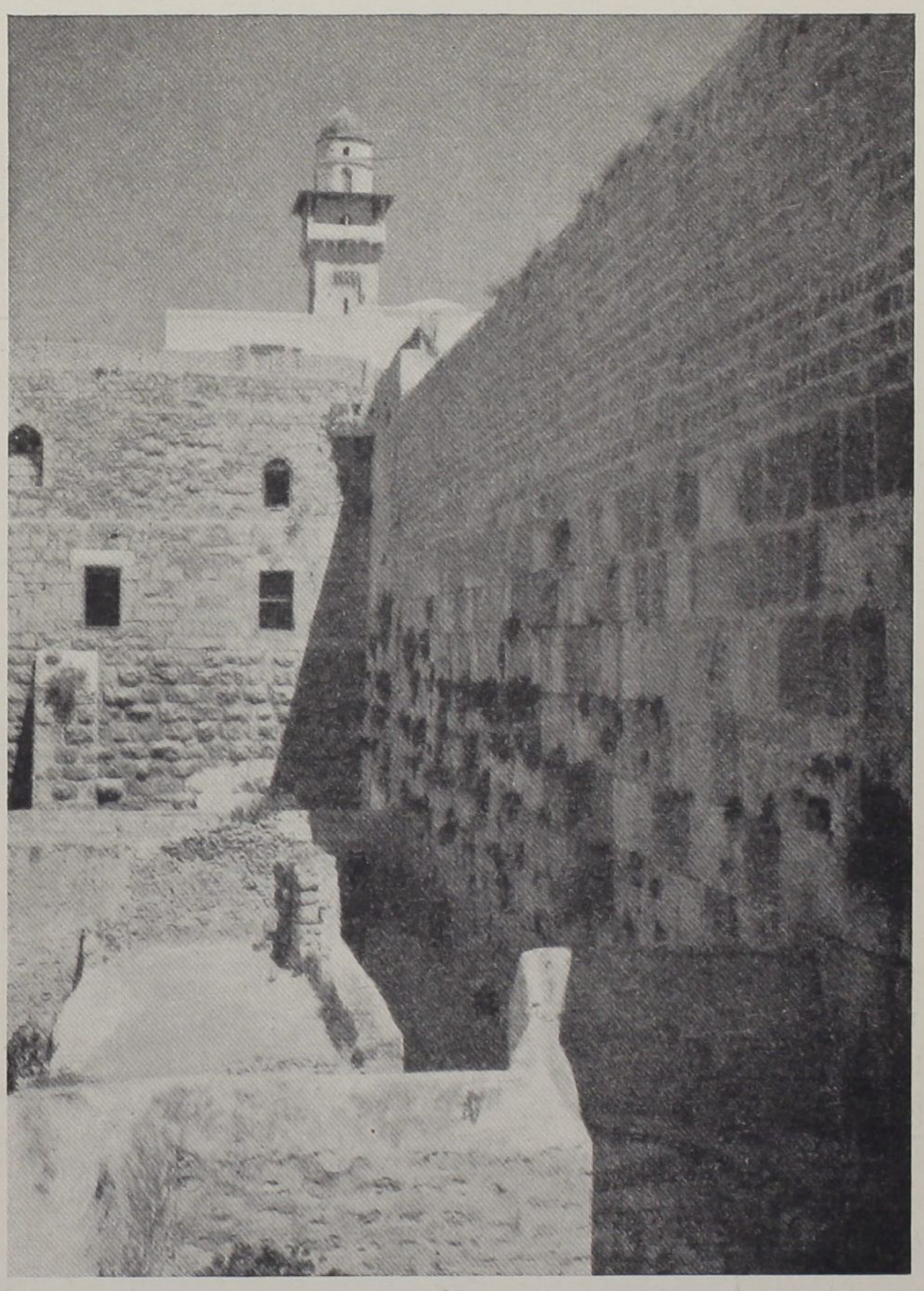
Auf dem Wege zur Klagemauer

Die Araber, denen die Klagemauer gehört, haben den Juden erlaubt, an diesem versteckten Winkel ihre Andachten abzuhalten, diese dürfen an der Mauer aber keine Verände-



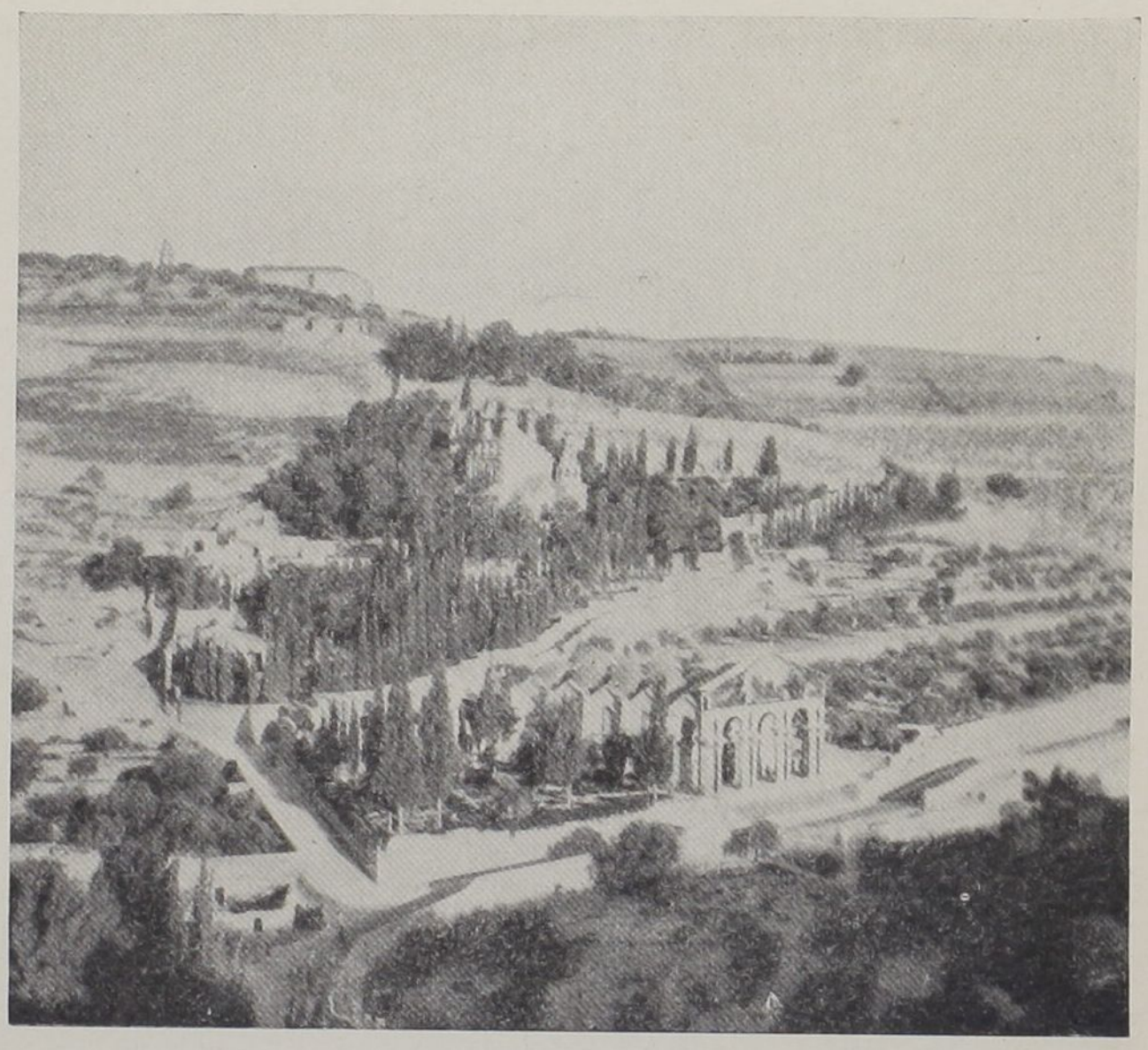
Juden in Kaftan und Pelzmütze auf der Treppenstraße

rungen vornehmen, keinen Nagel einschlagen, auch keine Gegenstände, die sie zu ihren rituellen Gottesdiensten gebrauchen, dort aufstellen. Seitdem dies Recht, über das die Mo-



Die salomonische Klagemauer zu Jerusalem

hammedaner eifersüchtig wachen, verletzt wurde, lassen sie den Juden keine Ruhe mehr.



Der Ölberg mit Gethsemane

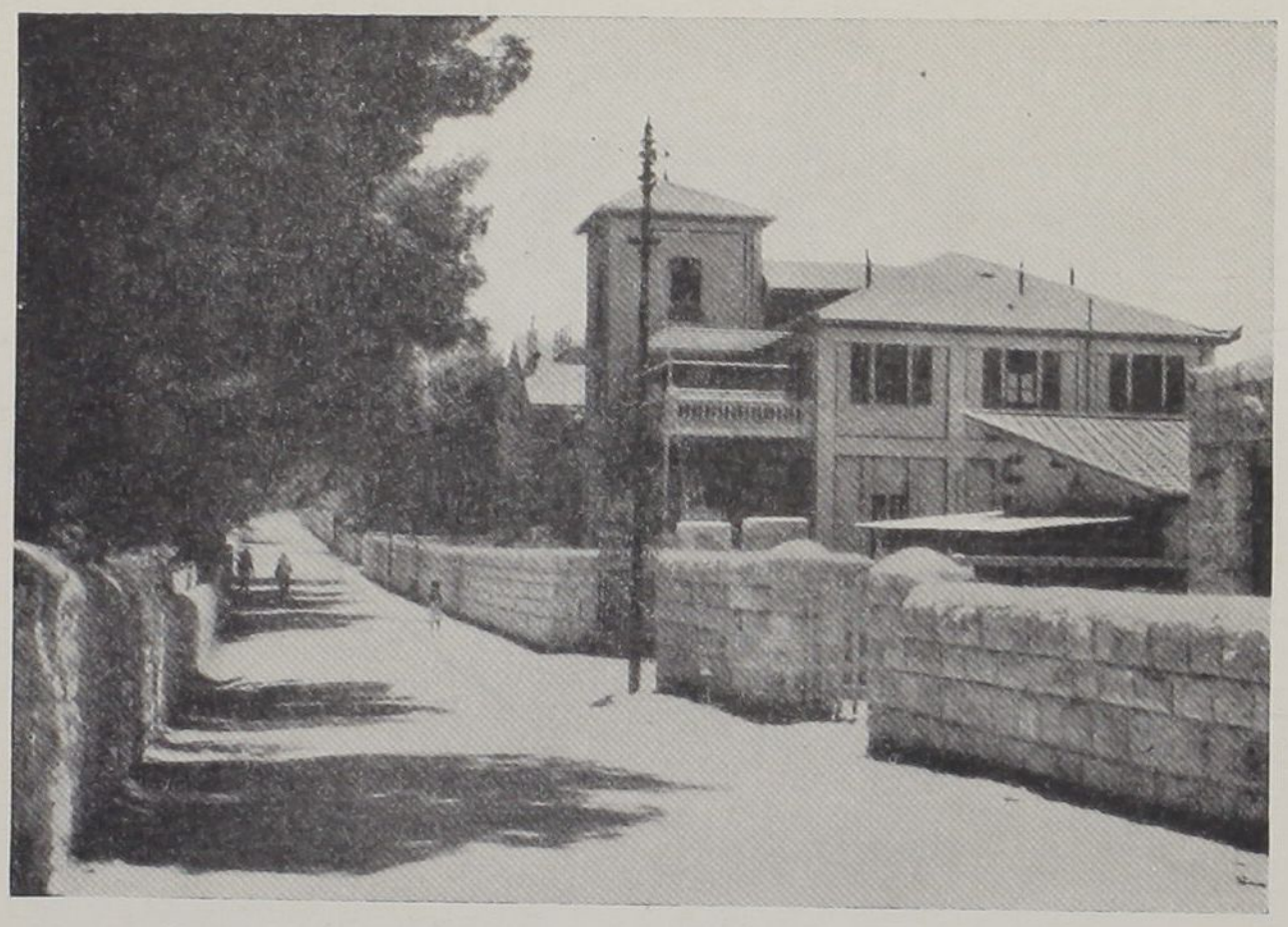
Das geschah am Versöhnungstage im Herbst des Jahres 1928. Auf Wunsch eines Rabbi hatte man an der Klagemauer eine spanische Wand aufgestellt, die, wie in der Synagoge, Männer und Frauen während der Andacht trennen sollte. Der Mufti der Omarmoschee, das Oberhaupt der mohammedanischen Geistlichkeit in Jerusalem, hatte davon erfahren und forderte die sofortige Entfernung der Wand, andernfalls drohte er den Juden mit einer Steinigung durch zweihundert arabische Lastträger. Seinem Befehl leistete die englische Polizei sogleich Folge und entfernte den Wandschirm. Das gab den Anlaß zu weiteren Unruhen in Palästina, bei denen auch bald Blut floß, und seitdem versuchen



Verkehrsschutzmann in Jerusalem

die Araber dauernd, die Gottesdienste der Juden an der Klagemauer zu stören.

Es sind weniger religiöse als wirtschaftliche und kulturelle Gegensätze zwischen den Israeliten und dem in seiner Selbständigkeit bedrohten Arabertum. Und dieses sucht die jüdische Seele immer wieder an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen, in der Ehre ihrer religiösen Überlieferung. In Palästina leben heute neben 700 000 Arabern nur 160 000 Juden. Unter dem Eindruck der schweren Araberunruhen der letzten Jahre, die sich gegen eine Überfremdung des arabischen Palästina durch eine forcierte jüdische Einwanderung richteten, hat die englische Regierung eine ausgesprochen



In der deutschen Kolonie von Jerusalem

araberfreundliche Haltung eingenommen, die besonders in den letzten Bestimmungen über die Einwanderung von Juden nach Palästina zum Ausdruck kam, obgleich doch den Juden während des Krieges von den Engländern Hoffnung gemacht wurde auf ein nationales jüdisches Reich.

Aber England ist darauf bedacht, es in keiner Weise mit den Arabern zu verderben, denn Arabien ist ein Reich von einer Größe und noch nicht entfesselten Macht, das man sich nicht zum Feinde machen will.

*

Fast genau im Mittelpunkt Arabiens liegt Riadh, die Hauptstadt des Nedschd und Residenz des Königs Ibn Sa'ud. Noch vor 150 Jahren waren die Ibn Sa'uds nur lokale Emire, gleich vielen anderen, welche kleine Gebiete beherrschten und ständig untereinander in Fehde lagen. Die Familie Ibn



An der armenischen Kirche in Jerusalem

Raschid, deren Vorfahren vom Nedschdischen Sultan zum erblichen Emir von Hajel (Nordarabien) eingesetzt wurden, bemächtigte sich Riadhs und verbannte die übrig gebliebenen

Glieder der Dynastie Ibn Sa'ud nach Kuweit. Unter ihnen befand sich ein Knabe Abd-el-Asis Ibn Sa'ud. Als Zwanzigjähriger zog er mit einigen Gefährten heimlich nach Riadh, drang nachts in die Stadt ein, tötete den von Ibn Raschid eingesetzten Emir und rief sich zum König des Nedschd aus. Seine Macht wuchs zusehends, bis 1925 schließlich auch der Hedjas in seine Hände fiel und er jetzt über ein Reich verfügt, das mehr als zwei Drittel Arabiens umfaßt.

Er ist die genialste Herrscherpersönlichkeit, die Arabien je hervorgebracht hat. Die Idee vom geeinigten Arabien unter dem reinen, unverfälschten Islam, wie er zur Zeit des Propheten bestand, ist der größte Traum seines Lebens. Riadh ist die Metropole einer großen religiösen Bewegung geworden, vor deren Macht man heute an den Gestaden des Mittelmeeres ebenso zittert wie am Indischen Ozean, und die vielleicht noch eines Tages über die Grenzen Arabiens hinaus eine bedeutende Rolle spielen wird.

Ich sprach mit einem gebildeten Araber über die Spannungen, die heute zwischen Arabern, Engländern und Juden bestehen.

„Nicht gegen die jüdischen Schriftgelehrten oder jungen Cheder-Schüler", sagte er, „sind unsere Angriffe gerichtet, sie sind Orientalen, sie leben stundenlos und zeitlos ein echt orientalisches Leben wie wir selbst. Nein, gegen die neue Zeit, die uns die Zionisten wie die Engländer mit ihrer Technik, ihrer Organisation und vor allem mit ihrem furchtbaren Tempo, das unserem Klima und unserer Art nicht angepaßt ist, in unser Land bringen, sträubt sich der Orientale. Jetzt beginnt man zu sehen, daß die neue Zeit, soweit sie schon in die Städte des Orients vorgedrungen ist, allen eigenen Lebensrhythmus zu ersticken droht, so daß man nur noch einen faden, kitschigen Abklatsch von Europa findet."



Fatme kocht das Essen

4. Die Reise nach Djifna.

Heute muß ich eine Reise antreten.

Fast kommt es mir vor, als ob ich schon ewig in Jerusalem gelebt hätte. Kreuz und quer habe ich die Stadt durchwandert und immer wieder neue Motive für meine Aufnahmen gefunden. Mein Weg führte mich auf den Ölberg; von hier aus bildet sich das Antlitz der Stadt, wie es jeder sich vorstellt. Mein Weg führte mich ins Kidrontal,

dicht unter die Mauern der Stadt, und zu dem Gräberfeld der Juden am Fuß des Ölbergs. Seit biblischen Zeiten haben sie hier ihre Toten bestattet, die Inschriften auf den leuchtenden viereckigen Grabsteinen sind längst erloschen. Meine Abende verbrachte ich meist in einem Kaffeehaus am Damaskustor, vor den Mauern der Stadt, wo die Hirten für die Nacht mit ihren Herden rasten.



Bettler auf der Straße

Damit ist es nun aus, denn es hilft alles nichts, ich muß auf ein paar Tage verreisen. Von einem Araber bin ich aufs Land eingeladen, in die Gegend von Djifna, dem alten Gofna, der früheren jüdischen Residenz. Weit ist es nicht von Jerusalem, aber ganz abgelegen, hoch im Gebirge, und die Menschen, die hier leben, bekommen selten einen Europäer zu sehen, sie sind Araber, leben aber heute noch genau so primitiv, wie man es zu biblischen Zeiten gewohnt war.



Arabische Obsthändlerin

Die Reise ist nicht weit, aber so umständlich, daß man einen ganzen Tag dazu braucht.

Sie beginnt mit einer endlosen Auseinandersetzung mit dem Droschkenkutscher, der mich mit meinem schweren Ge-



Alte Stadtmauer von Djifna

päck, meinem Phonogramm- und Kinogerät, zum Damaskustor bringen soll. Hier ist der Halteplatz der Autos und Omnibusse. Kaum sind wir angelangt, stürzt sich auch schon die ganze Schar der Autoführer wie eine Meute wilder Hunde auf mich und mein armes Gepäck. Ich werde buchstäblich herausgezerrt, und, nachdem ich den Bestimmungsort angegeben habe, befinde ich mich auch schon in einem Auto. Jetzt wird um den Preis gehandelt. Einer von den anderen Schoffören macht mir lebhaft Vorstellungen, wie schlecht der Wagen ist, in dem ich mich augenblicklich befinde, und was für ein Geldschneider dieser Kerl von einem Hundesohn ist. Und ehe ich es recht glauben will, zerrt man mich wieder heraus und packt mich in ein anderes Auto.

Nun kommt aber erst Leben in die Gesellschaft. Zehn Mann stürzen auf meine Koffer, die schon hinten an dem Auto aufgebunden waren, zerren sie herunter und bringen



Bauernstube mit Vorratskammern für das Getreide

sie zu mir herüber. Inzwischen entsteht eine kleine Keilerei unter den beiden Wagenführern, die sich unter fürchterlichem Toben und Fluchen abspielt, und aus der als Sieger mein neuer Schoffför hervorgeht. Mit einem Satz sitzt er am Steuer, gibt Vollgas, und in sausender Fahrt geht es durch die entsetzt zur Seite stiebende Menge.

Ich muß es leider gleich sagen: Mein neuer Wagenlenker ist ein großer Gauner.

Jetzt hat er mich gefangen, ich bin in seiner Gewalt, ein Zurück gibt es nicht mehr. Außer mir befindet sich noch ein Fahrgast im Wagen, ein arabischer Kaufmann aus Ramallah. Es wäre doch gerecht, wenn jeder von uns bis Ramallah den gleichen Preis bezahlte, aber dafür sind sie

beide nicht, der Führer wie der arabische Gast. Ich, als Europäer, muß ordentlich ausgenutzt werden, die Gelegenheit muß man wahrnehmen, und der Araber wird dann anstandshalber auch ein paar Piaster zahlen.

Etwas beruhigt bin ich schon, daß ich wenigstens heute noch nach Ramallah kommen werde, obgleich ich als Ziel Birzet ausgemacht hatte.

Wir kommen in Ramallah an. Jetzt aber streikt mein Schofför. Wenn ich ihm nicht nochmal das Doppelte der Summe, die er mir von Jerusalem bis Ramallah berechnet, zahlen wolle, könne er mich nicht weiter fahren. Der Weg sei schlecht, und er müßte ja leer zurückfahren. Jetzt verliere ich aber die Geduld:

„Wag'a batnak, ja kaßlân!" „Möge dich dein Bauch schmerzen, du Fauler! Fahre zum Teufel oder wo du sonst hin willst, aber ohne mich!"

Doch kaum hat er gemerkt, daß ich es jetzt wirklich ernst meine und aussteigen will, sausen wir in wildem Tempo davon. Kurz bevor die Straße nach Birzet abbiegt, haben wir eine Panne. Vorübergehende Landleute kommen mir zu Hilfe und befreien mich und mein Hab und Gut aus den Klauen des habsüchtigen Arabers.

Nun sitze ich auf der Landstraße mit allen meinen Sachen und warte. Warte in der glühenden Mittagshitze ohne jeglichen Schutz vor der Sonne, Stunde um Stunde. Ein Auto kommt daher, Richtung Birzet, ist aber voll besetzt und kann mich nicht mitnehmen.

Ich habe Gesellschaft bekommen, zwei alte Beduinen und einen kleinen Hirtenjungen. Wir haben es uns gemütlich gemacht, sitzen auf meinen Koffern und verzehren gemeinsam unsere mitgebrachten Früchte.

Endlich, am späten Nachmittag, finden wir Platz, aber auch nur recht wenig Platz, in einem uralten Fordwagen.



In der Dorfmoschee zu Djifna

Es ist ja wahr, der Weg ist nicht gerade hervorragend, oft können wir ihn gar nicht benutzen, so schlecht ist er, dann geht es einfach querfeldein durch Wüste und Geröll.

In Birzet weiß man schon, daß ich zum Herrn Dschinius Abujusif Mansour will. Man bringt zwei Esel, einen für mich und einen fürs Gepäck; dann kann es weiter gehen. Mein Gastgeber wohnt nämlich nicht in diesem Ort, sondern draußen auf seinem Weinberg, hier baut er sich gerade ein Sommerhaus. In einer kleinen Winzerhütte, notdürftig aus Stein und Reisig gebaut, überläßt er mir

das einzige vorhandene Bett. Er selbst schläft mit seiner ganzen Familie im Freien. Ich hätte das auch viel lieber getan, denn einen sehr einladenden Eindruck macht diese Lagerstätte mit ihrem schmutzigen, zerrissenen Moskitonetz, die er Bett nennt, gerade nicht, ganz zu schweigen von den lieben kleinen Mitbewohnern, die mir nachts in hellen Scharen ihren Besuch abstatten. Aber hier sind wir ja im Orient, und man gewöhnt sich auch daran; die Araber merken die kleinen Tierchen schon gar nicht mehr.



Wasserträgerin

Djifna ist ein Araberdorf hoch oben im Gebirge Ephraim. Die Weinberge des Herrn Dschinius, durch die mich mein Weg führt, gehören zu der bestbewässerten Gegend Palästinas. Das Wasser mehrerer Quellen wird in Bassins gesammelt und zu bestimmten Zeiten am Tage zu den Reben und Obstbäumen in Kanälen abgelassen. In einer derartig wasser-



Djamîle beim Mahlen des Kornes

reichen Gegend, wie diese ist, pflanzt man im Weinberg in größeren Abständen Obstbäume: Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und vor allem Oliven. Die Reben werden nicht hoch geführt, sondern kriechen auf dem Boden entlang, wie es ihnen Spaß macht.

Die Schwester meines Gastgebers begleitet mich. Sie ist im Syrischen Waisenhaus in Jerusalem erzogen worden, an dem ihr Bruder jetzt Lehrer ist, und spricht Deutsch genau so gut wie Arabisch, obwohl sie doch niemals in Deutschland gewesen ist. Das hat sie im Waisenhaus gelernt.

In Djifna gehen wir zuerst zum Schech des Dorfes und bitten um die Erlaubnis, in seinem Ort und unter seinen Leuten Aufnahmen machen zu dürfen. Er beruft eine Ver-

sammlung der Ältesten ein, dann wird beim Kaffee, der Ehrengabe der Araber, die Sache eingehend besprochen. Nach endloser Verhandlung wird mir endlich erlaubt, die Leute bei der Arbeit zu filmen, auch einige Frauen, deren Männer gerade nicht zu Hause sind, willigen ein. Sie haben auch so wie so nicht zu widersprechen, wenn der Schech es befiehlt.

Alles, was man zum Lebensunterhalt gebraucht, wird hier noch auf primitivste Art hergestellt. Da der Beduine oder Fellache hauptsächlich von Brot lebt, ist er auf eingehenden Weizenbau angewiesen.

Dort oben sehe ich einen jener Fellachîn beim Pflügen des erst vor kurzem abgeernteten Bodens. Vor einem einfachen Holzpflug, der aus einem zugespitzten Keil und zwei Haltestangen besteht, hat er ein Kamel und einen Esel gespannt. Und es sieht ebenso kläglich wie witzig aus, wenn so ein ungleiches Brüderpaar vor einen Pflug gespannt ist, wobei der schwächere Teil gewöhnlich darunter leiden muß. Aber Freundlichkeit gegen die Tiere kennt der Orientale nicht. Ja, ich habe es sogar einmal gesehen, daß einer seinen Esel und sein Weib an einen Pflug gespannt hatte, was freilich traurig genug aussah aber für die Stellung der Frau im Orient bezeichnend ist. Bei der Ernte ist es nicht anders. Der Herr und Eigentümer des Feldes sitzt gemütlich auf seinem Esel und sieht wie ein erhabener Gott auf seine mühsam mit dem Handmesser erntenden Frauen herab.

Denkt euch einen schönen, hoch gelegenen Ort, frei gelegen wie der Tempelplatz in Jerusalem, über dessen Platte der Wind daherfahren kann. Das ist eine Tenne. Hier sieht man Esel den ganzen Tag über die im Kreise ausgebreiteten Ähren, die meist ohne Halme geschnitten werden, herumlaufen, bis alles kleingetreten ist und die Körner aus ihren Hülsen herausgesprungen sind. Jetzt warten die Leute einen günstigen Wind ab, der muß ihnen helfen, den Weizen von

der Spreu zu sondern. Mit einer Schaufel wird das Getreide hochgeworfen, die schweren Körner fallen zu Boden, während die Spreu vom Winde fortgetragen wird.

Ich gehe zu Fatme, einer uralten Frau. Sie kommt mir entgegen, fällt in die Knie und küßt mir Hände und Rock. Sie lädt mich ein, in ihr Haus zu kommen und ihr und ihrer Tochter Gast zu sein. Die Tochter, auch schon keine junge Frau mehr, geht ebenso wie ihre Mutter unverschleiert. Gewöhnlich findet man die Frauen auf dem Lande alle ohne Schleier. Nähert man sich ihnen aber als Fremder, so bedecken sie rasch das Gesicht mit ihrem großen Kopftuch. Doch diese beiden Frauen waren vorhin in der Versammlung die beiden einzigen, die sich bei ihrer Arbeit, so wie sie gewöhnlich leben, filmen und photographieren lassen wollten. Sie sind meiner Führerin nämlich zu großem Dank verpflichtet, und ich muß mir die Gnade, die sie mir erweisen, als große Ehre anrechnen.

Ich schreite also in den von einer hohen Lehmmauer eingefaßten Hof, den jedes arabische Haus besitzt, und finde Djamîle, die Tochter der alten Frau, damit beschäftigt, Getreide auf einer einfachen Handmühle, mit zwei aufeinander liegenden runden Steinplatten zu mahlen. Sobald sie damit fertig ist, wird Brot gebacken. Jene flachen arabischen Brotfladen, die man Chubis nennt und die man in den verschiedenen Gegenden immer wieder anders zubereitet, werden folgendermaßen hergestellt: Auf glühende Holzkohle wird eine Anzahl runder kleiner Steine geschichtet. Auf diese legt man den ausgewalzten Brotteig und deckt ihn mit einer Tonplatte oder mit Lehm zu. Dann wird die ganze Sache noch mit Erde überschüttet, nur für die Glut muß eine Öffnung bleiben, damit das Feuer nicht erstickt. In einem Backofen, der immer ein kleines, in die Erde eingelassenes rundes Haus ist, werden mehrere Feuer zugleich unterhalten.

Holt man das fertige Brot heraus, so muß man zuerst die Steine, die in das Brot hineingebacken sind, herausnehmen.

Das tut jetzt auch Fatme mit ihren dürren schwarzen Fingern, denn wir wollen mit ihr und dem Schech des Dorfes zu Mittag essen. In dem einzigen Wohn- und Schlafraum ihres Hauses haben wir uns alle in einem Kreis auf dem Boden niedergelassen.

Zuerst wird Kaffee gereicht, kleine Täßchen arabischen Kaffees. Das darf ein Araber nie versäumen. Er kann das schönste Gastmahl bereiten, mit einem ganzen gebratenen Hammel und allen Genüssen des Orients; vergißt er den Kaffee, so gilt er in den Augen des Gastes und seiner Mitmenschen als ein unwirtlicher und geiziger Mann. Der Kaffee muß geschlürft werden, und damit geht mir der Schech mit gutem Beispiel voran; wer lautlos trinkt, gilt als diebisch. Hat man getrunken, so sagt man: „Daime", ein Wort von tiefer Bedeutung: „Gott segne dein Haus, in dem der Kaffee niemals ausgehen möge!"

Jetzt geht es weiter. Eine große, runde Strohmatte wird zwischen uns auf den Boden gelegt, und Djamîle breitet einen Brotfladen darauf aus. Dann kommt Fatme mit einem gebratenen Huhn, mit Gemüse und Reis, und legt alles auf den Fladen. Jeder kann zulangen, wonach ihn gelüstet. Messer und Gabeln gibt es nicht. Man reißt sich mit den Händen ein Stück Fleisch ab, nimmt Gemüse und Reis, wickelt es in ein Stück Brotfladen ein und verzehrt es. Und es schmeckt auch so ganz gut. Dann gibt es Weintrauben, und zum Schluß wird noch einmal Kaffee gereicht. Dann muß ich erzählen, von Europa und von Deutschland, und was ich Neues von Jerusalem gehört habe. Auch Schech Abu Tschichan gibt eine seiner Erzählungen zum besten, die bei einem arabischen Gastmahl nicht fehlen dürfen.



Ruala-Beduinen bei der Mahlzeit

„Ein Jude, ein Mohammedaner und ein Christ kommen an ein Wasser. Alle drei nehmen Waschungen nach Art ihres Glaubens vor und beten. Der Mohammedaner bittet



Schech Abu Tschichan

Gott, daß täglich so viel Christen sterben mögen, wie zur Osterzeit in Mekka Schafe geopfert werden. Der Christ bittet Gott, es mögen täglich so viele Mohammedaner sterben, wie zu Ostern von den Christen Eier gegessen werden. Der Jude aber sagt, er habe nur den einen bescheidenen Wunsch, nämlich daß die Gebete der beiden anderen erfüllt würden."

Lange sitzen wir noch beisammen, jeder trägt zur Unterhaltung bei. Diese Leute haben immer Geschichten vorrätig oder sie erfinden rasch ein paar neue. Überall, wo Menschen beisammen sind, mag es bei der Arbeit, beim Bau eines Hauses oder bei den Mahlzeiten sein, ist ihr Erzählungseifer unermüdlich. Der Araber liebt es auch, anstatt seine Meinung in kurzen, dürren Worten zu sagen, diese in



Beim Dreschen auf einer arabischen Tenne

ein Gleichnis zu kleiden, dessen Sinn der Zuhörer selbst finden muß.

Neulich kam ein Mann zum Herrn Dschinius, und wollte ihn um eine Unterstützung bitten. Die Unterredung verlief folgendermaßen:

„Ma' ssalâme, Gott gebe dir Frieden! Es war einmal ein Schaf, das ging in die Wüste und verirrte sich — das sei ferne von dir! Es stolperte von Berg zu Berg und von Tal zu Tal. Es hatte keine Weide. In den Dornen und Felsen lief es sich die Füße wund. Glaube mir, es war in höchster Not. Was wird nun der gute Hirte tun, wenn er merkt, daß sich sein Schaf verlaufen hat?"

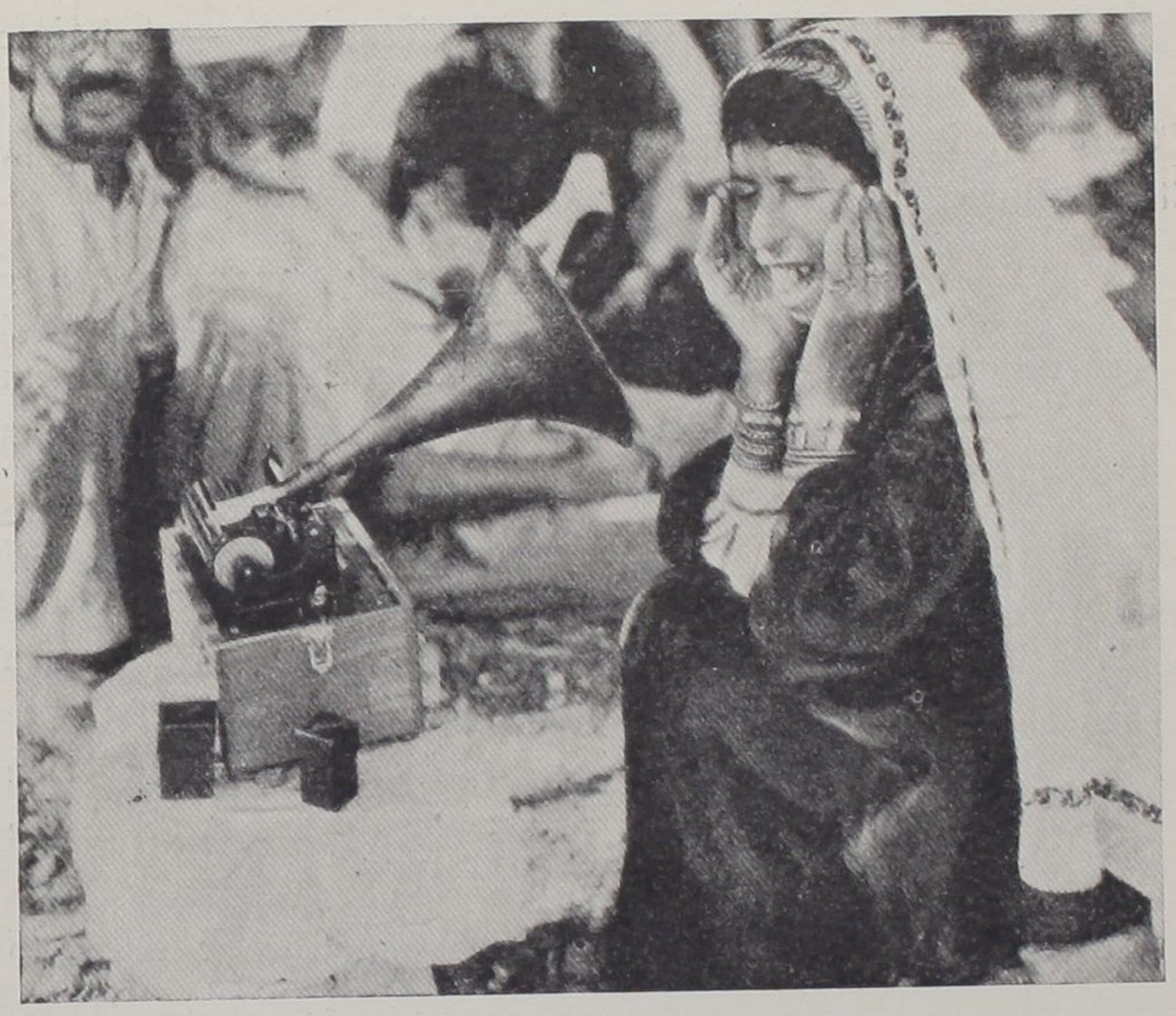
„Er wird es aufsuchen, zur Herde zurückführen und sorgfältig pflegen."

„Da hast du recht geantwortet."

Eine Pause entstand. Herr Dschinius fand immer noch nicht die rechte Anwendung. —

„Abuna! Gott verleihe dir langes Leben, Heil und Segen! Ich habe augenblicklich absolut kein Geld!"

Und nun erst waren sie im richtigen Fahrwasser.



Ghasâle

5. Von arabischer Musik und Musikübung.

Ghasâle ist gekommen.

Ghasâle ist eine große und in ihrem Dorf sehr beliebte Sängerin. Wir haben sie uns bestellt, damit ich ihre Lieder mit dem Phonogramm-Apparat aufnehmen kann.

Es haben sich auch andere eingestellt, die aus Neugierde oder weil sie glauben, daß für sie noch ein Scherflein abfallen könnte, sich veranlaßt fühlen, dem großen Ereignis beizuwohnen.

Wir sind alle versammelt, sitzen in einem Kreis um den Apparat herum, Herr Dschinius Abujusif hat seinen Blei-

stift gezückt, um die Texte aufzuschreiben, und — Ghasâle will nicht singen. Das heißt: sie will schon, aber die anderen, die drum herumsitzen, sind eifersüchtig und neidisch auf sie und gönnen ihr nicht diese große Ehre.



Beduine mit der Doppelklarinette

„Du Törichte", sagt Achmed, ein ganz Schlauer, „weißt du denn nicht, daß in dem Ding ein Geist verborgen ist, der sich wenn du in den Apparat hineinsingst, deiner Stimme bemächtigen wird, so daß du nach sieben Tagen keinen Ton mehr hervorbringen wirst?"

Ich flehe sie an, doch darauf nichts zu geben, sie könne auch sofort ihre eigene Stimme vernehmen, so wie wir jetzt alle das Musikstück hören, das ich ihr vorspiele.

Das gefällt ihr.

Ich verspreche ihr einen anständigen Lohn für ihre Mühe.

Das gefällt ihr noch mehr.

Und jetzt sind wir soweit, nachdem zwei Stunden mit den



Ein Beduine ſpielt die Naije

Vorbereitungen vergangen ſind. Der Bann iſt gebrochen. Nicht nur Ghaſâle, ſondern auch von den anderen wollen einige ſich hören laſſen. So erhalte ich Hochzeitsgeſänge,



Der Verfasser bei den Tonaufnahmen in der Wüste

jene Brautlieder, die, durch hohes, schrilles Trillern unterbrochen, nur von Frauen gesungen werden. Ich erhalte verschiedene Gebetsrufe, wie sie die Muezzin dreimal am Tage vom Minarett erschallen lassen, ein Lied eines fahrenden Spielmanns, das die Ereignisse der letzten Revolution in Jerusalem zum Vorwurf hat, und auch Totenlieder. Eins von diesen, im Wechselgesang von zwei Frauen gesungen, lautet im Text, der den tragischen Tod eines von seinem Kamel getöteten Mannes behandelt:

A.: Léesch da'ásto — B.: ér ridjál
A.: Léesch katálto — B.: já djamál!
(Warum hast du ihn zertreten, — den Mann,
warum hast du ihn getötet, — o Kamel?)

*

Auf Kunstwerke großen Stils muß man bei der Musik primitiver Völker — und das sind die Fellachîn und Be-



Beduine in typischer Sängerhaltung

duinen Palästinas und Arabiens — natürlich von vornherein verzichten. Dafür haben wir es aber meist mit einer Musik zu tun, die heute kaum anders ist als zu vorgeschichtlichen Zeiten. Viele Hirtengesänge in den arabischen Wüsten, wie ich sie später fand, sind Reste altertümlicher Musikübung, die sich Jahrtausende hindurch erhalten hat. Die Musik ist kurz in der Erfindung, prägnant in der Thematik und äußerst begrenzt ihrem Inhalt und ihrer Form nach. Ein kurzer musikalischer Ablauf wird endlos im gleichen Tonfall wiederholt.

Die Musik aller Primitiven steht in engem Zusammenhang mit ihrem sonstigen Leben und ihren Beschäftigungen. Sie kommt aus dem Trieb- und Vorstellungsleben, und da dies bei den Naturvölkern nicht abgestuft ist, bleibt auch die Musik unmittelbar im Verständnisbereich eines und desselben Stammes. Die einzelnen Glieder einer kleinen Ge-

meinde, sagen wir eines Beduinenstammes, kennen einander genau und wissen die Unterschiede des Charakters und der geistigen und körperlichen Anlagen eines jeden. Diese ihre Lebensäußerungen sind so einförmig, und ihr Gesichtskreis ist so begrenzt, daß auch unbedingt jede künstlerische Äußerung sich innerhalb dieses Rahmens abspielen muß. Die Kunst, und insbesondere die Musik, kommt bei diesen Leuten nicht durch die Schöpferkraft eines sich über die anderen erhebenden Künstlers zustande, sondern ist die notwendige Lebensäußerung eines bestimmten Stammes, wird aber außerhalb desselben oft schon nicht mehr verstanden.

Natürlich gibt es in den Städten Palästinas, Syriens und Mesopotamiens auch Berufsmusiker. Es hat sich dort eine Kunstmusik entwickelt, die mit der Musik der Wüstenstämme recht wenig gemein hat. Den Anlaß zu jener Musik bilden hauptsächlich Festlichkeiten der städtischen oder dörflichen Bevölkerung, vor allem wird bei den oft tagelang dauernden Hochzeitsfeiern eine kleine Musikkapelle beschäftigt, die sich aus Berufsmusikern zusammensetzt. Eine Geige, Laute, Oboe, Schellentrommel und kleine Pauken sind die übliche Besetzung.

In Palästina findet man auf dem Lande noch den herumziehenden Spielmann mit der einsaitigen Geige, mit der Rabâb. Er spielt und singt den Leuten in der Erntezeit zur Arbeit vor, hält sich meist einige Tage in einem Dorfe auf, wo ihm Essen und Unterkunft gewährt wird, und zieht dann weiter in ein anderes. Seine stets improvisierten Texte handeln von den Neuigkeiten, die sich in letzter Zeit zugetragen haben.

Im übrigen ist Singen, Spielen und Tanzen Gemeingut des ganzen Volkes, ist aber je nach den örtlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen der einzelnen modifiziert. Gesungen wird von Männern wie von Frauen. Gemeinsames ein-



Beduine mit Rabâb

stimmiges Singen ist in den Dörfern abends nach der Arbeit üblich. In einem Kreis sitzt man beisammen und klatscht mit den Händen den Takt zum Gesang. Die meisten dieser Chöre sind Tanzlieder, der Tänzer oder die Tänzerin bewegen sich innerhalb des Kreises der Musizierenden.

Der Primitive glaubt, daß alle Naturerscheinungen, wie Sandstürme, Trockenheit oder Heuschreckenschwärme, von

Geistern hervorgerufen werden. Die Hauptmittel, diese zu vertreiben, sind Tanz, Gesang und der Schall möglichst aufreizender Instrumente. Um durch den Gesang eine übernatürliche Macht zu erlangen, wird die Stimme künstlich verstellt, ein Mittel, das man schon im alten Ägypten kannte und das durch wirklichkeitsgetreue Reliefs aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert belegt wird. Durch Hochziehen der Nasenflügel, so daß Stirn und Nasenwurzel gerunzelt erscheinen, wird ein stark näselnder Ton erzeugt, während die mit wechselndem Druck an den Kehlkopf gelegte Hand das Vibrieren der Stimme hervorruft. Uns Europäer stört die nasale Tongebung anfangs. Man muß aber bedenken, daß Musik für die Orientalen nicht allein schön oder häßlich ist, sondern auch gute oder böse Wirkungen hervorrufen soll.

In einer Wüstennacht auf der Rast einer Karawane führen zwei Beduinen einen Lanzentanz auf; während die Musik immer wilder wird und der eine Tänzer in immer größere Ekstase verfällt, bricht der andere den Tanz plötzlich ab und zieht sich in sein Zelt zurück, als am Horizont der erste blutrote Streifen des aufsteigenden Mondes sichtbar wird. Da jener Mann der Familie eines Marabuhs, eines Heiligen, entstammt, fürchtet er, vom heiligen Tanzfieber erfaßt zu werden, das den, der sich ihm ergibt, nicht mehr losläßt, bis er besinnungslos hinfällt. Die Musik hat hier eine erregende und aufpeitschende Wirkung, die am stärksten durch Blas- und Schlaginstrumente erzielt wird; untrennbar ist sie aber vom Tanz. Beide zusammen, Tanz und Musik, führen erst zur höchsten Ekstase.

Der mohammedanische Gottesdienst kennt im allgemeinen bei seinen Andachten keine Musik, das heißt keinen Chorgesang und keine Instrumentalmusik. Er bedient sich aber

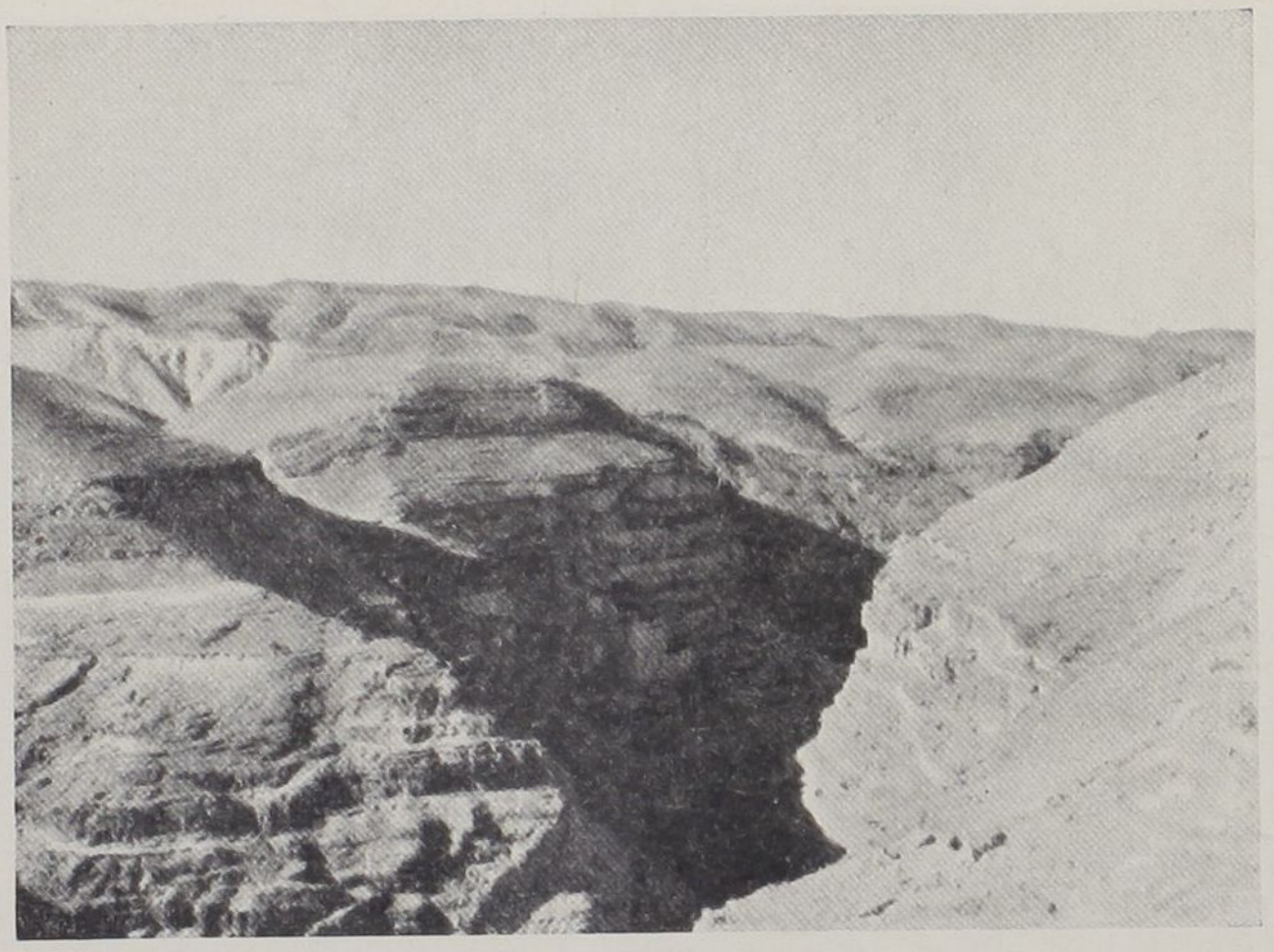
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Kaffeehauskapelle in Bagdad

beider physiologischen Wirkungen der Musik: beruhigend, gleichsam die Gläubigen zum Gebet zu rufen und sie zur Andacht zu bewegen, wirkt der Muezzinruf oder der Gesang des Vorbeters an gemeinsamen Gebetstagen. Aufreizend und bis zur höchsten Ekstase führend sind die Andachten verschiedener mohammedanischer Sekten, der heulenden und der tanzenden Derwische.

Uns ist die physiologische Macht der Töne schon ganz fremd geworden, wir dürfen aber diese Tatsache nicht außer acht lassen, um aller nichteuropäischen Musik ein nur annäherndes Verständnis entgegenbringen zu können. Jeder, der einmal dieses stundenlange, wie besessene Musizieren miterlebt hat, wird sich der unheimlichen Macht, die dem seltsamen Spiel eigen ist, nicht zu erwehren vermögen, einer Macht, der Menschen und Tiere nicht widerstehen können.



In den Schluchten der Wüste Juda

6. Durch die Wüste Juda.

Das erste Frühlicht hat die Zinnen Jerusalems erreicht. Die Dämmerung überzog die Stadt mit einem himbeerroten Schleier. Auf den Landstraßen kommen sie zur Stadt gezogen; die Frauen mit großen runden Obstkörben auf dem Kopf, die Männer schwerbeladene Esel vor sich hertreibend.

Ich begegne ihnen allen, als ich mich auf den Weg zur deutschen Kolonie mache, einem Villenvorort außerhalb der Stadt. Dort erwartet mich ein Deutscher, der die Wüste Juda und die Wüsten Transjordaniens wie seine Westentasche kennt und der bei den Beduinenstämmen am Toten Meer ein gern gesehener Gast ist.

Ihm habe ich also die Fahrt zur Oase Jericho zu verdanken. Es ist inzwischen acht Uhr geworden, als wir auf-



Der Wadi Kilt

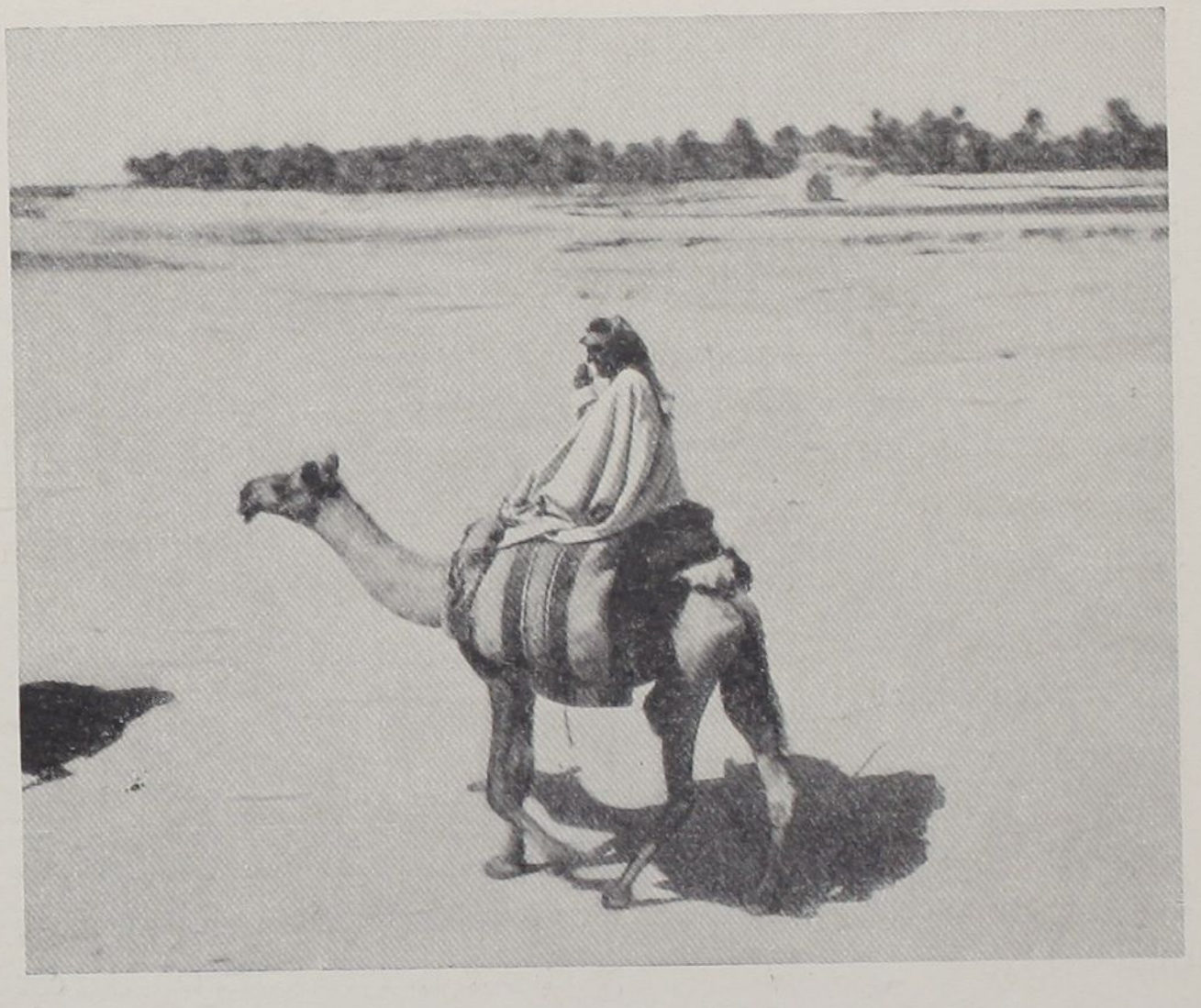
brechen. Wir haben ein Automobil für uns allein bekommen, haben wieder alle Apparate verstaut, denn es sollen auch dort Film- und Tonaufnahmen gemacht werden, und können uns überall solange aufhalten, wie es uns Spaß macht.

In schneller Fahrt geht es am Damaskustor vorbei, den steilen Weg nach Gethsemane hinab, dann wieder hinauf nach Bethphage und Bethania. Bethania ist heute eines der ärmsten Dörfer Palästinas. Man sieht es den armen Menschen an, deren Mehrzahl in uralten Höhlen haust, wie verkommen sie sind. Viele haben kaum etwas anzuziehen, ein paar alte Lumpen müssen ihnen als Kleidung genügen, während die Kinder nackt, ohne Schutz gegen die brennende Sonne, im Sande spielen und, sowie Fremde erscheinen, jammernd und bettelnd auf sie zustürzen.

Jetzt geht es wieder in rasender Fahrt höher in das Gebirge hinauf. Die Wüste Juda breitet sich vor uns aus wie ein aufgeregtes und von hohen Wellen aufgepeitschtes Meer. Dieser Weg, den wir dahineilen, ist von Menschen ganz verlassen. Und doch ist's eine merkwürdige Straße. Auf diesem Wege zogen einst viele Tausende zu den Festen pilgernde Israeliten. Auf diesem Wege flüchtete einst David vor Absalom, auf diesem Wege sehen wir fast ein halbes Jahrtausend später einen nächtlichen Zug ängstlich dahineilen: Zedekia ist's, der letzte König Israels, auf nächtlicher Flucht vor dem stolzen babylonischen Sieger, dem er in Jericho doch noch in die Hände fiel.

Wir haben den höchsten Punkt der Straße erreicht. Hier haben die Russen ein Rasthaus für die Pilger errichtet: Khan Hudrúr. Heute kommen die Pilger alle mit dem Schiff nach Haifa oder Jaffa, und der Weg, der einst von Tausenden bevölkert wurde, sieht nur noch vereinzelte Karawanen und Automobile. Khan Hudrúr ist Stützpunkt der berittenen englischen Wüstenpolizei. Hier ist das Gebiet der raublustigen Beduinen. Je näher dem südlichen Teil des Toten Meeres, desto verwegener sind ihre Raubzüge. Die Schluchten der Berge bieten ihnen gute Schlupfwinkel; hinter Felsvorsprüngen lauern sie und plündern Kamele und Automobile, was ihnen gerade in die Hände fällt. Eine der wildesten und gefährlichsten Schluchten dieser Wüste ist der Wadi Kilt, der in seinem terrassenförmigen Aufbau und der imposanten Größe an den Grand Cañon Amerikas erinnert.

Die Paßstraße hinauf kriecht das müde Läuten der Karawanenglocken. Ein langer Zug schwer mit Säcken beladener Esel nimmt die ganze Breite des Weges ein. Da ein Ausweichen nach rechts oder links nicht möglich ist, müssen wir halten und die Tiere an uns vorüber lassen. Die Automobile ziehen für größere Reisen die Nachtstunden vor, weil die



Beduine in der Wüste

Tierkarawanen am Tage ihr größtes Verkehrshindernis bilden.

Weiter. Immer steiler senkt sich die Straße. Ein Auto kommt in rasender Fahrt über den Paß, überholt uns, und wir können gerade noch mit Schrecken sehen, wie es an der nächsten Wegbiegung mit voller Fahrt in eine Gruppe von Eseln hineinfährt.

Flüche, Verwünschungen bei den Eseltreibern!

Höhnisches Lachen auf der anderen Seite!

Ein Regen von Steinen folgt dem davoneilenden Automobil, dessen Führer sich absolut nicht um die bedrängten Tiere und Menschen kümmert. Einer der Treiber, der die Tiere zurückhalten wollte, wurde mitgerissen und wäre fast

zwischen Wagen und Felswand zerquetscht worden. Vier Eseln hat diese tolle Fahrt das Leben gekostet.

Wie furchtbar ist es doch, diesen stummen, zähen Kampf mit ansehen zu müssen, den Tiere gegen Maschinen fechten. Es ist ein fremdes, wildes, unbarmherziges Leben! Und man kann es verstehen, mit wieviel Fluchen und Verwünschungen die alte Zeit auf die neue blickt. Jetzt ist der einzige Besitz der armen Beduinen, ihre kleinen geduldigen Esel, nicht allein gegen räuberische Überfälle, sondern auch noch gegen die Kampfeswut der Maschine zu verteidigen.

Aber die neue Zeit schreitet unerbittlich vorwärts, die Menschen dieser Zeit sind hart und grausam.

Tiefer, immer tiefer fällt die Straße.

Plötzlich, bei einer neuen Biegung, breitet sich vor unsern Augen die weite Jordanebene mit einer saftig grünen Oase aus. Das ist Jericho! Diese Ebene mit dem Toten Meer ist bekanntlich die tiefstgelegene Stelle unserer Erde, der Wasserspiegel des Toten Meeres ist fast 400 Meter unter dem des Mittelmeeres. Die Paßhöhe des judäischen Gebirges dagegen 900 Meter über dem Meeresspiegel. Wir haben also ein Gefälle von 1300 Metern zurückzulegen.

Einfarbig, von blendender Lichtfülle bestrahlt, liegt das tiefe Tal vor uns, dessen gigantischen Abschluß die transjordanischen Berge bilden. Eine Wüste breitet sich aus, gleißend und schimmernd, von einem dunklen Band durchzogen, dem Jordan. Ein glühend heißer Wind strömt uns entgegen, wie aus einem feurigen Ofen. Unwillkürlich verhüllen wir Gesicht und Hände. Ich fasse mich besorgt an die Schläfen, in denen es dumpf zu hämmern beginnt.

„Keine Sorge, unten in Jericho ist's noch viel heißer!", tröstet mich mein Begleiter.



Jericho mit den judäischen Bergen

Und er hat recht. Ich habe mir für meine Reise ja auch die heißeste Zeit ausgesucht. Später messen wir 52 Grad im Schatten!

Wir fahren durch die ersten Gärten Jerichos, durch hohe Sykomoren, rauschende Palmen und üppige Bananenpflanzungen, die hier, wo doch das ganze Jahr hindurch eine tropische Wärme herrscht, vorzüglich gedeihen.

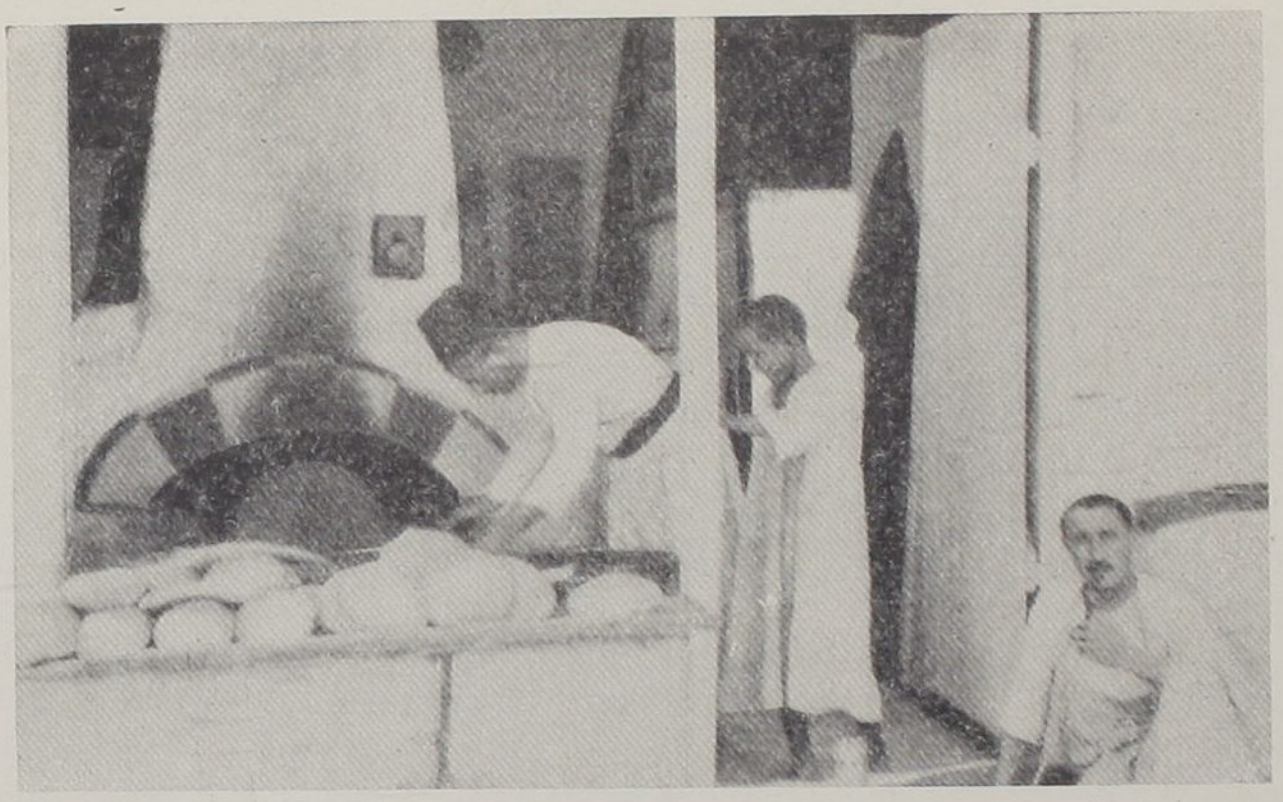
Dort drüben, zu Füßen des düsteren Quarantanaberges stand einst die alte Stadt, prächtig mit hohen Mauern und Türmen. Das heutige Jericho, ein Beduinenlager, dessen Wohnungen aus Reisig, Schilf und Lehm errichtet, einen jämmerlichen Eindruck machen, steht weiter östlich. Wenn man heute die Ebene sieht, der bei aller natürlichen Schönheit und Fruchtbarkeit mit Ausnahme weniger Plantagen, die fleißige menschliche Hand fehlt und die daher tot daliegt,



Auf der Rast nach langem Kamelritt

möchte man die alten Gerüchte von der Fruchtbarkeit Jerichos fast für ein Märchen halten. Doch bei richtiger, kluger Bewässerung durch den Jordan würde man ohne Zweifel in diesem tiefsten Tal der Erde auch heute alle Früchte der heißen Zonen kultivieren können. Selbst die üppig wuchernden, wildwachsenden Pflanzen beweisen, wie willig der Boden hier ist. Als dauernder Wohnsitz würde sich Jericho allerdings für wenige eignen. Die ungeheure Hitze des Sommers würde jedem Europäer das tödliche Fieber bringen, wenn er sich längere Zeit dort aufhält. Im Winter jedoch, wenn die kalten Winde und stürmischen Regengüsse über die Köpfe der Bewohner Jerichos hinweg von einem Gebirge zum andern rasen, kann dieses Land als Winteraufenthalt seines gleichen suchen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Eine Bäckerei in Jericho

Wir sind die einzigen Gäste im europäischen Hotel. Früher gehörte es einem Deutschen; er konnte es aber nicht halten, jetzt ist es in den Händen eines Arabers, der uns gut und reichlich versorgt. In einem turmartigen Aufbau mit Fenstern nach drei Seiten hat man mich einquartiert. Ich kann von hier aus ganz Jericho, den Jordan und die Wüste bis zum Toten Meer übersehen. Aber die Hitze ist unerträglich. Wenn auch das Thermometer gegen Abend etwas fällt, so bringt doch die Nacht kaum Linderung. Alle Fenster sind geöffnet, und ein leiser Wind streicht durch das Zimmer, aber es sind immer noch mehr als 40 Grad.

Man liegt da und krümmt sich wie in einem Dampfbad. Man liegt und lauscht den Stimmen der Nacht. Im nahen Kaffeehaus unterhalten sich noch ein paar verspätete Gäste. Man hört die Flügelschläge eines Nachtvogels. Aus einem Hof tönt das heisere Schreien eines Esels; und ganz aus der Ferne dringt hin und wieder das schallende Ge-



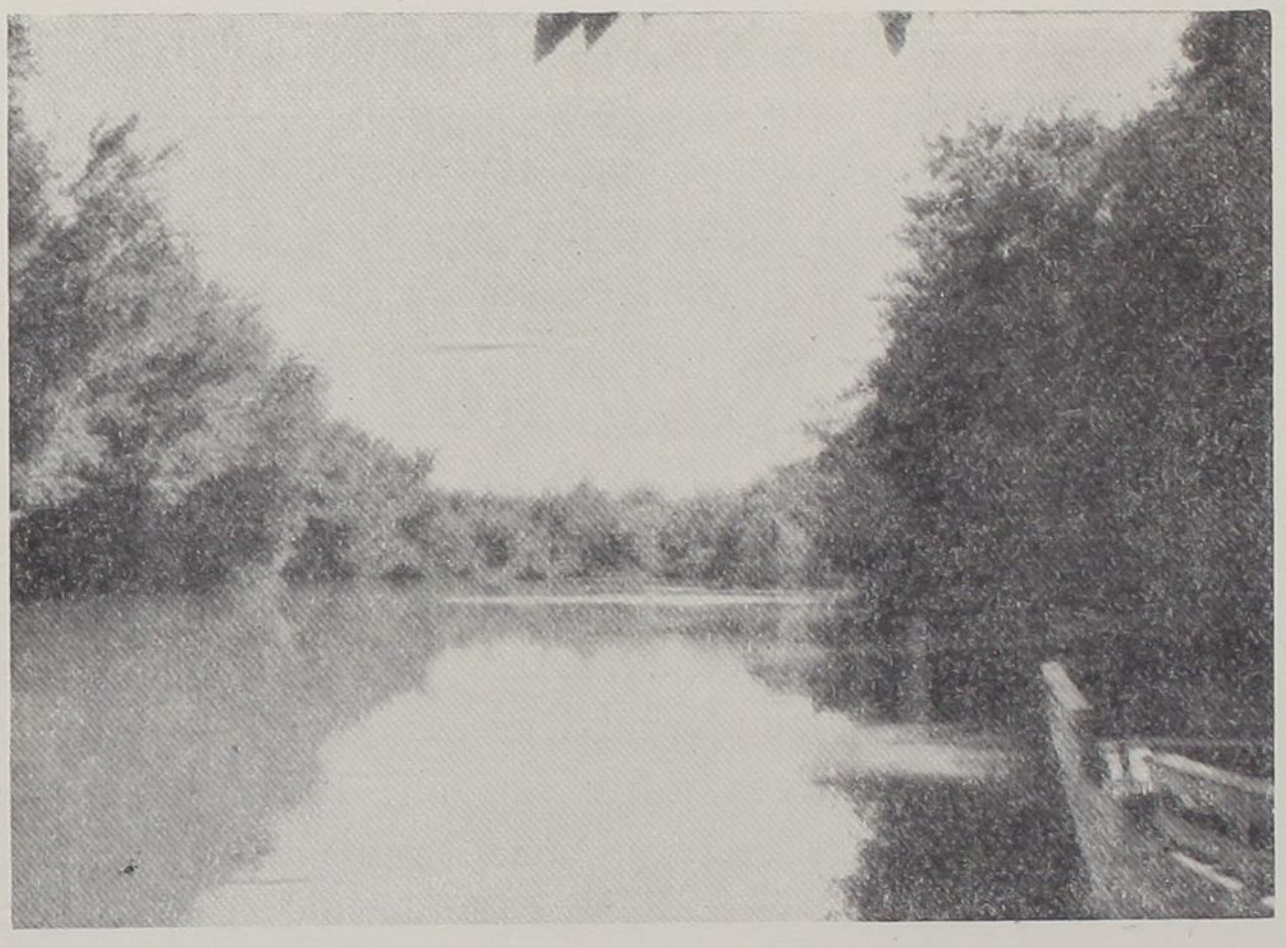
An einem Brunnen vor Jericho

lächter der Schakale. Bis auch das verstummt und alles in einen schweren, bleiernen Schlaf sinkt.

*

Dort wälzen sich die Wasser des Jordans.

Trübe, in ungestümer Hast, mit hundert Windungen, mit tausend Hemmungen läuft er dahin. Kein Hindernis kann ihn zurückdrängen. Von den Schneehöhen des Hermon zieht's ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in den warmen Süden hinab, tiefer als irgendein Strom der Erde, bis er in jenes leuchtende, klarblaue Wasser hineinströmt und Ruhe findet. Der See Merom will ihn halten, aber er eilt weiter. Der See Genezareth lockt ihn hinein in sein verführerisches Blau, aber er muß vorwärts. Seine Unruhe wächst, bis er ausruhen kann im Toten Meer.



Blick auf den Jordan

Der Jordan ist auf beiden Seiten bewaldet. Wir wandern hinein in das Dickicht. Es ist ein kleiner Urwald, der uns mit seiner fremdartigen, fast tropischen Schönheit hier entgegentritt. Hohe Tamarisken, Akazien und Zwergeichen wechseln mit Mastix, Lorbeer und Terebinthen, und überall an Stämmen und Zweigen ranken sich Schlingpflanzen empor. Ein Paradies für die Tierwelt! Zahlreiches Wild, Hyänen und Leoparden hausen in dem Dickicht, die Vögel sind in unzähligen Arten vertreten, darunter auch Kolibris.

Doch unangenehm sind die Schlangen.

Für gewöhnlich ist die Schlangenplage nicht schlimmer als an anderen wasserreichen Tälern der Wüste. Meist wimmelt es von Hornvipern, Puffottern, Kobras und kleinen schwarzen Schlangen. Die Beduinen, die in diesen Gegenden zelten, müssen besondere Vorsichtsmaßregeln befolgen.

Besonders nachts kann jeder Schritt gefährlich werden. Ein Beduine geht dann nicht ohne seinen langen Kamelstock. Mit ihm tastet er den Boden ab und erschlägt alle Schlangen, die er aufstöbern kann. Hat er den Lagerplatz gut abgetastet, so kann er sich fest in seinen Burnus wickeln und zur Ruhe begeben. Nun haben die Schlangen aber leider die Angewohnheit, nachts die Lagerstätten der Menschen aufzusuchen und sich in den faltigen Mänteln der schlafenden Beduinen zu verkriechen, denn sie lieben anscheinend die Wärme. Wer morgens zuerst aufwacht, muß ganz leise die Schlangen von seinem Burnus abschütteln, bevor er sich erhebt, und klopft dann die Schlangen von den Mänteln seiner Kameraden herunter. Die Beduinen gehen fast alle barfuß oder nur mit leichten Sandalen bekleidet, man kann sich also denken, welchen Gefahren sie ständig in den schlangenverseuchten Gegenden ausgesetzt sind. Ein Schlangenbiß wirkt oft schon in wenigen Minuten tödlich.

Eine andere Plage der Wüste und eigentlich auch ganz Palästinas sind die Skorpione. Der Skorpion ist mit den Spinnen verwandt, baut aber keine Netze, sondern wohnt unter größeren Steinen. Hier lauert er auf sein Opfer, ergreift es mit seinen krebsartigen Scheren und schnellt seinen Schwanz mit dem giftigen Stachel über seinen Kopf hinweg in die Beute. Diese kleinen schwarzen Teufel, die eine Länge von zehn bis fünfzehn Zentimeter erreichen, findet man oft in ganzen Familien unter einem Stein sitzen. In den Weinbergen braucht man nur ein paar große Steine umzudrehen, schon hat man sie. Sie können sehr schnell laufen und greifen den Menschen an, wenn er sie stört. Es ist also nicht ratsam, sich so einfach in die Gegend zu setzen wie bei uns auf eine Wiese: das kann einem übel bekommen.

In Arabien sind die Skorpione nicht so gefährlich wie zum Beispiel in Nordafrika. Ich habe mir in Palästina sagen

lassen, daß ein Stich eine riesige Geschwulst hervorruft und wahnsinnige Schmerzen verursacht, die jedoch nach genau 20 Stunden verschwinden. In Afrika wirkt ein Skorpionstich am frühen Morgen tödlich, am Tage oder abends dagegen nicht. Der Skorpion ist ein eigenartiges Tier. Er ist ein Hungerkünstler und läßt sich mit einem geschickten Griff hypnotisieren. Die Eingeborenen fangen die Tiere, und arabische Derwische machen ein Geschäft daraus: sie hypnotisieren und verzehren die Skorpione vor der Beifall spendenden Menge.

Doch jetzt sind wir am Jordan, an der sogenannten Taufstelle. Ein paar Pfahlbauten der Fischer schützen die Bewohner gegen Überschwemmungen und wilde Tiere. Die Gastwirtschaft, die an diesem abgelegenen und doch so berühmten Platz nicht fehlen darf, gehört natürlich — einem Griechen. Eine armselige Hütte, aus ein paar Brettern zurechtgezimmert, und ein großer überdachter Platz mit Tischen und Bänken. Unter dem Schutzdach hängen ausgestopfte Vögel und Hyänen; das ist die ganze Herrlichkeit.

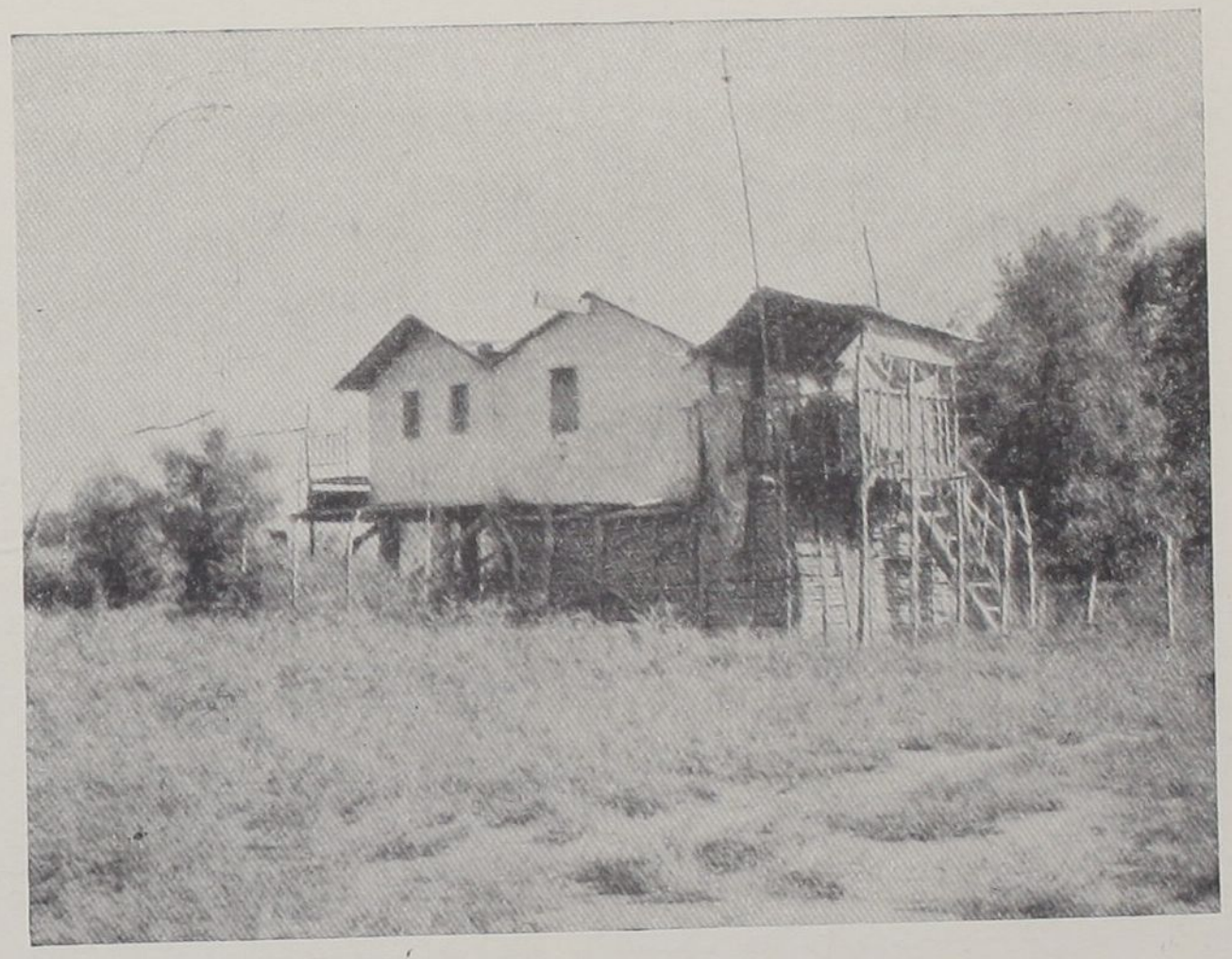
Der Wirt bringt uns einen großen gebratenen Jordanfisch. Zitternd und rot im Gesicht setzt er sich neben uns auf die Bank.

„Ich werde bald wieder Fieber haben", sagt er, „hier in den Jordansümpfen sind selbst wir, die wir doch an Hitze gewöhnt sind, ständig von der Malaria bedroht. Im Winter geht es ja noch, aber der Sommer macht uns alle schwach."

Auch die Juden, die sich vielfach am Jordan angesiedelt haben, leiden sehr am Fieber, und ein großer Teil der Zionisten, die hier herüberkommen, geht an dem furchtbaren Klima zugrunde. Wochenlang müssen sie oft in den Spitälern von Tiberias und Jerusalem liegen, und nur wenige kehren geschwächt an ihre Arbeit zurück.

Beth Sera ist eine jener zionistischen Kolonien, ein Land, das man den Juden erst spät überlassen hatte. Meist Menschen, die aus der Jugendbewegung hervorgegangen sind, haben sich hier angesiedelt. Sie kamen aus Galizien und Polen, nahmen erst in arabischen Diensten jede Arbeit an, die sie bekommen konnten, und haben nun hier eine Kolonie gegründet. Viele gaben es auf, siedelten in andere Berufe über oder gingen nach Europa zurück, wenn sie den Anstrengungen, die sich ihnen entgegenstellten, nicht standhalten konnten. Nur der Wunsch und die mystische Sehnsucht, mit dem Land ihrer Väter und der heiligen Erde selbst in unmittelbare Berührung zu kommen, verleiht dem jüdischen Volk die Kraft, allen Härten und Kämpfen des Schicksals standzuhalten.

Dort, wo der Jordan seinen Nebenfluß, den wilden Jarmuk, empfängt, sieht man jüdische Arbeiter auf riesigen Holzgerüsten und Erddämmen damit beschäftigt, das gewaltigste technische Unternehmen des nahen Ostens zu vollenden. Hier soll die Kraft beider Ströme gebändigt werden, um ganz Palästina mit elektrischem Licht zu versorgen. Es ist eine wahre Hölle, in die man sich begibt. Wer hier gearbeitet hat, ist für sein ganzes Leben gezeichnet. Im Kriege haben an dieser Stelle die Engländer mit Hilfe von Ägyptern eine von den Türken zerstörte Brücke wieder aufgebaut, doch die meisten von ihnen starben an Tropenkrankheiten. Von tausend Mann konnten nur vierhundert die Heimat wiedersehen. Jetzt arbeiten hier in der Hölle von Tell Ör fünfhundert jüdische Arbeiter. Große Baracken sind für sie gebaut, es ist eine richtige Stadt entstanden. Man findet da ein riesiges Speisehaus mit durchbrochenen Wänden und Ventilatoren, man findet Lese- und Spielräume, Wäschereien und Bäckereien und auch ein Krankenhaus. Wieviele Arbeiter werden die Anstrengungen ihrer Tätigkeit hier über-



Pfahlbauten am Jordan

stehen, und wieviele werden noch kommen müssen, damit das mächtige Kraftwerk fertiggestellt wird?

Die jüngste Errungenschaft jüdischer Kolonisten ist eine Anlage am Toten Meer. Das Wasser selbst wollen sie sich nutzbar machen, das keinem Lebewesen eine Existenz erlaubt. Sie wollen dem Meer seine reichen mineralischen Schätze zu entziehen versuchen, vor allem Salz, Magnesium und Naphtha. Das Wasser wird in Salinen geleitet, wo es bei der großen Hitze sehr schnell verdunstet. Die übriggebliebenen Salze, die auch sonst überall am Rande des Toten Meeres zutage treten und in allen Regenbogenfarben schillern, geben der Landschaft durchaus keinen toten Charakter. Einige Fabrikanlagen sind schon entstanden, in ihnen werden die Salze verarbeitet; aber die Leute hausen in Zel-

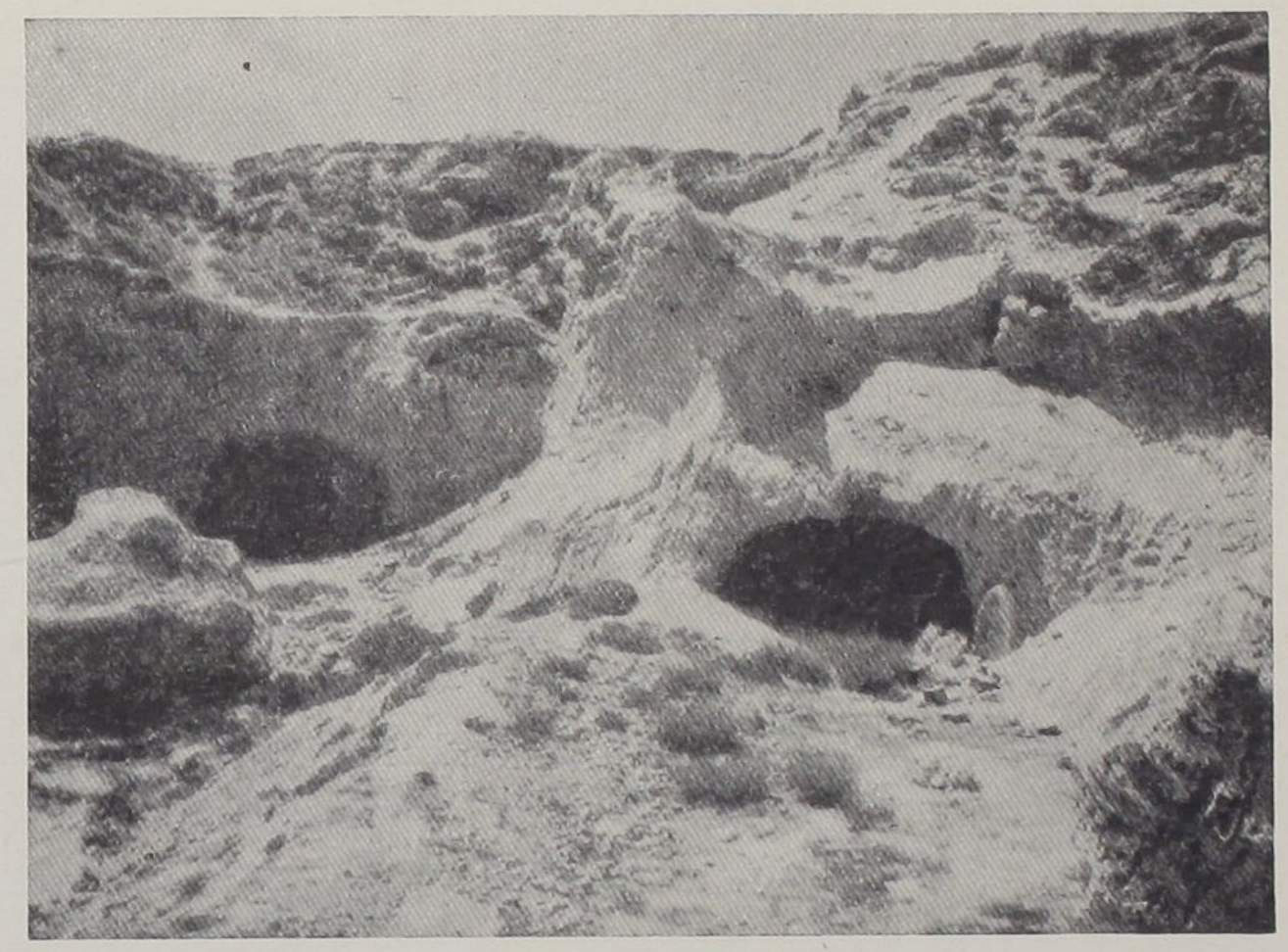
ten oder entsetzlichen Baracken, die sie sich aus den unmöglichsten Dingen zurechtgezimmert haben. Manche haben sogar Teile von alten Automobilen dazu verwendet, die vielleicht irgendwo einmal verunglückt waren.

Am späten Nachmittag kommen wir vom Jordan auf Umwegen durch die hügelige Salzwüste zum Toten Meer. Wie der Schmelztiegel eines Alchimisten breitet es sich vor unseren Augen aus, eingeschlossen von hohen, farbigen Felswänden.

In seinen Tiefen sollen fünf Moabiterstädte ruhen. Das ganze Tal Siddim, von dem es heißt, daß es wasserreich war „wie ein Garten des Herrn, wo sich versammelt hatten gegen Kedor Laomor die Könige von Sodom, von Gomorra, von Adama, von Zeboim und von Bela", wurde damals bei einem vulkanischen Ausbruch von den Fluten des Meeres verschlungen. Seltsame Ruinen und Trümmer, die wahrscheinlich niemals erforscht werden, liegen hier in dunklen Tiefen begraben.

Das weißliche, ölige Wasser des Toten Meeres ist bekanntlich so schwer, daß ein Mensch wie ein Kork von ihm getragen wird. Wir haben es auch selbst redlich probiert. Schon wenn man bis zu den Knien hineingeht, ist ein Fortkommen darin kaum möglich, der Auftrieb ist so groß, daß man das Gleichgewicht verliert. Weder an Untertauchen noch an Schwimmen in gewohnter Lage ist zu denken, man sitzt halb aufrecht in der heißen Brühe, Kopf und Füße sehen aus dem Wasser. Schon vor Zeiten ließ Kaiser Titus Sklaven, die er mit Ketten zusammengebunden hatte, hineinwerfen, um dies zu erproben, und sie ertranken nicht.

Unsere Vorstellungen vom Toten Meer sind meist ganz irrig. Eins der wunderbarsten Gemälde der Erde breitet sich hier aus. Der furchtbare Salzsee strahlt in Irisfarben, wie nur ein Golf von Sizilien oder der Meerbusen von



In der Wüste am Toten Meer

Korinth. Aber sein Schein ist dunkler, wie von geschmolzenem Metall, seltsam und geisterhaft. Seine Wellen ruhen nicht in bleierner Unbeweglichkeit, sondern ziehen, wie jedes andere Meer, weiße Schaumbrandungen um die Küsten.

Die Sonne war in prachtvollem Abendglühen untergegangen. Unter dem glitzernden Sternenhimmel lagerten wir mit den Beduinen zusammen vor ihren Zelten. Geschichten wurden erzählt, und ein marokkanischer Pilger, der sich auf der Wanderschaft nach Mekka befand, unterhielt uns mit komischen Liedern und Tänzen, bei denen er auf drollige Art verschiedene von den Anwesenden karikierte und zum Schluß einige Tiergestalten imitierte.

Spät nach Mitternacht, als endlich alles schwieg, streckten wir uns auf das weiche Lager des Sandes und schliefen augenblicklich ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

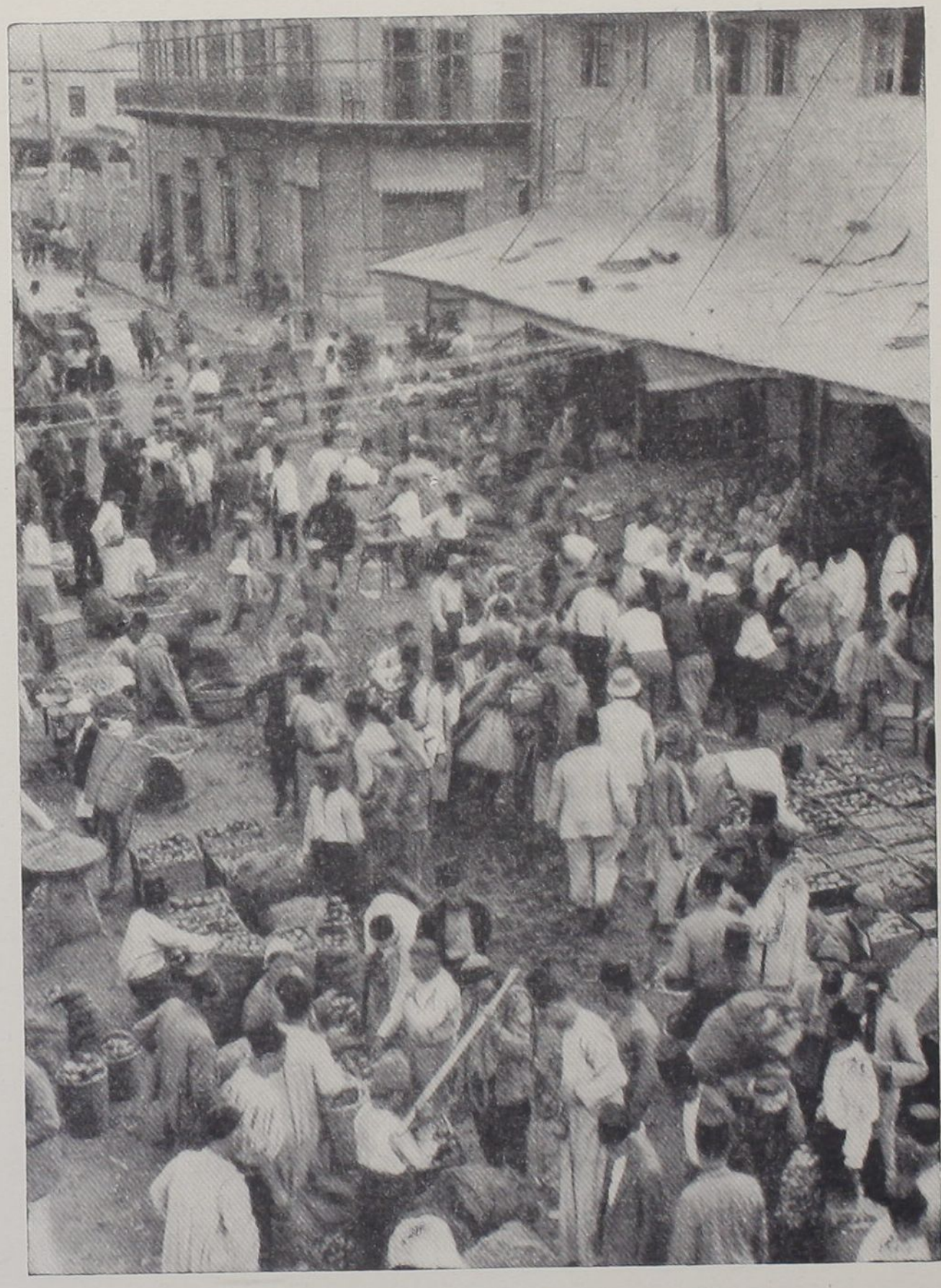
7. Damaskus, das Auge des Ostens.

Es gibt ein arabisches Sprichwort, das heißt: „Unser Land gleicht einem ausgebreiteten Burnus aus grobem braunen Stoff, dessen Ränder von wunderbarer Seide eingefaßt sind. Doch stecken in ihm mehr Läuse als seidene Fäden."

Arabien ist ein Land, das sich über zwei Breitengrade erstreckt, vom Mittelmeer bis zum Indischen Ozean, und das in seiner ganzen Ausdehnung siebenmal so groß wie das Deutsche Reich ist. Arabien ist das noch am wenigsten erforschte Land unserer Erde. Die weitausgedehnten Wüstenstrecken sind wasserarm und schwer zugänglich; die Randgebiete mit ihren hohen Gebirgen, mit ihrer oft geradezu paradiesischen Fülle und Fruchtbarkeit sind die seidenen Ränder des Mantels, auf die bisweilen noch Edelsteine von wunderbarer Schönheit aufgesetzt sind.

Und einer dieser Edelsteine ist Damaskus.

Damaskus liegt an einem sehr wichtigen Eisenbahnstrang. Es ist die sogenannte Hedjasbahn, die von Medina kommend, an der Küste des Roten Meeres entlang führt, durch Transjordanien nach Damaskus und Aleppo geht, und hier mit der Bagdadbahn, die aber nie bis Bagdad gebaut ist, sondern nur bis Nisibin, zusammentrifft. Es besteht also eine Bahnverbindung Konstantinopel—Konia—Aleppo—Damaskus—Medina. Europäer müssen allerdings vorher



Marktleben in den Straßen von Beirut

aussteigen. Medina, eine heilige Stadt, darf nur von Mohammedanern betreten werden. Diese Bahn führt nicht über Jerusalem. Will man von Jerusalem nach Damaskus,

so muß man entweder mit dem Auto nach Amân und erreicht dort die Hedjasbahn, oder man fährt mit der ägyptischen Bahn direkt von Jerusalem bis Jaffa und erreicht hier eine Verbindungsstrecke zur Hedjasbahn, die über Haifa und Tiberias nach Dera in Transjordanien führt. Aber kein vernünftiger Mensch benutzt diesen umständlichen Weg. Hier reist man eigentlich nur noch im Auto. Denn nicht nur umständlicher und langwieriger sind die Fahrten mit den palästinensischen Bahnen, sondern auch teurer als die Automobile. Ein Platz dritter Klasse auf der Eisenbahn kostet mehr als ein Platz in einem Automobil.

Über Nablus und Nazareth geht die Fahrt zuerst nach Haifa am Berge Karmel, der Mutterkolonie der Deutschen in Palästina. Es ist ein wunderbares Gefühl, endlich einmal wieder nach den Gluttagen der Wüste den erfrischenden Atem des Mittelmeeres einsaugen zu dürfen. In strahlendem Blau breitet es sich vor uns aus, blütenweiße Schaumkronen auf seinem Rücken. Bald haben wir Haifa hinter uns, die Fahrstraße führt uns noch durch einige Gärten, ein Flußlauf wird gekreuzt, dann biegt sie plötzlich zum Meere ab und verliert sich im gelben Küstenstrand. Denn die einzige Straße, die Haifa mit der alten Feste Akko verbindet, ist der Strand des Meeres selbst. Es ist eine der genußreichsten Fahrten, die ich auf der Reise gehabt habe, auf dem festen welligen Ufer, halb im Wasser, nur um dem tiefen trockenen Sand nicht zu nahe zu kommen, am Ufer des Meeres. Man fährt hier wie auf der Schneide eines Schwertes, kommt man nur ein wenig vom schmalen Wege ab, so graben sich die Räder tief in den lockeren Sand ein, und ein mühevolles Graben kann dann beginnen.

Das sagenumwobene Akko, das sich auf einer Halbinsel weit ins Meer hineinschiebt, haben wir erreicht. Was haben die Mauern dieser alten Kreuzfahrerstadt im Laufe

der Jahrhunderte alles gesehen, was sind hier für Kämpfe ausgefochten, fanatische Kämpfe um die drei großen Religionen. Heute wohnen in Akko annähernd dreitausend Christen, und jährlich an einem bestimmten Tage verlassen alle Mohammedaner die Stadt und halten sich zwischen den weißen Grabsteinen der weiten Friedhöfe auf. Nach altem Gesetz gehört so die Stadt für die Dauer eines Tages den Christen.

Jetzt, wo wir uns der syrischen Grenze nähern, wird die Küste steil und felsig. Eine wundervolle Autostraße führt in das Gebirge hinauf. Und dort, wo der Weg über den Grenzpaß läuft, blitzt eine steil zum Meer abfallende Kalkwand auf, fast wie die Kreidefelsen von Rügen. Hier ist die palästinensische und syrische Zollstation Ras-el-Nakouba. Die Revision verläuft ohne jegliche Schwierigkeit, wie überhaupt die Franzosen in den Kolonien und Mandatsgebieten sich den Deutschen gegenüber in jeder Weise entgegenkommend zeigen, was man von den Ägyptern und Türken nicht gerade sagen kann.

Wir kommen noch nach Sidon, einer kleinen verwunschenen Stadt, mitten in grünenden Wäldern und Gärten. Es ist eine ganz andere Welt, die sich hier zeigt, nach den sengenden Wüsten Transjordaniens und den kahlen Höhen Samarias. Andere Menschen, andere Städte und andere Bäume. Die Zedern des Libanon beginnen hier schon in dem wasserreichen Boden zu gedeihen. Die Dörfer und Städte sind alle viel freundlicher und nicht so ärmlich wie in Palästina. Häufig finden sich Gasthäuser an der Fahrstraße, einfache Gartenrestaurationen, wie wir sie auch kennen. Aber die Wirtsleute sind vorsorglich, sie bauen das Schutzdach gegen Sonne und Regen nicht nur über den Platz mit den Tischen und Bänken, sondern auch die Wagen und Autos sollen geschützt stehen, deshalb wird ein riesiges

Dach quer über die Landstraße gebaut, so daß man glaubt, in eine große Scheune einzufahren.

Am Fuße des Libanon liegt Beirut, Syriens wichtigste Hafenstadt. Das Schönste an ihr ist die Lage an einem wundervollen Golf, dessen steile Hänge fast bis obenhin von Zedern bedeckt sind. Die arabischen Stadtteile treten immer mehr zurück, sie werden nach und nach geschleift, um neuen europäischen Bauten Platz zu machen.

In unzähligen Windungen kriecht die Paßstraße in das Gebirge hinauf. In kurzer Zeit haben wir Beirut, seine Gärten und das unendliche Meer unter uns. So spielend leicht werden die Steigungen überwunden, so schnell sind wir über tausend Meter gestiegen, daß diese Fahrt fast den herrlichen Genuß eines Aufstiegs mit einem Flugzeug ersetzt. Jetzt tauchen auch die Schneehäupter des Libanon, des Antilibanon und des Hermon auf, und durch eine Senkung im Gebirgszug fahren wir wie durch ein mächtiges Tor in eine paradiesische Ebene von unvergleichlicher Schönheit ein, in das alte Coelesyrien, das „hohle" Syrien. Es ist die große Hochebene, die sich zwischen dem Libanon und dem Antilibanon ausbreitet. Auf schnurgeradem, etwa 40 Kilometer langem Wege kommen wir dem Antilibanon immer näher, der sich uns als letztes Hindernis entgegenstellt. Hier zeigen sich wieder schroffe Bergformationen, denen jegliche Vegetation fehlt. Wir biegen in ein Seitental ein, abseits von der Straße nach Damaskus, um den kleinen Gebirgsort Bludan zu besuchen, eine Siedlung von einfachem Hirtenvolk. Der Weg dorthin, soweit man ihn überhaupt Weg nennen kann, ist recht gefährlich. Er ist ja auch nicht für Automobile berechnet, die nur selten einmal dieses verlassene Gebirgstal aufsuchen. Hier reist man sicherer auf dem Rücken eines Kamels oder Maultieres.



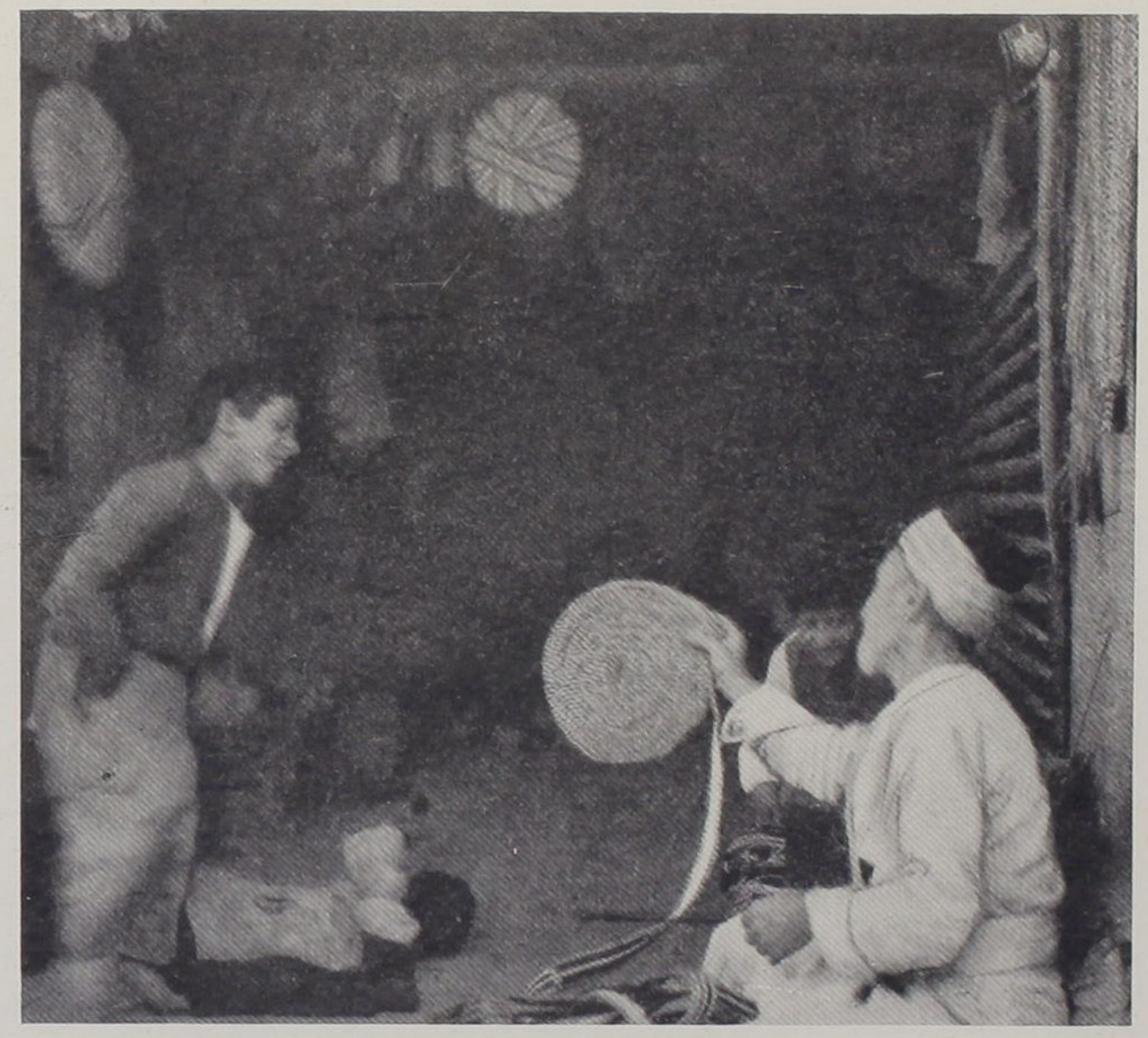
Blick auf Damaskus von den Höhen des Antilibanon



Färberei in den Straßen von Damaskus

Der letzte Höhenzug des Antilibanon, der Salahie, ist überwunden. Und vor uns breitet sich ein einziger ungeheurer Garten aus, soweit das Auge reicht, eine Riesenoase, der allein die Wasser des Baradaflusses hier mitten in der Wüste das Leben schenken. Aus den Höhen des Antilibanon kommt er pfeilschnell dahergebraust, teilt sich in ein Netz von Adern und schenkt Damaskus, dem „Auge des Ostens", wie sie ein arabischer Dichter nennt, das Leben.

Alles, was das Herz sich nur wünschen kann, wächst in diesem märchenhaften Hain in solcher Üppigkeit, wie man sie sich nicht im entferntesten vorstellen kann. Feigen,



Bei den Bandwebern in Damaskus

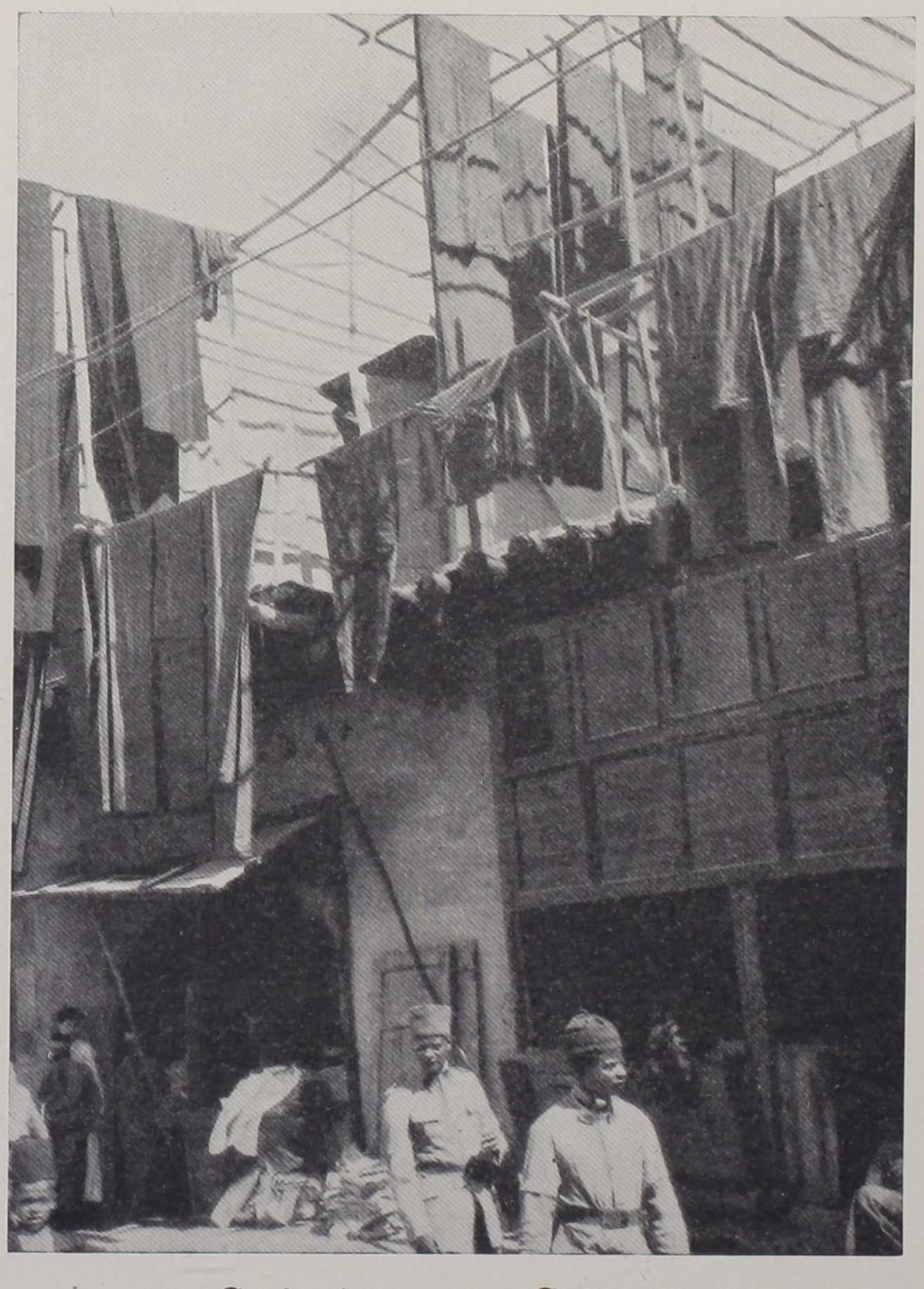
Trauben und Walnüsse gedeihen in einer Größe, wie wir sie nie gesehen haben. Und die Rosen von Damaskus sind in allen Landen berühmt. Die Anlage der Stadt, wie man sie von den Höhen des Antilibanon erblickt, vergleichen die Araber mit einem Löffel: die Vororte längs eines Seitenarmes des Baradaflusses bilden den Stil, während die Stadt selbst die Rundung der Kelle darstellt.

Damaskus ist eine der ältesten Städte der Welt. Die Stadt wird schon in der Bibel gelegentlich eines Kriegszuges Abrahams erwähnt (1. Moses 14. 15.). 733 v. Chr. wurde das Damaszenische Reich, das Land Imirisu, von

dem assyrischen König Tiglat Pilesar mit Assyrien vereinigt. Unter Trajan wurde Damaskus römische Provinzialstadt, und seit Hadrian führte es den Ehrentitel „Metropolis". Aber seine Blütezeit erlebte es unter der Herrschaft der Araber. Zur Zeit der omajadischen Kalifen war die Stadt fast ein Jahrhundert lang die Residenz der Herren der halben Erde gewesen, bis die Abbassiden ihre Hauptstadt von dort nach Bagdad verlegten. Die Kreuzfahrer haben sie nie erobern können, Kaiser Konrad III., der Vorgänger Barbarossas, hat sie vergeblich auf seinem Kreuzzuge 1148 belagert. Später, im Jahre 1401, erlag Damaskus dann doch den Horden des Mongolen Timur, der die Stadt verwüstete und die berühmten Waffenschmiede fortführte und in Samarkand ansiedelte. Die gewaltigste der Moscheen, die nach dem Herrschergeschlecht der Omajaden noch heute ihren Namen trägt, ist 1893 teilweise durch eine Feuersbrunst zerstört worden, dann aber aus den Trümmern wieder neu erstanden.

Esch-Schâm, wie die Stadt im Arabischen heißt, besteht aus einem Labyrint unzähliger schmaler Gassen. In einer von ihnen befindet sich das arabische Hotel Dor-el-Farah des Herrn Saleh el Karkoukly; hier wohne ich. Ich bin oft an der Tür des Hauses vorbeigelaufen, denn da sich das ganze Leben dieser Stadt, wie überhaupt aller Orte des fernen Südens, nach innen abspielt, man aber in den finsteren Straßen immer nur kahlen Mauern mit einer einzigen Öffnung, der Tür, gegenübersteht, ist es nicht so einfach, sich gleich zurechtzufinden. Alles liegt hinter Mauern versteckt; Gärten, Moscheen, der Reichtum der Araber und das ganze häusliche Leben eines Mohammedaners.

Das arabische Wohnhaus und auch mein Hotel ist im Quadrat um einen mit bunten Fliesen belegten Hof gebaut. Die Gastzimmer befinden sich alle im ersten Stock. Eine



Trockenplatz in einer Färbergasse

Galerie läuft ringsherum und bildet den Zugang zu den Zimmern. Das Dach des Hauses ist abgeflacht, auf ihm

befindet sich eine Anzahl eiserner Bettstellen, denn ein Araber schläft in den heißen Nächten des Sommers nicht in den Räumen des Hauses, sondern immer unter freiem Himmel. Finden sich sehr viel Gäste ein, so wird auch der Hof noch mit Betten bestellt. Die Leute, die hier schlafen, meist Beduinen der Wüste, müssen allerdings sehr früh am Tage das Feld räumen, denn hier werden auch die Mahlzeiten eingenommen. Meine Mitbewohner waren einfache Beduinen, arabische Kaufleute und arabische Soldaten der französischen Kamelreitertruppe, die ihren Urlaub in Damaskus verbrachten, kupferbraune Gestalten mit funkelnden Augen und langem schwarzen Haar, das sie in Zöpfen geflochten tragen, und das nach echt beduinischer Art meist reich bevölkert ist. „Ein Knauser nur", meint doch selbst der große Scherif Schakir, „möchte seinen Kopf ganz für sich allein haben."

Und ich muß trotzdem sagen, daß ich mich mit all' den braunen Kerlen recht gut verstanden habe. Achtet man ihre Art und ihre Lebensgewohnheiten, dann wird man von ihnen auf die entgegenkommendste Weise behandelt und kann nur von ihnen lernen.

Die Basare der Stadt zeigen nicht mehr den Glanz früherer Zeiten, westlicher Einfluß macht sich auch hier geltend. Trotzdem bietet sich einem noch genug Gelegenheit, die Handwerker verschiedener Gewerbe bei ihren Arbeiten zu beobachten. Da sitzen in ihren viereckigen Kästen, die wie Schränke nach der Straße hin geöffnet sind, die Teppichknüpfer, Sattelflicker, Kupferschmiede und Bandmacher. Jedes Gewerbe hat seine besondere Gasse. Und zwischen den Ständen herrscht ein überaus reges Leben und Treiben wie in jeder Stadt des Orients.

Nach Sonnenuntergang schlendere ich noch einmal durch die Straßen von Damaskus. Der Muezzin hat seinen Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Halle Zweigbibl. Ha 1 Vorderer Orient



Hier wird ein Fell gegerbt

betsruf beendet, ein kühler Abend senkt sich auf das Häusermeer der Wüstenstadt. Aus einem Hause tönt mir Gesang entgegen, und während ich noch stehe und lausche, kommt ein alter Mann, faßt mich bei der Hand und führt mich hinein. In einem großen hohen Raum sehe ich viele Leute auf niedrigen Schemeln im Halbkreis um den Sänger versammelt, der von einem erhöhten Platz aus seinen Zuhörern etwas vorträgt. Ein öffentlicher Märchenerzähler ist es. Sein Vortrag beginnt mit der „eröffnenden Sure" des Korans und endet mit dem „Amen". Der Anfang und das Ende wird gesungen, während alles, was dazwischen liegt, rezitiert wird.



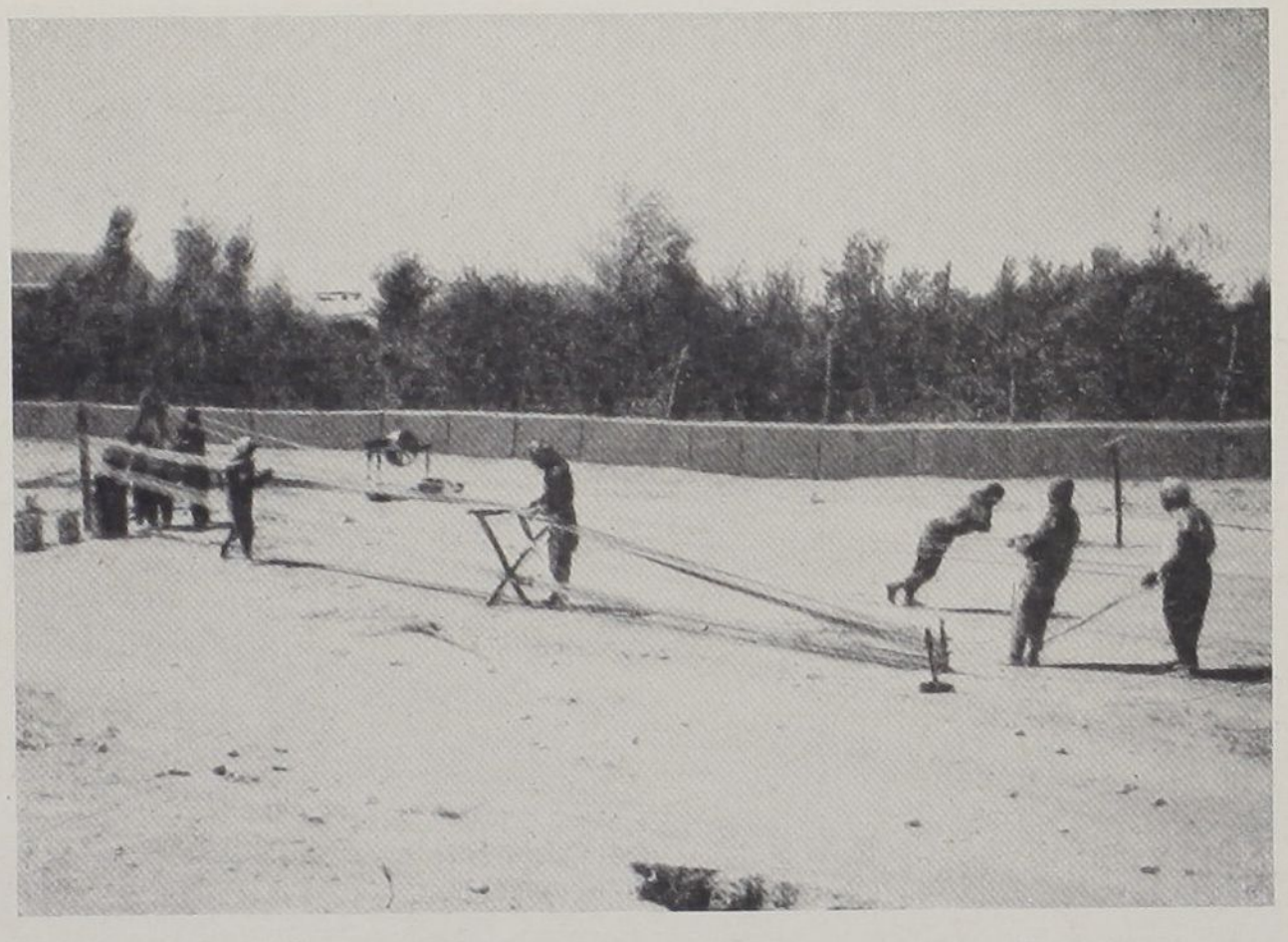
Bei den Sattelflickern von Damaskus.

Dieser Märchenerzähler ist ein fabelhafter Schauspieler, ein geschickter Gestalter und verfügt gleichzeitig über einen wundervollen Bariton. Er weiß seine Zuhörer zu packen, er versetzt sie in eine Stimmung, daß sie seinen Darbietungen bis zum Schluß restlos begeistert zuhören.

Der einleitenden Sure des Korans folgen die eigentlichen Märchen. Es sind die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, dem Urquell aller Romantik, die in ihren lockenden Bildern die Zuhörer auf lange Stunden hinaus ihre Sorgen und Mühen vergessen lassen. Es sind dieselben Geschichten, die schon jahrhundertelang die Menschen gerührt haben, von den Wunderstörchen, vom fliegenden Teppich, von der einstigen Macht der Kalifen und von Harun ar Raschid.



Hof der großen Moschee von Damaskus.



Seiler bei der Arbeit

Nach jedem Märchen murmeln die Zuhörer ihren Dank, Tee und Kaffee wird gereicht, und durch den bläulichen Rauch der Nargileh sehen alle wie berauscht auf die feine, vornehme Gestalt des Märchenerzählers. Das hastende Tempo, das uns im Westen nie zur Ruhe kommen läßt, hat hier ganz seine Macht verloren. Die Zeit schillernder Träume scheint nie ein Ende nehmen zu wollen. Das ist der Orient, wie wir ihn nur selten oder nie verstehen werden. Der Europäer kommt mit seiner Technik, mit Eisenbahnen, Flugzeugen und ungeheuren Dampfern. Der Orientale sieht dem allen zu und weiß ihm nichts entgegenzusetzen als seine Seele. Hier das Denken, dort das Fühlen.

Wir kennen Fabriken, in denen sich tausend Räder drehen, ein Strom müder Arbeiter mit dem Glockenschlag die Arbeit hinlegt und forteilt. Der Orient sieht nur arbeitende

Hände, Reihen von Schustern, Reihen von Webern in einer Straße, die alle die gleiche Ware zum gleichen Preise konkurrenzlos herstellen. Manch einer wird lächeln über diese Lebensweise der Orientalen — doch eines bedenkt er nicht, daß er vom Morgenlande auch etwas empfangen hat, nämlich seine Religion, die Stellung des Menschen zum Weltgeist. Denn alle Religionen sind im Orient entsprungen. Das eine Volk arbeitet nach außen hin, das andere arbeitet nach innen, das eine für den Leib, das andere für die Seele. Deshalb muß man beide Kulturen, die des Morgenlandes und die des Abendlandes mit völlig verschiedenen Maßstäben messen, um ihnen einigermaßen gerecht zu werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

8. Auf Wüstenwegen zum Euphrat und Tigris.

Haben Sie auch genügend Wasserschläuche aufgebunden? Daß Ihnen nicht wieder der Kühler kaputt geht wie neulich im Dschebel Druz!"

Der Leiter der arabischen Autotransportgesellschaft Shaban revidiert noch einmal alle Wagen, die auf dem großen Hof der Gesellschaft bereit stehen und die heute die zweitägige Reise nach Bagdad antreten sollen. Große amerikanische Tourenwagen sind es, die für diese Reisen benutzt werden. Alle erdenklichen Bestandteile werden in Reserve, meist sogar in doppelter Reserve mitgenommen, und auf die Trittbretter werden große Reservetanks aus Zinkblech aufmontiert, die direkt mit dem Motor verbunden sind, einer mit Wasser und einer mit Benzin. Die Hauptsache ist eine gute Kühlvorrichtung, denn bei der tropischen Hitze kocht das Wasser bald. Und wenn unsere deutschen Wagen sich hier nicht durchsetzen können, dann ist ihre ungenügende Wasserkühlung mit daran schuld.

Alles wird nochmal gründlich nachgesehen, dann wird das Gepäck hinten und an beiden Seiten auf die Tanks aufgebunden — und die Araber nehmen auf ihren Reisen nicht gerade wenig mit, oft ihr ganzes Hab und Gut. Nun können die Reisenden sich auf ihren Platz begeben, sofern sie das allein fertig bringen, denn über die hochgetürmten Koffer muß man hinwegklettern und sich dann durch den engen



Karawanserei in Damaskus

Spalt, den das Verdeck noch freiläßt, hindurchzwängen und sinkt dann entweder auf die Polster oder zwischen die Körbe mit Proviant, die auf dem Boden stehen. Ob man Platz hat oder nicht, das mag Allah wissen. Auf demselben Kletterwege findet der Schofför seinen Platz, steckt seinen Revolver zu sich, und es kann losgehen.

Zweimal wöchentlich ist der Weg durch die Wüste nach Bagdad freigegeben, doch darf die Reise nur im „Convoi" angetreten werden, das heißt also, es müssen sich mehrere Autos, etwa zehn bis fünfzehn, zusammenschließen, damit sie sich im Notfall gegenseitig helfen können. Die großen sechsrädrigen Schlafwagen auf Autopneus fahren jetzt nicht, es ist ja nicht die Saison. Für einen Platz in diesen Riesen-

autos zahlt man bis Bagdad 20 Pfund, dafür wird auch den geehrten Fahrgästen aller Komfort geboten, den sie sich nur wünschen können, vom Tee mit Biskuit und Eiswasser mitten in der Wüste punkt 17 Uhr, bis zur Fliegerüberwachung und militärischen Unterstützung im Falle arabischer Angriffe.

Doch in den gewöhnlichen Automobilen kommt man ebensogut nach Bagdad und zahlt für den Sitz drei Pfund, man kann den Preis sogar noch auf die Hälfte herunterhandeln, wie es mir geglückt ist.

Allerdings nicht mit jedem Auto und nicht mit jedem Schofför kann man die Reise durch die große Wüste wagen. Schon die Fahrt durch die engen Straßen von Damaskus erfordert mit den durch das viele Gepäck weitausladenden Wagen eine unglaubliche Geschicklichkeit. Bei einer Begegnung mit einem anderen Wagen muß einer von beiden in eine Querstraße einbiegen und erst den anderen vorbeilassen.

Der Weg durch die Wüste ist bei Tage nicht schwer zu finden. Die Richtung läßt sich nach der Sonne feststellen, der harte Boden zeigt aber außerdem die Radspuren aller Automobile, die seit dem letzten Winterregen die Fahrt gemacht haben. Sollte wirklich einmal die Spur verloren gehen, so macht das nicht viel aus, wenn der Schofför nur rechtzeitig die Richtung wieder aufnimmt und wenn — ja wenn sein Wagen nicht versagt. Bleibt er nur wenige Kilometer abseits der Heerstraße liegen, dann kommen weder der Wagen noch seine Insassen jemals wieder zum Vorschein.

An der syrischen Grenzstation, die wir nach einstündiger Fahrt erreichten, sammeln sich alle Automobile, um nun geschlossen im „Convoi", wie die Kriegsschiffe im vom Feinde gefährdeten Gewässer, vorzudringen. Dennoch wird im Verlauf der Fahrt die Verbindung zwischen den einzelnen Wagen so locker, daß man gerade noch die riesige

Staubwolke seines Vorgängers am Horizont erkennen kann. Es ist vorgekommen, daß räuberische Schammar-Beduinen, die selbst in Autos durch die Wüste jagen, den letzten Wagen einer solchen Karawane auflauerten, die Insassen ermordet haben und sich mit dem geraubten Auto aus dem Staube machten.

Mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern rasen wir durch die Ebene, die kaum durch einen Stein gestört wird. Besonders die ausgetrockneten Salzseen, die wir anfangs durchqueren, sind so glatt wie Asphalt. Zu drei Automobilen gleiten wir in einer Reihe durch die Gegend, jeder sucht den anderen zu überholen. Würde der Zeiger nicht die hohe Geschwindigkeitsziffer anzeigen, so möchte man es kaum glauben. Hier, wo einem jeder Vergleich fehlt, verliert man ganz das Gefühl für Tempo.

Eine ungeheure Lichtfülle strahlt auf uns herab.

Vor uns tauchen riesige Luftseen auf, an deren Ufern Palmen stehen und Kamele weiden. Doch kommt man näher, so zerfließen sie in nichts. Wie oft schon sind müde Tiere und durstige Wanderer solchen Trugbildern nachgegangen! Die Automobile vor uns schweben plötzlich in der Luft, tauchen auf und verschwinden wieder. Nur die ungeheuren Sandfahnen, die sie aufwirbeln, stehen wie Säulen am Horizont.

Am frühen Morgen, als wir abfuhren, herrschte noch eine angenehme Kühle. Jetzt steigt die Hitze rasch. Die Luft ist nicht mehr so klar, ein nahender Sandsturm kündet sich durch fahle Fernen an. Die Luft wird gelber, immer gelber. Dann stürzt der Sturm mit voller Macht auf uns ein.

Glühend heißer Sand peitscht uns Millionen feinster gelber Körnchen entgegen. Sie dringen in Augen, Nase und Mund, sie dringen selbst durch alle Kleider, und bald ist

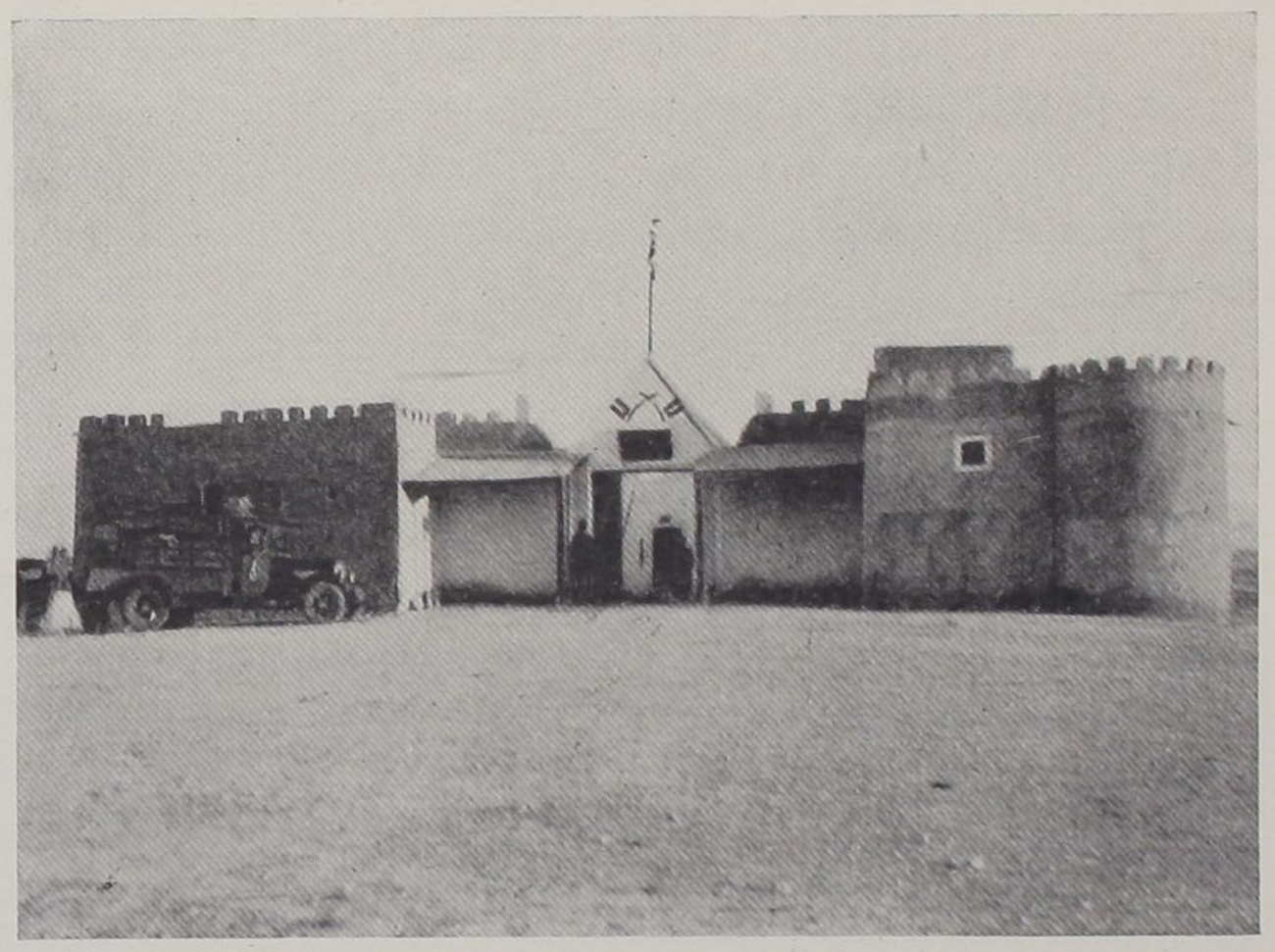
unser ganzer Körper von einer braunen Lehmschicht bedeckt. Stunde um Stunde sitzt unser arabischer Schofför bewegungslos am Steuer, lenkt den Wagen über weglose Flächen und weiß doch immer genau anzugeben, wo wir uns befinden.

Die Luft ist zum jagenden Sandmeer geworden, gegen das unsere Maschine mit aller Gewalt ankämpft. Die Sonne verfinstert sich, eine fahle gelbe Scheibe steht am sonst so blauen Himmel.

Wir haben noch nicht einmal Halt gemacht. Um sieben Uhr morgens sind wir abgefahren und jetzt wird es bald Abend. Eingezwängt zu dritt im Fond des Wagens werden wir durch und durch gerüttelt. Kommen diese großen Wagen erst einmal in Federung, dann hört es nicht mehr auf. Jeder sucht seine Glieder in eine möglichst angenehme Lage zu bringen. Mein Nachbar, ein Kaufmann aus Bagdad, für den eine Reise nach Damaskus nur ein kleiner Ausflug ist, sitzt kreuzbeinig da, hat seinen Kopf auf meine Schulter gelegt und versucht zu schlafen, was ihm aber ebensowenig gelingt wie uns anderen. Ich lasse zur Abwechslung meine Beine, die mir eingeschlafen sind, zum Wagen heraushängen.

Wir versuchen, etwas zu essen, aber der Sand ist ja auch in die Speisen eingedrungen, Sand knirscht zwischen den Zähnen, und alles schmeckt nach Lehm. Den Arabern macht das nichts, sie stopfen unheimliche Mengen von Gurken, Obst und Brot in sich hinein, werden seekrank und geben alles wieder von sich. Das sind so die kleinen Annehmlichkeiten der Reise.

Endlich, am Abend gegen sieben Uhr, als sich der Sturm gelegt und die scheidende Sonne purpurne Töne in das einförmige Gelb gemalt hat, dann aber im gleichen Augenblick die Nacht auf die Wüste herabsinkt, nähern wir uns Rutbah, einer Festung, die die Engländer genau in der



Rutbah, das Fort in der Wüste

Mitte zwischen Damaskus und Bagdad, mitten in der Wüste, errichtet haben.

Langsam fahren wir in ein kleines Tal hinab, hier und da leuchten gespenstisch ein paar Lagerfeuer der Beduinen auf, die hier im Schutz der Engländer ruhig rasten können. Das Tor des Forts, das wir jetzt passieren, wird von bis an die Zähne bewaffneten Zuaven bewacht. Hier sammeln sich allmählich wieder alle Automobile, und eine Stunde wird uns Ruhe gegönnt. Hier stehen auch Panzerautomobile bereit, die zu besonders unsicheren Zeiten den „Convoi" bis Bagdad begleiten.

In dem Dunkel der Nacht, das nur von einzelnen Lampen der Autos unterbrochen wird, wirken die langen mächtigen Gestalten der Wüstenpolizei mit ihren Dolchen und dreifachen Patronengürteln ganz unheimlich. Ein paar von

ihnen sind plötzlich in Streit geraten, einer tobt wie blödsinnig, schlägt mit Händen und Füßen um sich und muß gefesselt davongetragen werden. Die Kerle explodieren bei der geringsten Gelegenheit; ein Wunder ist's, daß nicht gleich die Dolche gezückt wurden.

Um acht Uhr geht es weiter. Einige Wagen sind schon vor einer halben Stunde abgefahren, andere, die später als wir eintrafen, bleiben noch im Fort. Der Schofför sitzt mit derselben Gleichgültigkeit am Steuer wie am Tage. Er fährt die tausend Kilometer lange Strecke von Damaskus bis Bagdad durch in zwei Tagen und einer Nacht, ohne ein Auge zuzudrücken. Schlechte Schofföre gibt es im Orient eigentlich überhaupt nicht. Es gibt höchstens schlechte Mechaniker, die ihren Wagen nach einem Jahr kaputt gefahren haben, und gute, die ihn länger behalten.

In wenigen Stunden hat die Wüste die ungeheure Wärme des Tages dem Weltenraum zurückgegeben. Frösteln haben wir uns in unsere Mäntel gehüllt. An Schlaf ist nicht zu denken, da man ja den Kopf nirgends stützen kann, ohne ständig hin und her gestoßen zu werden.

Von den anderen Wagen ist längst nichts mehr zu sehen. Fahles Mondlicht breitet sich über die eintönige Fläche aus, in der hin und wieder bleichende Knochen oder leere Benzintanks aufblitzen.

Es mag etwa zwei Uhr sein, als wir einen schwachen Lichtschein vor uns bemerken. Beim Näherkommen erkennen wir einen unserer Wagen, der hier liegen geblieben ist, sein Führer bekommt ihn allein nicht wieder in Gang, wir müssen ihm helfen.

Den Fahrgästen war dieser unfreiwillige Aufenthalt, der zwei Stunden dauern sollte, nur angenehm. So wie wir waren, warfen wir uns alle nebeneinander in den jetzt kühlen Wüstensand und schliefen auf der Stelle ein.

Das Heulen einer Hyäne, die durch den Schein der Lampen angelockt ist, sich aber doch nicht ganz heran wagt, weckt mich auf. Die Führer beider Wagen sind immer noch mit der Reparatur des defekten Motors beschäftigt. Längst haben uns alle anderen überholt und uns allein gelassen, allein unter dem Dunkel der Nacht. Das Gefühl des Abenteuerlichen macht sich uns zum ersten Mal eigentlich richtig bemerkbar, man begreift, daß auch heute noch überall in der Wüste dem Menschen Gefahren drohen, die er so leicht vergißt, wenn er die ungeheuren Strecken in soviel Stunden zurücklegt, wie man mit einer Karawane von Kamelen Tage gebraucht.



Beduine in französischen Diensten

Wieder sind wir Stunden um Stunden gefahren, die Sonne ist längst aufgegangen, einige Hyänen und Scha-

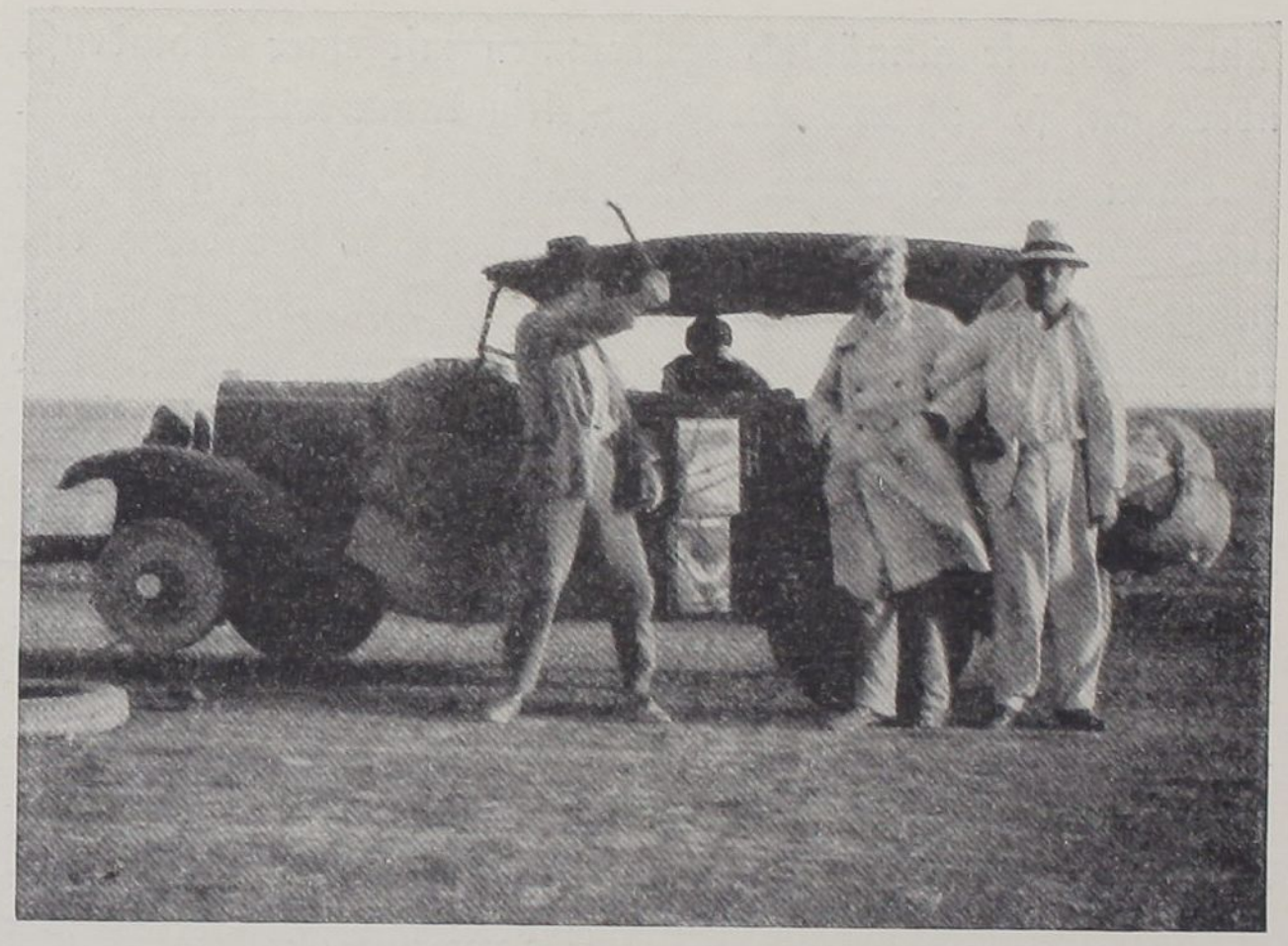
kale werden von uns aufgescheucht und flüchten im aufkommenden Morgendunst, sonst ist noch immer nichts zu sehen.

Gegen Mittag tauchen ein paar dunkle Punkte am Horizont auf, die sich beim Näherkommen als vier Kamelreiter herausstellen, die eine Richtung quer zu unserer Route einschlagen und mit ihren Gewehren in der Luft herumfuchteln. Nach ihrem Heranjagen zu urteilen, haben sie offenbar keine ehrlichen Absichten. Wir fühlen jenen köstlich erregenden Augenblick einer jeden Begegnung in der Wüste: „Freund oder Feind?"

Aber sicher ist sicher, denkt unser Schoffför, gibt Vollgas und sucht sie in großem Bogen zu umgehen.

Nach einiger Zeit stoßen wir auf riesige Herden weidender Kamele. Es mögen wohl ein paar tausend Stück sein. Solche Herden gehören oft einem einzigen Schech, der in ihnen ungeheure Reichtümer besitzt. Von ganz armseligen Disteln und Kräutern, die spärlich zwischen den Steinen wachsen und die man kaum erkennen kann, leben die Tiere. Haben sie eine Weide leergefressen, dann geht es weiter in die steinige Hochebene hinaus. Gewöhnlich haben die Kamele in vier Stunden eine Fläche abgegrast, solange wird gerastet. Dann werden die Zelte abgebrochen, und ein langer Marsch beginnt bis zur nächsten Weide, die man oft erst in zwölf Stunden erreicht. So sind diese großen Herden dauernd in Bewegung, und ihre Wanderungen erstrecken sich über ganz Arabien. Kommen die Beduinen mit ihren Tieren in ein wasserreiches Tal, etwa wie der Wadi Sirhan, und treffen dort mit anderen Stämmen zusammen, die ihnen nicht gerade feindlich gesinnt sind, so werden große Feste gefeiert, die oft tagelang dauern. Der Beduine ist genügsam, unglaublich genügsam auf seinen Zügen durch die Wüste. Ein paar Datteln und etwas Kamelmilch dienen ihm wochen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Autopanne mitten in der Wüste.

lang als einzige Nahrung. Er ist aber auch in gleicher Weise unmäßig auf seinen Festen. Entsetzliche Mengen Fleisches stopft er in sich hinein, was wir ebensowenig begreifen wie seine Genügsamkeit.

Endlich taucht vor uns ein dunkler Streifen auf, nach dem wir schon lange ausgeschaut haben, wie der Seefahrer nach Land: es sind die mit Palmen bewachsenen Ufer des Euphrat. Wir nähern uns einigen Häusern, ein Schlagbaum öffnet sich vor uns, der hier die ganze Wüste absperren soll, und wir befinden uns in der Grenzstation Ramâdi.

Einer nach dem andern klettert aus dem engen Gefängnis wieder über alle Koffer hinweg, und jeder bekommt zuerst mal von kleinen Jungs, die sich auf diese Weise etwas verdienen wollen, einen Eimer Wasser über den Kopf gegossen, was uns allen sehr not tut, denn auf dieser zweitägigen Wüsten-

fahrt sind wir allmählich vollkommen mit einer Lehmkruste überzogen, so daß wir uns gegenseitig kaum wiedererkennen.

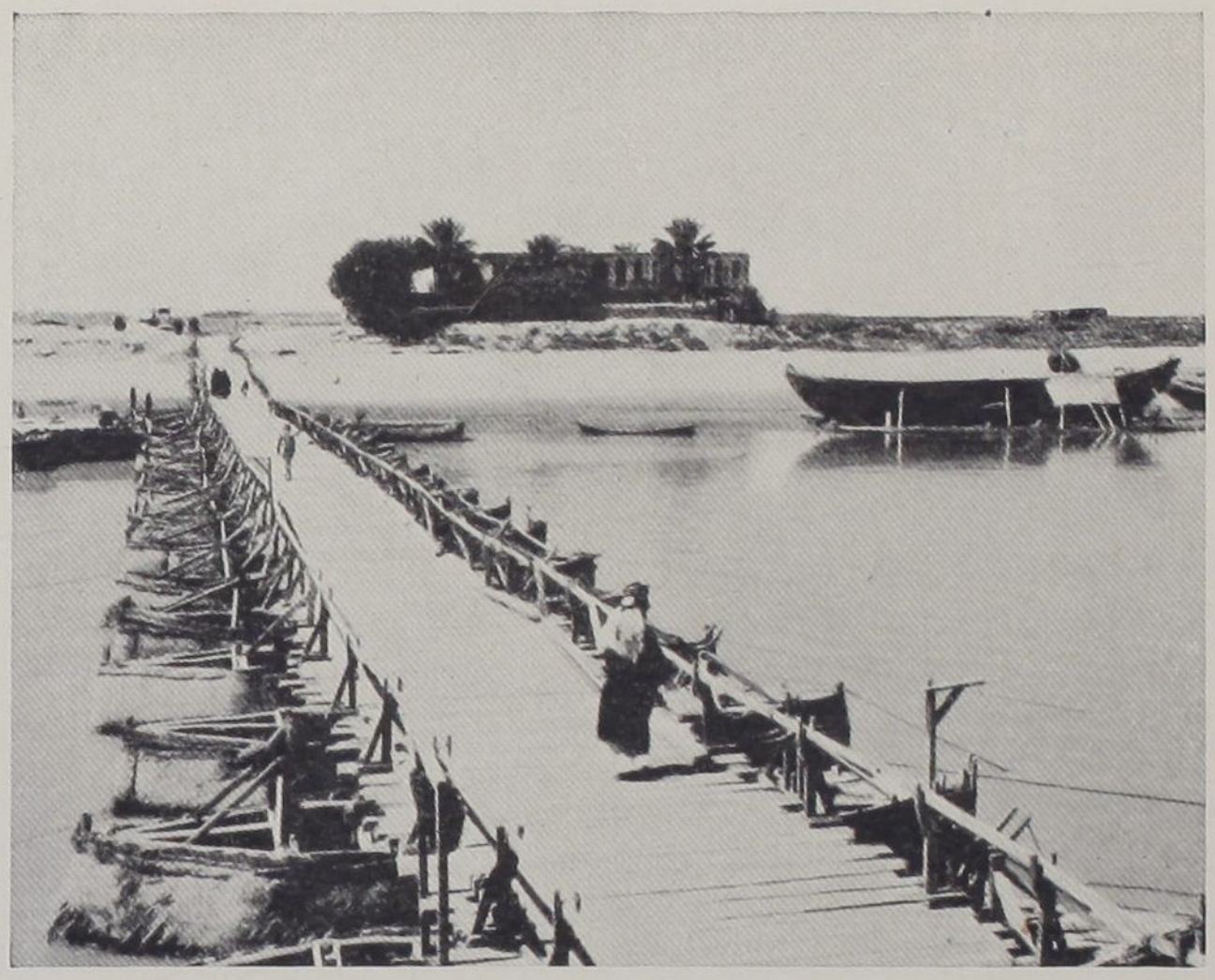
Dann geht es weiter. Der Euphrat, an dessen rechtem Ufer wir jetzt entlang fahren, arbeitet sich hier durch eine riesige Kalksteinplatte hindurch, die bis Samarra am Tigris reicht, und bildet eine Fülle charakteristischer Formen. Die Höhen der schroffen Uferwände treten manchmal weit zurück, so daß der Strom zu Überschwemmungszeiten eine Breite bis zu 800 Metern gewinnt.

Bei Feludja geht es über den Euphrat. Und hier erlebe ich auch meine erste Enttäuschung. Nach den alten Berichten gilt immer Mesopotamien, also das Land, das sich zwischen den beiden Strömen befindet, als eine äußerst fruchtbare Gegend. Das Gegenteil ist heute der Fall. Statt üppiger Felder und Palmenhaine breitet sich wiederum eine trostlose, nicht endenwollende Wüste vor uns aus. Allerdings legt man heute die Strecke von Feludja bis Bagdad auf einer wundervollen platten Autostraße zurück. Auf ihr zu fahren ist eine wahre Wohltat nach der blödsinnigen Jagerei durch die arabische Wüste.

Auch von den großartigen Bewässerungsanlagen, die im Altertum eine so große Rolle spielten, ist nichts zu sehen. Die beiden Flüsse, der Euphrat und der Tigris, kommen sich bei Bagdad am nächsten, doch das Land zwischen ihnen ist wüst und leer. Erst im weiteren Verlauf fließen beide Flüsse nördlich von Basra zusammen, heißen von nun an Schatt-el-Arab und münden bei Muhammera in der Persergolf. Hier findet man fruchtbare Felder und Gärten, und zehn Millionen Dattelpalmen beschatten die Ufer des Flusses.

Da steht sie nun vor mir, die Sagenstadt Bagdad.

Aus weiter Ferne fällt mein Blick zuerst auf sie. Eingehüllt in dunkelblaue Palmen steigt sie aus dem Nichts



Brücke über den Euphrat bei Feludja.

empor. Größer und größer bilden sich ihre Konturen. Kuppeln und Minarets steigen aus dem Gewirr der Häuser und weit links im Norden blitzt ein goldenes Kuppelpaar, das Heiligtum der Schiiten, Kasimên.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

9. Im Schatten des Todes.

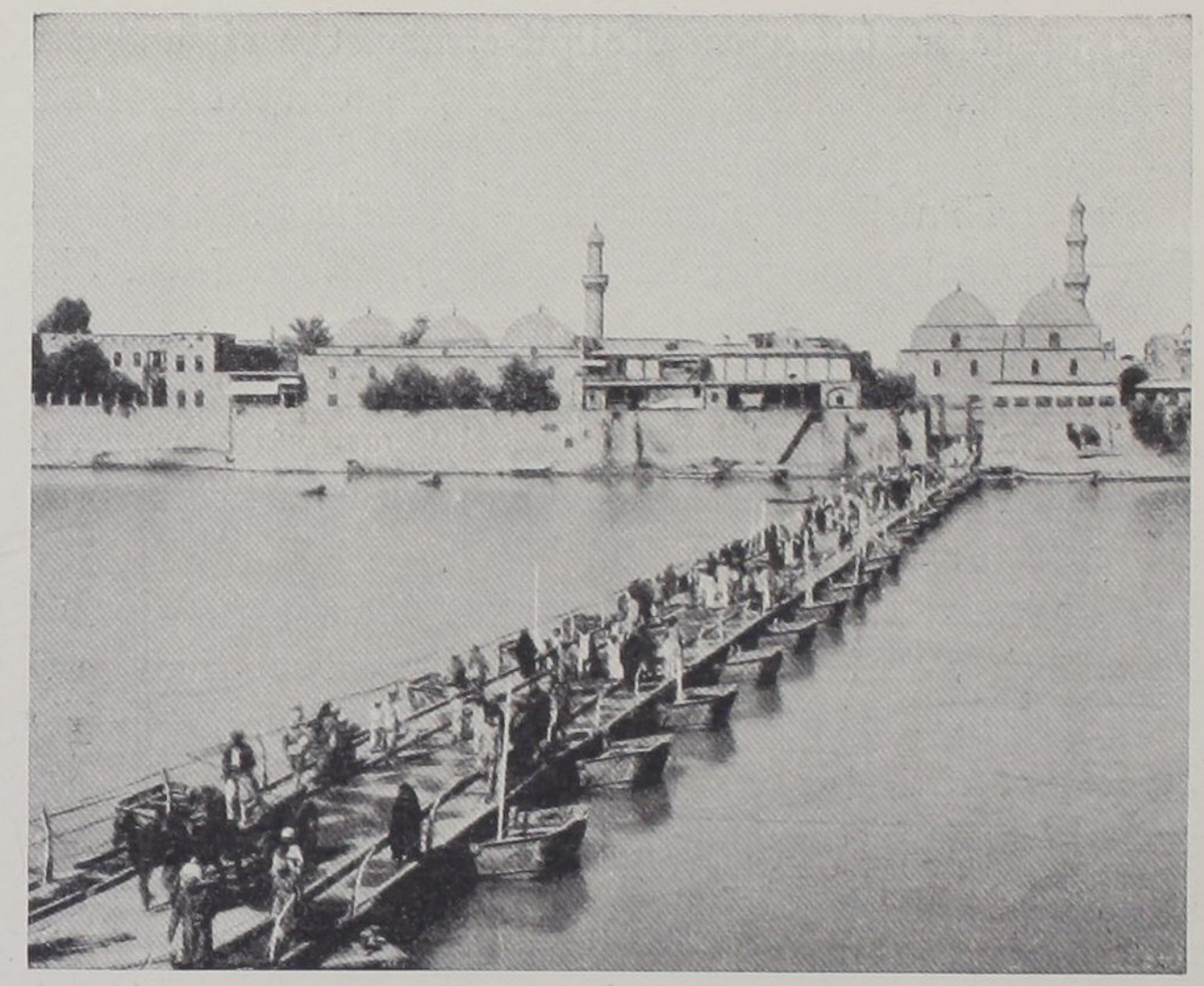
Mitten in der Wüste liegt sie, die Stadt des Heils und die Stadt des Todes.

Gelb wie die Wüste ist ihr Aussehen, sind ihre Häuser und ist auch ihr Fluß. Dieser Fluß, dessen Geschichte älter ist als die des Nils und des Brahmaputra, ermöglicht Bagdad allein das Leben, bringt ihr aber auch manche Gefahren und oft den Tod.

Ein unheilvoller Schatten lastet ständig über der Stadt. Seuchen und Kriege sind es, denen Bagdad von jeher ausgesetzt war, und heute ist von der einstigen Pracht der Kalifenstadt mit ihren Palästen und Moscheen, mit ihren Kanälen und Festungswerken so gut wie nichts mehr übrig geblieben.

Der eigentliche Erbauer Bagdads, der Begründer der Abbassiden-Herrschaft, war Abû Dschafar Abdallâh al Mansour. Die erste mohammedanische Kalifendynastie, die Omajaden, hatte ihre Residenz in Damaskus. Mansour dagegen bewohnte die Stadt Haschimija bei Kufa, die ihm jedoch als Hauptstadt nicht genügte, und er gründete eine neue Stadt und wählte dazu einen kleinen Ort am Tigris, der schon seit babylonischer Zeit bekannt war, namens Bagdad.

Im Frühjahr des Jahres 762 wurde die Stadt gegründet, und in kurzer Zeit wuchsen aus der Wüste die herr-



Die große Schiffsbrücke von Bagdad.

lichsten und prunkvollsten Bauten des Orients zu einer kreisrund angelegten Residenz prachtliebender Herrscher. Mit ihrem Aufblühen begann die Ruhmesperiode der großen Kalifen. Dar-es-Salam, die Stadt des Heils nannte Mansour die neue Hauptstadt und leitete von hier aus mit eiserner Hand sein unermeßliches Reich, ein Reich, das größer war als selbst das römische in seiner glanzvollsten Zeit; erstreckte es sich doch von Chorassan und dem Indus bis Aden, von Algier bis Kleinasien.

Mit Recht trug Abdallâh seinen Beinamen al Mansour, der Siegreiche; von keinem seiner Nachfolger wurde er an Herrschertalent übertroffen. Seinem Sohn, der die Stadthälfte am linken Tigrisufer bewohnte und dort regierte, gab er einst den Rat: „Schlafe nicht; dein Vater hat auch

nicht geschlafen, seit er das Kalifat errang. So oft auch der Schlaf seine Augen beschwerte, ist sein Geist doch wach geblieben."

Der berühmteste der Herrscher des Abbassiden-Reiches war Harun-ar-Raschid, der Enkel Abdallâhs. Unter seiner Regierung erlebte Bagdad die Zeit seines größten Glanzes und seiner höchsten Kultur. Vor allem war er ein Beschützer der Kunst und Wissenschaft, und all die Sagen und Legenden, die uns aus Tausendundeiner Nacht bekannt sind, sichern ihm den Ruhm der Unsterblichkeit.

Doch kaum ein Jahrhundert später begann der Verfall des mächtigen Kalifats. Maßlose Verschwendung eines überaus üppigen Hofhaltes, dauernde Geldzahlungen an ein Riesenherr türkischer Söldner und allerhand innere Wirrnisse zielten auf den baldigen Untergang der Stadt hin, so daß man zeitweise sogar schon die Residenz nach Samarra verlegt hatte. Aber noch blieb Mesopotamien, das durch ein Netz von Kanälen von den Wassern des Euphrat und Tigris bewässert wurde, ein Land des Blühens und Gedeihens, ein Land hochentwickelter Obst- und Gartenkultur, bis der Sturm der Mongolen darüber hin brauste und alles vernichtete.

Im Jahre 1401 stand der furchtbare Timur-Lenk, Tamerlan, vor Bagdads Toren, nahm die Stadt im Sturm, vernichtete und plünderte alles, was ihm in die Hände fiel, und ließ aus 90 000 Menschenschädeln der niedergemetzelten Bevölkerung Siegespyramiden erbauen.

Nach diesem Schlag konnte sich Bagdad nie wieder erholen. Auch die türkische Paschawirtschaft, die seit 1800 einsetzte, erniedrigte das Land nur zu einer levantinischen Kolonie, indem sie noch die letzten winzigen Erhabenheiten aus der Zeit der Kalifen mit Füßen trat. Wenn auch äußerlich die Stadt jetzt eine Zeit ziemlicher Ruhe genoß, so wurde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Schammar-Beduine aus Mesopotamien.

diese doch ständig durch Seuchen, Überschwemmungen und Hungersnöte gestört und hatte schließlich im letzten Weltkrieg noch eine ihrer schlimmsten Zeiten durchzumachen.

Es waren nicht Schlachten und Überfälle, von denen die Stadt heimgesucht wurde — Bagdad fiel ohne Schwertstreich in die Hände der Engländer —, sondern ein viel schlimmerer und heimtückischerer Feind stellte ihr nach, der sie von Anfang an bedroht hat — die Seuche.

Bagdad hat an und für sich schon ein Klima, das als eins der schlimmsten und gefährlichsten der Welt gilt. Sämtliche Tropenkrankheiten mit Ausnahme der Schlafkrankheit sind hier zu Hause. Typhus und Ruhr sind dauernd in zahlreichen Fällen vertreten. Pest und Cholera treten jedes Jahr meist im Frühling auf, und wenn sonst im Orient irgendwo eine dieser Krankheiten erscheint, dann ist sie meist aus Mesopotamien eingeschleppt. Acht Tage, bevor ich nach Bagdad reiste, war über das Land noch Pestquarantäne verhängt, ein angenehmes Gefühl, das zu wissen!

Als die schlimmsten Monate für Bagdad gelten Mai, August und September. Die schwer drückende, feuchte, unbewegliche Luft kann ein Europäer in dieser Zeit kaum aushalten. Die Temperatur schwankt meist zwischen 40 bis 50 Grad Celsius im Schatten. Juni und Juli sind oft noch heißer, aber das ist dann eine trockene Hitze, die man viel leichter ertragen kann. Im August begeben sich alle, die es irgend ermöglichen können, in die Sommerfrische, in Zelte und luftige Häuser am Ufer des Tigris, unterhalb Bagdads, inmitten der Palmenhaine. Hat man in der Stadt zu tun, so fährt man morgens mit dem Autobus, den es hier auch schon gibt, nach Bagdad, um am Abend in die Palmenwälder zurückzukehren. Man sollte denken, ein Europäer wird sich im Laufe der Jahre an das furchtbare Klima gewöhnen können, aber das Gegenteil trifft zu. Den ersten Sommer verträgt er verhältnismäßig leicht. Er sieht mit einigem Bangen der unbeschreiblichen mesopotamischen Hitze entgegen und ist dann überrascht, dieses teuflische Braten so leicht überstanden zu haben. Der zweite Sommer macht ihm schon mehr Sorge, er wird leicht gereizt und mißmutig. Im dritten Jahr wird er schlaff und ist unfähig, etwas zu tun, während der vierte Sommer eine nicht endenwollende Qual für ihn bedeutet. Es ist daher unbedingt nötig, daß man

zwischendurch einen Sommer in gemäßigten Zonen zubringt.

In heißen Ländern und Städten, besonders in Wüstenländern, ist die größte und wichtigste Frage immer die des Wassers. Wer nicht selbst einmal Tag für Tag unter der infernalischen Sonnenglut Wüsten und Wüstenstädte bereist hat, kann es nicht ermessen, wie wichtig eine gute Wasserversorgung für den Menschen ist, daß er oft alles, was er besitzt, hingeben möchte, nur um einen kleinen Schluck Wasser zu erhalten. Nun, Bagdad hat ja den Tigris, und der Tigris führt genügende Mengen dieses wichtigen Elementes mit sich. Die Eingeborenen machen es sich deshalb bequem, sie schicken ihre Frauen mit großen kupfernen Krügen an den Fluß und lassen sich so viel Wasser holen, wie sie Lust haben. Aber derselbe trägt alle Abfälle der Stadt, alle Abwässer der Häuser, die Leiber gefallener Tiere und



Frauen schöpfen Trinkwasser am Tigris.

somit die Keime unzähliger Krankheiten mit sich fort. In demselben Fluß sitzen die Frauen in ihren langen schwarzen Gewändern den ganzen Tag und waschen ihre Wäsche, und in demselben Fluß werden auch die Toten gewaschen. Es ist nicht zuviel behauptet, daß es an den Ufern des Tigris kaum einen gesunden Menschen unter den Eingeborenen gibt. Sie brauchen noch nicht einmal das Wasser des Flusses zu trinken; allein schon vom Baden holen sie sich die Bilharzia, eine Wurmkrankheit, die fast jeden Araber befällt. Eine ähnliche Krankheit, an der auch viele leiden, ist der sogenannte Medinawurm. Die Tiere, die bis zu einem Meter lang werden, bohren sich von innen durch das Fleisch. Die Leute wickeln dann gewöhnlich den Wurm an einem Stück Holz auf, das sie alle Tage ein klein wenig weiter drehen, bis der ganze Wurm heraus ist. Reißt er zu früh ab, dann entstehen eiternde Geschwüre.

Im Weltkrieg, als oberhalb Bagdads die Kämpfe stattfanden, kamen hunderte und aberhunderte von Leichen den Fluß herabgeschwommen, und mit unheimlicher Schnelligkeit breiteten sich dann die Seuchen, vor allem die Cholera, aus. Dadurch, daß von den Türken in diesen Zeiten auch noch die Früchte und Gemüse beschlagnahmt und von den Soldaten einfach von der Brücke in den Tigris geworfen wurden, in den großen Abflußkanal der Stadt, verschlimmerte man nur die allgemeine Lage. Denn alles rannte den Fluß abwärts und fischte sich Melonen, Datteln, Gurken und Tomaten aus dem Wasser, die inzwischen möglichst viel Krankheitsstoffe in sich aufgenommen hatten. Aber der türkische Bürokratismus, den man übrigens heute in der Türkei noch zur Genüge genießen kann, war stolz auf das, was er zur Gesundheitspflege der Stadt beitrug!

Heute, unter der englischen Polizeiverwaltung, ist manches besser geworden. Aber gegen die Indolenz und gegen den



Blick über die Dächer Bagdads.

Eigensinn besonders der ländlichen Bevölkerung wird man nie etwas machen können; man trinkt heute noch genau so wie zu früheren Zeiten das Wasser aus dem Tigris. Auch angesehene und gebildete Leute, mit denen ich im Auto durch Mesopotamien fuhr, lassen sich in der Beziehung nichts sagen. Sie konnten nicht verstehen, daß ich das gelbe Flußwasser, das sie mir bei einer Rast aus ihren Krügen anboten, unbedingt verschmähte.

Bagdad hat heute eine Wasserleitung, doch das Wasser, nur durch grobe Tonfilter gereinigt, wird von allen in der Stadt getrunken, trotzdem zum mindesten eine dauernde Ruhr- und Typhusgefahr besteht.

Als ich nach Bagdad kam, fragte ich einen deutschen Arzt, der sich dort, wie ich, vorübergehend aufhielt, wie ich das mit dem Trinken nur halten solle, denn ohne Wasser kann man ja hier nicht leben.

„Trinken Sie ruhig soviel, wie Sie wollen", war seine Antwort, „Sie können ja auch nicht vermeiden, daß das Geschirr mit dem Leitungswasser gewaschen wird. Wenn Sie keinen Typhus bekommen, haben Sie eben Glück gehabt."

Noch von zwei Krankheiten, die hier außerordentlich verbreitet sind, möchte ich an dieser Stelle sprechen, um einen Einblick in den Gesundheitszustand dieses Landes zu geben. Man muß die südlichen und vor allem die tropischen Länder auch einmal von dieser Seite betrachten und nicht glauben, daß einem nur immer die schönsten Stimmungsbilder begegnen, wie sie die Reisebüros in phantastisch bunten Prospekten ankündigen und wie sie in vielen Reisebeschreibungen geschildert werden, in denen alles weniger Schöne peinlichst verschwiegen wird. Nein, wer nicht eine ganze Portion von Schmutz und Elend, von widerwärtigsten Krankheiten, von Wesen, die buchstäblich in den Gossen liegen, vertragen kann, der bleibe diesem Lande fern, er wird nämlich dann auch über das wirklich Schöne und über das Interessante hinwegschauen und nur den einen Wunsch haben, sobald wie möglich nach Hause zurückzukehren.

Eine Krankheit, die ich noch erwähnen muß, ist die Bagdadbeule oder allgemein Orientgeschwür genannt, sozusagen eine mesopotamische Spezialkrankheit. Ihr Wirkungskreis reicht nur bis Aleppo. Sie ist zwar nicht so gefährlich wie die anderen Seuchen, aber doch recht unangenehm. Durch Insektenstiche werden die Krankheitserreger, die bis vor kurzem noch unbekannt waren, übertragen. Meist im Gesicht bilden sich große Geschwüre, die mindestens ein halbes Jahr lang offen bleiben und dann entstellende, unvertilgbare Nar-

ben zurücklassen. Man sieht in Bagdad kaum einen Araber, dessen Gesicht nicht die riesigen Narben der Bagdadbeulen aufweist. Die Unsauberkeit der Leute, die häufig im Sommer in finsteren, feuchten Kellerlöchern hausen, begünstigt natürlich die Verbreitung der Krankheit. Dunkle Kammern beherbergen oft mehrere Familien, deren Angehörige niemals mit Wasser oder Seife in Berührung gekommen sind.



Mesopotamische Bäuerinnen.

Besonders grausig durch ihren schleichenden Verlauf ist die Lepra.

Die Lepra, der Aussatz, ist hier wie in vielen asiatischen Ländern reichlich vorhanden, sie hat sich durch Jahrtausende in unverminderter Stärke und Fruchtbarkeit erhalten. Leben doch in den Ländern Asiens heute noch nicht weniger als drei bis vier Millionen Aussätzige. Die Engländer versuchen, auch diese Krankheit nach Möglichkeit zu bekämpfen, sie haben in Bagdad eine Lepreusenanstalt errichtet, die aber längst nicht alle Kranken aufnehmen kann, ebenso wie das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

einzige Spital mit seinen zweihundert Betten, in dem nur Schwerkranke, Verwundete von Beduinenschießereien und Menschen, die von tollwütigen Tieren gebissen sind, Aufnahme finden. Beides Ereignisse, die man täglich erleben kann.

Die Anstalten verfügen jedenfalls über Statistiken, welcher Art, danach soll man nicht fragen, aber sie sind eben da und ein Beruhigungsmittel für die Bevölkerung, deshalb also nicht unwichtig.

Aber geh' einmal hinaus in die Dörfer und sieh dir die Menschen an, die dort in ihren Lehmhütten hausen, du findest kaum einen Gesunden! Du kannst den Leprakranken auf der Straße begegnen. Viele laufen mit entsetzlichen Augenkrankheiten herum, kein Wunder, wenn man die kleinen nackten Kinder vor den Hütten im Sande sitzen sieht, einen Schwarm Fliegen um sich herum, die ihnen in schwarzen Klumpen in den Augen sitzen, dagegen können sich die armen Geschöpfe nicht wehren, sie laufen ständig mit entzündeten Augen herum und viele von ihnen erblinden später an irgendeiner schrecklichen Augenkrankheit. Die Araber kennen natürlich auch Mittel dagegen, sie streichen den Kindern oft Henna in die Augen, was wenigstens den Vorteil hat, daß es die Haut luftdicht abschließt. Sie sind aber auch abergläubisch. An die Tür ihres Hauses malen sie oft ein großes gelbes Auge, das seine Bewohner gegen Augenkrankheiten schützen soll. Ebenso sieht man eine oder mehrere gemalte Hände an den Türen, das ist die Hand des Ali, die gegen alle Krankheiten schützt. Ich habe sogar gesehen, wie ein Bagdader Droschkenkutscher seinem alten Gaul diese beiden Zeichen auf den Rücken gemalt hatte, er muß es wahrscheinlich recht nötig gehabt haben!

In Bagdad steht vor einer Kaserne eine uralte Kanone aus der Türkenzeit, sie heißt Tob-Abu-Khazzâmah. Ganz



Grab der Zubeida, der Lieblingsfrau des Harun ar Raschid.

früh am Morgen kommen die Mütter mit ihren neugeborenen Kindern und stopfen die kleinen Wesen für eine Weile in das Kanonenrohr, reißen einen Fetzen von ihrem Gewand ab und befestigen ihn an der Kanone, dann gehen sie mit ihren Kindern, die jetzt gefeit sind gegen Krankheiten, beglückt davon. An die unbedingte Wirkung solcher Handlungen glaubt das arabische Volk felsenfest, während man allen noch so vernünftigen sanitären Einrichtungen nicht die geringste Beachtung schenkt.

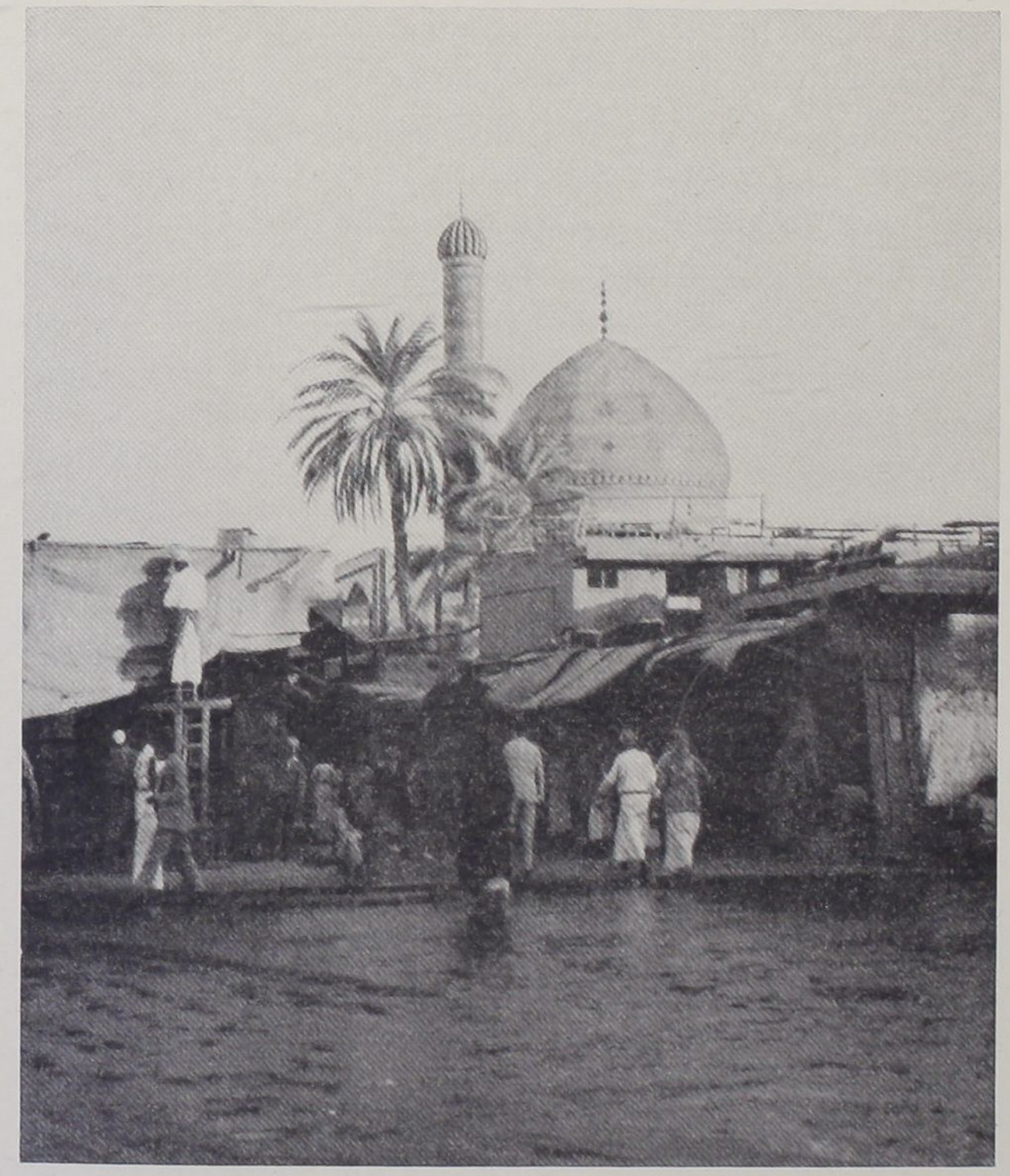
Über Bagdad schwebt ständig der Schatten des Todes. Jeden Augenblick kann eine neue Epidemie ausbrechen, die in kürzester Zeit unzählige Menschenleben dahinrafft.

10. Das neue Bagdad.

Was ist dann aber überhaupt noch schön und sehenswert an Bagdad? wird man mich fragen.

Das ist neben dem bunten orientalischen Leben auf den Straßen und in den persischen Kaffeehäusern am Tigris der Glanz und die wunderbare Farbenpracht der Moscheen. Ein ganz anderer Stil als in Palästina, Ägypten oder Tunesien. Es ist der persische Stil, der weniger formenschön als farbenprächtig dem Aussehen Bagdads einen ganz besonderen Stempel aufdrückt.

Sind die Moscheen auch nicht alt, so ist doch die Bauart rein im Stil der alten Moscheen und das Material genau dasselbe wie früher. Aus Lehm, der in den großen, plumpen Ziegelöfen rings um die Stadt gebrannt wird, sind sie gebaut. Aber ihre Außenseiten und Kuppeln sind mit jenen wunderbaren bunt glasierten Kacheln überzogen, deren Herstellungskunst schon den alten Sumerern bekannt war, und die man auf den Trümmerfeldern von Babylon in großen Mengen gefunden hat. Keine Photographie, kaum der Pinsel eines Malers vermag die wunderbaren zarten Farben in ihrem arabesken Formenspiel nur annähernd wiederzugeben. Hierin, in diesem phantastischen Erfindungsreichtum morgenländischer Kunst, können wir die ganze Märchenpoesie aus Tausendundeiner Nacht erst wirklich verstehen, wenn auch aus der Zeit dieser Märchen selbst uns fast nichts mehr erhalten



An der „New-Street" von Bagdad.

blieb, und das Bagdad von heute der Pracht der einstigen Kalifenstadt nicht im mindesten gleichkommt.

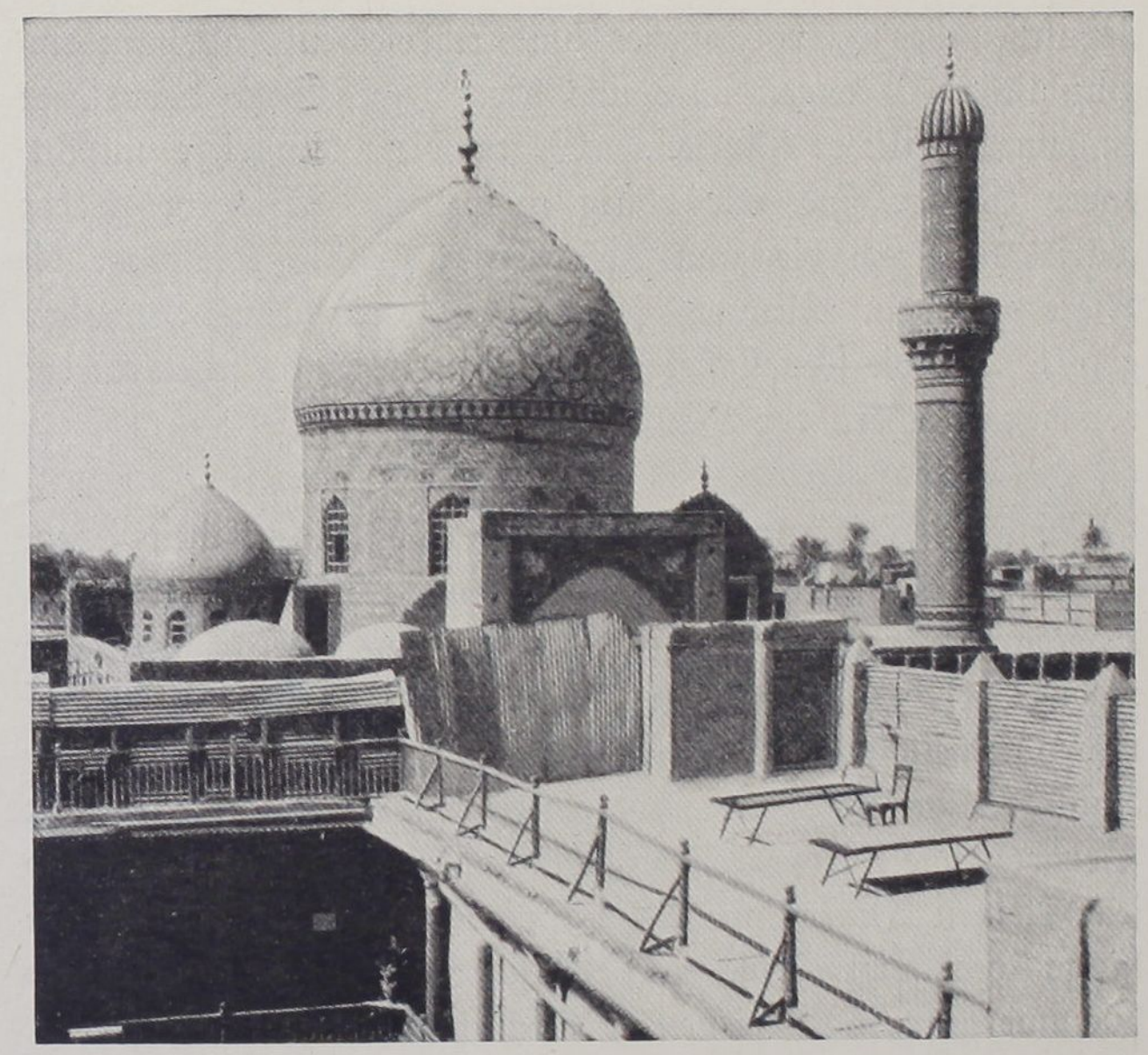
*

Ich wohne an der Hauptstraße Bagdads. Die Engländer nennen sie New-Street, die Türken, die sie gebaut haben, nannten sie Halil Pascha. Mit wahrer Freude haben sie

damals diese Straße schnurgerade parallel zum Tigris durch die alte Stadt gelegt und alles niedergerissen, was ihnen im Wege stand. Gewiß, eine breite Hauptstraße ist nötig, aber die engen Gassen orientalischer Städte sind nicht ohne Sinn und Zweck so gebaut. Nicht aus einem Bedürfnis heraus, möglichst eng zusammen zu wohnen, baut man enge Straßen, sondern um möglichst die Sonne von diesen engen Gängen auszuschließen. Hier im Schatten hält sich die kühlere Luft und kann nicht durch jeden Windstoß vertrieben werden.

Ging auch bei der Zerstörung des alten Stadtteils durch die neue Straße nicht allzuviel verloren, so haben die Türken in ihrem unersättlichen Bedürfnis nach einer Stadtregulierung doch eine Tat auf dem Gewissen, die man nie verstehen kann. Eins der edelsten Denkmäler aus der Kalifenzeit, die große Stadtmauer, ließen sie niederreißen, weil sie glaubten, sie würde der Entwicklung der modernen Stadt hinderlich sein. Andere Städte des Orients, wie Jerusalem oder Tunis, beweisen doch, daß man neue Stadtteile auch außerhalb der Mauer anlegen kann. Die Stadtmauer Bagdads aber war immer noch der sicherste Schutz gegen die jährlichen Überschwemmungen; seitdem sie fort ist, liegen einzelne Teile der Stadt frei und schutzlos da.

Mein arabisches Hotel ist größer und luftiger gebaut als das in Damaskus. Ich habe sogar auch ein Badezimmer. Das Wasser wird in ein Bassin auf das Dach gepumpt und die Sonne sorgt dafür, daß es bald kochend heiß ist. Die einzelnen kleinen Gastzimmer haben keine Fenster, dafür jedoch Luftschächte nach oben und einen kleinen elektrischen Ventilator. Aber trotzdem ist es vor Hitze kaum auszuhalten, und in der Nacht schläft wieder alles oben auf dem Dach. Dort stehen Bettstellen bereit, in langen Reihen nebeneinander, und wenn es dunkel geworden ist, bringt der Diener Betten und Decken aus den Zimmern hinauf. Dann



Bunt glasierte Kachel-Moschee und Minaret in Bagdad.

liegen wir alle friedlich nebeneinander, ich als einziger Europäer unter all' den Arabern, hoch über dem Häusermeer Bagdads, unter dem prachtvoll flimmernden Sternhimmel.

Doch die Gluthitze des mesopotamischen Sommers läßt uns auch hier keine Ruhe.

Vom Tigris steigen feuchte Nebel auf, in denen man zu ersticken droht. Kein Windstoß bringt einem Linderung. Vollständig unbekleidet liegt man unter dem Moskitonetz und glaubt doch noch zu verbrennen.

Dann kommen die qualvollsten Stunden der Nacht. Die Sandfliegen, winzig kleine Tierchen, die selbst durch die

Maschen des Moskitonetzes hindurchkriechen, fallen in unglaublichen Mengen über uns her. Ihr Stich verursacht ein unerträgliches Jucken. Gegen diese Angriffe unsichtbarer Geister sind wir völlig machtlos. Wie im Fieber wälzt man sich bis zum Morgen, dessen laue Winde die Tiere verjagen. Und erst jetzt wird uns eine kurze Ruhe gegönnt, denn die schnell steigende Sonne will uns schon wieder von den Dächern der Häuser vertreiben.

*

In aller Frühe mache ich mich gewöhnlich auf den Weg, dann ist die Hitze noch erträglich und die Luft klar zum Photographieren. Auf der New-Street herrscht schon ein reger Verkehr. Die kleinen holprigen Autobusse sausen auf und ab, meist voll besetzt mit Arabern stellen sie die Verbindung zwischen Bagdad und seinen Vororten her; das heißt Vororte, wie wir sie kennen, sind das natürlich nicht, es sind jene kleinen Dörfer aus Lehmhäusern in den Palmenhainen längs des Tigris, die den Bagdader Bürgern oft zum Sommeraufenthalt dienen. Auch die wenigen Droschken, die Bagdad besitzt, fahren den ganzen Tag auf Gummirädern lautlos, aber dafür stets im vollen Trab die lange New-Street auf und ab, und da es auf ihr keinen Bürgersteig gibt, ist man dauernd in Gefahr, überfahren zu werden.

Der größere Teil der Stadt liegt auf dem linken Tigrisufer, auf dem ich wohne. Die meisten Moscheen, die sechs christlichen Kirchen, das Judenviertel mit den Synagogen und ein großer Teil der Basare sind hier zu finden. Auch das deutsche Konsulat, in dem ich sehr freundliche Aufnahme fand, befindet sich hier. Es ist eines der wenigen alten Patrizierhäuser Bagdads, ganz versteckt in winkligen Gassen gelegen, deren eine Front direkt auf den Fluß schaut. Persischer Einfluß macht sich auch hier, wie bei den meisten Bagdader Bauten, geltend. Um den viereckigen Hof läuft innen

in der Höhe des ersten Stockes eine Veranda, die von dünnen hölzernen Säulen mit Stalaktitenkapitälen getragen wird. Oben im ersten Stock befinden sich die Konsulatsräume, während man sich in der heißen Jahreszeit meist in den Wohnräumen des sogenannten Sérd-âb aufhält. Das sind Gemächer, deren Boden etwa einen Meter tief in die Erde eingelassen sind, also eine Art Kellergelaß, das nicht unmittelbar der Sonnenbestrahlung ausgesetzt ist und das daher meist eine um 10 Grad kühlere Temperatur als die übrigen Räume aufweist. Hier habe ich einige angenehme Stunden verbringen dürfen nach meinen mühseligen Ausflügen in der tropischen Sonnenglut.

Durch enge Gassen führt mich mein Weg weiter immer tiefer in das Gewirr von gelben unansehnlichen Barnsteinmauern. Von allen Seiten starrt mich diese häßliche gelbgraue Farbe an, selbst die Luft erscheint gelb, als ob sie von den stets drohenden Seuchen verpestet ist. Breite Straßen findet man selten, diese beschränken sich hauptsächlich auf die Zugänge zu den Brückenköpfen. Aber viel Platz lassen sie einem auch nicht. Die hölzernen Bänke der Kaffeehäuser, nach persischer Art gebaut, stehen bis auf die Straße hinaus, und schwatzend sitzen hier die Männer den ganzen Tag beim Tee; Kaffee trinkt man hier schon weniger, und arabische Grammophonplatten tragen auch hier zur Unterhaltung bei.

Je näher ich der Tigrisbrücke komme, desto größer wird der Verkehr, man muß sich förmlich durch die Menschenmassen hindurchwinden. Es ist schon Mittag geworden und bald ist es soweit, daß die große Schiffsbrücke für eine Stunde auseinander gefahren wird, um größere Dampfer und Meheilen hindurch zu lassen. Kaufleute aus den Basaren, Priester der verschiedenen christlichen Kirchen in langen schwarzen Talaren, mit hohen Kopfbedeckungen, persische Lastträger, die hier alle schwere Arbeit verrichten, die ganze

Palmenstämme auf dem Rücken schleppen — alles flutet auf der schwankenden, schwimmenden Brücke dem anderen Ufer zu. Im Winter, wenn der Fluß um sieben Meter gestiegen ist und seine gurgelnden gelben Wasser mit großer Gewalt dahinschießen, bleibt überhaupt die Brücke auseinander gefahren, um nicht vom Wasser gesprengt zu werden. Dann gibt es nur eine Möglichkeit, über den Tigris zu gelangen, mit dem uralten Fährkorb, den schon die Babylonier kannten, mit der Goffa. Solch eine Goffa ist ein runder Korb aus Rohrgeflecht, dessen weit ausgebauchte Seiten mit Pech gedichtet sind. Die vielen reißenden Strudel der babylonischen Flüsse ließen schon damals diesen Bootstyp entstehen. In starker Strömung dreht sich die Goffa stets um sich selbst, alle Kräfte, die auf sie einwirken, werden neutralisiert, während Langboote dauernd in Gefahr sind, umzuschlagen.

*

Der Fluß ist Bagdads Lebensader.

Den Fluß muß man aufsuchen, will man Bagdads Pulsschlag erleben. Meheilen und Goffen liegen am Ufer vertäut und werden von halbnackten, braunen Gestalten beladen. Ein Belem oder Ruderboot fährt hohe Standespersonen den Fluß hinab. Terrassenförmig steigen die Häuser am rechten Tigrisufer an, über deren Dächern sich die Wipfel der Palmen im heißen Wüstenwind bewegen. Überall geschäftiges Treiben: Frauen holen in großen Krügen ihr Trinkwasser, andere waschen ihre Kleider und Möbel im Fluß, Pferde und Büffel liegen gemütlich im Wasser, nur der Kopf sieht heraus. Die Wasserträger kommen mit ihren großen Säcken aus Ziegen- oder Ochsenhaut und füllen sie mit Wasser. Mit der rechten Hand halten sie sie zu, während sie mit der linken den durstigen Seelen eine kleine Schale mit Wasser darreichen. Andere sprengen auch aus den



Der Tigris in Bagdad

Säcken die Straßen, so daß man meist in wunderbarem Schlamm watet.

Überall sitzen Gruppen schwatzender Weiber am Ufer, sie haben ihre Krüge schon gefüllt und wollen in ihre Häuser zurückkehren, aber dazu ist noch lange Zeit. Knaben und Jünglinge vergnügen sich mit Tauchen und Schwimmen, sie klettern an den Kaimauern mit katzenartiger Geschwindigkeit hinauf, springen wieder ins Wasser und tummeln sich in der Strömung. Doch das Baden ist hier nicht ungefährlich; nicht selten beehren Haifische, die aus dem Persischen Golf tigrisaufwärts schwimmen, Bagdad mit einem Besuch und

nehmen ganz gern zum Frühstück mal einen kleinen arabischen Jungen zu sich.

*

Ist der auf dem linken Ufer gelegene Stadtteil auch dreimal so groß wie der auf dem rechten, so bietet doch der westliche Bezirk ein weit bunteres und geschäftigeres Bild, hauptsächlich in seinen Basaren. Besonders in dem Vorort Mahâli sammeln sich die Beduinen der Wüste, Karawanen werden zusammengestellt und beladen, man sieht kostbare arabische Pferde der Standesherren; wie ein bunter Karneval mutet einem das alles an. Die arabischen Beduinen, geborene Aristokraten, tragen mit unbewußtem Stolz ihren bis zu den Füßen reichenden Mantel, den Sbûn. Doch besondere Würde verleiht ihnen die eigenartige Kopfbedeckung. Ein großes zu einem Dreieck zusammengelegtes Tuch, vorwiegend blau und weißer Musterung, die Koffîje, wird um den Kopf gelegt und von einem doppelten Kranz aus schwarzen Ziegenhaaren, dem Aggal, festgehalten.

Was sind das für eigenartige Gestalten, die sich wie plumpe dicke Tonnen vorüberwälzen?

Das sind persische Damen, noch etwas mehr vergittert, als die arabischen Schönheiten Bagdads. Auf hohen Holzsandalen kommen ein paar Weiber in übermäßig bunten Gewändern daher, es sind Jüdinnen. Sie sind nicht verschleiert, tragen aber einen ganz eigenartigen Gesichtsschirm. An dem Saum ihres Kopftuches ist ein großes viereckiges Stück schwarzer Gaze mit goldener Einfassung angebracht. Diese sogenannte Pêtsche steht schräg nach unten und beschattet das ganze Gesicht, ein nicht gerade sehr anmutiges Kleidungsstück.

Im ruhigen Dämmerlicht der Basare mit ihren gewölbten Hallengängen kann man stundenlang wandern, man wird des Lebens und Treibens nie überdrüssig, immer bieten sich wieder neue malerische Bilder. In einer Straße sitzen die

Barbiere, die nebenbei auch Zähne ziehen und kleine Operationen vornehmen, wie etwa das Entfernen des Medinawurmes, dicht beieinander. Eine alte Reisetasche, die sie an der Wand aufgehängt haben, ist ihr Instrumentenschrank. Mit unglaublicher Ruhe und Gleichgültigkeit lassen sich die Patienten von ihnen behandeln, am Schicksal ist ja doch nichts zu ändern, Allah hat es gewollt!



Straßenbarbier in Bagdad

Von der einstigen Bagdader Pracht mit ihrem Reichtum an Auslagen in den Basaren ist natürlich nicht mehr viel zu finden. Echte Teppiche, kurdischer Killim und glänzende Waffen sind auch hier selten geworden.

*

Ich bin bei Père Anastase zu Besuch. Er ist Vorsteher der christlich chaldäischen Kathedrale Marie de St.-Elie. Sie liegt in dem am dichtesten bebauten Stadtteil und ist mit einer christlichen Schule verbunden. Le Père Anastase ist

ein vornehmer, würdiger Prälat mit langem schwarzen Bart. Er trägt einen dunklen Mantel und eine hohe zylinderhutartige Kopfbedeckung wie die griechischen Popen. Durch ihn erfahre ich einiges über die christlichen Gemeinden in Bagdad.

So zählt die syrische Kirche etwa 2000 Köpfe, die chaldäische etwa 7000. Ihre Kirchen sind nicht sehr alt und wenig kostbar. Karmeliterpatres haben in Bagdad eine Schule und ein Waisenhaus. Die Karmeliter sind meist Franzosen, ihnen ist das Gebiet zwischen Bagdad und dem Persischen Golf zugewiesen, während die Franziskaner in ganz Palästina und Aleppo herrschen.

Ein alter weißbärtiger Pater führte mich zur armenischen Kirche Kanisah-al-Meidân. Auf dem kleinen Platz vor ihr ist immer ein buntes Treiben. Aus den Dörfern der Umgegend kommen die Leute, nicht nur Christen, sondern auch Araber und Juden und schlachten Lämmer zum Opfer.

In der Kirche selbst befindet sich nämlich eine Kette, die man Kranken um den Hals hängt und verschließt. Öffnet sich die Kette dann von selbst, so wird der Kranke geheilt, und zum Dank für das Wunder opfert man auf dem Kirchplatz.

*

Bagdad besitzt auch ein Ghetto, sogar von ziemlicher Ausdehnung, denn die Juden sind hier recht zahlreich. Aber ihre Häuser, Läden und Basarstände sind die ärmlichsten der Stadt. Üble Dünste steigen aus den engen winkligen Gassen auf, über denen die Sonne brütet, nur etwas gedämpft durch kleine Schutzdächer und Erker, in denen hinter vergitterten Fenstern die Töchter Israels mit müden Augen das Leben der Straße beobachten.

Im Gegensatz zu den arabischen Basaren beteiligen sich hier auch die Frauen am Handel, sie kauern in ihren bunten Gewändern mit hochgeklapptem Augengitter am Boden vor ihren riesigen Körben mit Gemüsen, Obst und Broten. Aber



Semitischer Kaufmann im Ghetto Bagdads

niemals würde es ein Araber in Bagdad fertig bringen, etwas von einem Juden zu kaufen, nicht einmal berühren würde er die Waren eines Juden. Die Gegensätze der Religionen sind zu groß. Würde andererseits ein Jude nur

mit seinem Kaftan den Obstkorb eines Schiiten streifen, so ist der ganze Inhalt für den Araber nicht mehr genießbar, und der Jude muß alles aufkaufen.

Die Juden sind hier in fremden Landen die Nachkommen derer, die Nebukadnezar aus Jerusalem als Gefangene entführt hatte. Sie sind immer noch die Unterdrückten in diesem Lande und haben es nur selten zu Ansehen und Wohlstand gebracht. So eng sie als Angehörige eines Stammes zusammenhalten, haben sie doch im Laufe der Zeit arabische Sitten angenommen. Sie sprechen die arabische Sprache, schreiben sie aber mit hebräischen Schriftzeichen, sie wohnen in Häusern arabischer Bauart, und ihre Frauen tragen die gleichen plumpen Gewänder wie die Mohammedanerinnen, ja sie haben sogar den Schleier angenommen.

Ich gehe über die Hauptstraße des Ghettos. Alle Rassen kann man hier versammelt sehen. Syrer und Chaldäer, Armenier, Perser und Türken, selbst Neger fehlen nicht. Aber die Juden sind doch in der Mehrzahl. In den Häusern befinden sich die Läden und Werkstätten der Handwerker, elende Löcher, in denen auf Balken und Gesimsen in Scharen die Ratten spazieren gehen, die eigentlichen Vermittler der Pest. Ein Sakka kommt zum hundertsten Male und besprengt die Straße aus seinem Ledersack, so daß man wieder im Schlamm watet. Nur die gelben wilden Hunde, die es früher auch in Konstantinopel gab, sind seit dem Krieg aus Bagdads Ghetto verschwunden.

Unter den zweihunderttausend Einwohnern der Stadt sind etwa ein Drittel Juden, ein größerer Prozentsatz als in allen anderen orientalischen Städten, sie besitzen hier allein fünfzig Synagogen. Um so mehr ist es verwunderlich, daß sie gerade hier zu keinem Ansehen gelangen können. Es sind auch nicht in späteren Jahrhunderten andere hinzugewandert, sondern seit zwei und einem halben Jahrtausend sind sie in Mesopo-



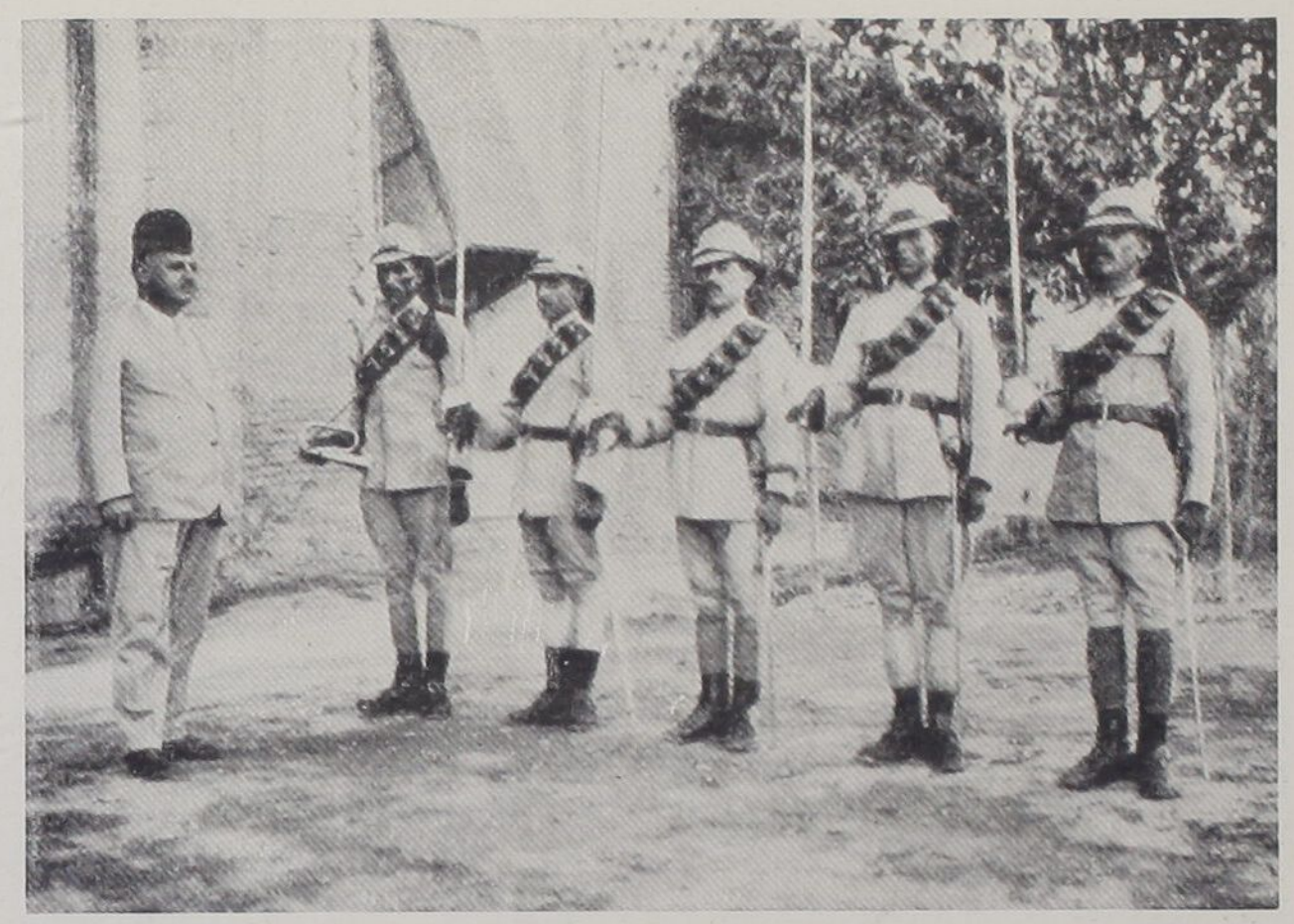
Persische Hamals (Lastträger)

tamien zu Hause. Vor den Toren des Ghettos breitet sich ein endloses Gräberfeld aus, eine Stadt der Toten, die größer ist als die der Lebenden, hier ruhen die Väter ihrer Väter seit undenklichen Zeiten.

*

Verfolgt man die Hauptstraße Bagdads nach Nordwesten und hat die Stadt hinter sich gelassen, so gelangt man bald zu den Kasernen der königlichen Truppen und an eine unansehnliche gelbe Lehmmauer, die einen Park umschließt, in dem sich das Schloß Faisals, des Königs vom Irak, befindet. Wir würden es kaum so nennen, äußerlich ist es genau so unansehnlich wie die vornehmen Privathäuser Bagdads, aber innen ist es geschmackvoll nach orientalischer Art eingerichtet.

Faisal, der Sohn Husseens, des einstigen Khediven von Mekka, ein Sunnite, wurde von England auf den Thron des Irak gesetzt, des schiitischen Mesopotamiens, allerdings unter der Oberaufsicht Englands. Faisal hatte sich im Kriege ganz von England abhängig gemacht, er war einer der besten Stammesfürsten, die für den arabischen Aufstand, der von England aus entfacht wurde, eintrat. Man wollte damals die arabischen Führer und ihre Stämme zu einem Großarabien einigen und versprach ihnen die Wiederherstellung ihrer einstigen glanzvollen Residenz Damaskus. Es war eine große Idee, die von Hause aus sich dauernd befehdenden Araberstämme als einheitliche Macht gegen die Türken zu gewinnen. Doch England mißbrauchte nur den nationalen Freiheitsgedanken des arabischen Volkes für seine Zwecke, es dachte gar nicht daran, ein einheitliches Arabien herzustellen, im Gegenteil, durch die Mandatseinteilung der verschiedenen Länder, wie sie nach Friedensschluß erfolgt ist, will es Arabien möglichst in seiner Gewalt behalten. Aber der nationale Gedanke ist nun einmal ins Leben gerufen und nicht so leicht wieder zu dämpfen. Jetzt ist es eine andere Partei, die ihn aufgegriffen hat; es sind die Wahhabiten unter ihrem schon oben erwähnten König Ibn Sa'ud, der heute im Herzen Arabiens, in Riadh, unnahbar den anderen Großmächten, der mächtigste Herrscher Arabiens ist.



Die Leibgarde König Faisals

Ali Husseen, der Vater Faisals, hat den Engländern bei ihren Plänen oft große Schwierigkeiten gemacht, er war ein eigensinniger Kopf; nach dem Kriege wurde er von England aus auf die Insel Cypern in die Verbannung geschickt. Er hat im ganzen vier Söhne gehabt. Ali war König vom Hedjas, bis ihm sein Reich in schweren Kämpfen von Ibn Sa'ud genommen wurde. Ali lebt heute bei seinem Bruder in Bagdad. Sein zweiter Bruder Abdulla ist Emir von Transjordanien, während der letzte, Zaid, Studien in London betreibt. König Faisal hat einen Sohn, namens Ghazi, der die War-School in Bagdad besucht.

König Faisal ist der Typus eines unendlich feinen und vornehmen Herrschers, wie man sie nur selten findet, wie sie sich aber bei den alten Adelsgeschlechtern der Beduinen zeigen. In Bagdad kleidet er sich arabisch, wie zu Zeiten seines kriegerischen Beduinenlebens. Auf seinen Auslands-

reisen, die er im Flugzeug antritt, nimmt er europäische Kleidung an. Reist er mit einer seiner Frauen, so wird sie verschleiert ins Flugzeug gepackt; von dem Augenblick, wo sie in Ägypten ist, gilt sie nicht mehr als Orientalin, jetzt bewegt sie sich als unverschleierte Dame. Doch bei ihrer Rückkehr nach Bagdad verläßt sie als letzte in orientalischer Umhüllung das Flugzeug.

*

Mit rasender Geschwindigkeit hat sich das Flugwesen den Orient erobert. Bei den oft tage- und wochenlangen Reisen durch asiatische Wüsten und Gebirge mit den uralten Beförderungsmitteln, den Karawanen, ist man ständig unzähligen Gefahren ausgesetzt. In demselben Lande, in dem die Polizei- und Grenzsoldaten sich nachts in sicheren Burgen und hohen Türmen verschanzen müssen, um ihres Lebens sicher zu sein, in demselben Lande, in dem die Karawanen an Plätzen und in Herbergen übernachten müssen, in denen es von Schlangen und Skorpionen wimmelt, trägt heute die „Tajara", die Vogelmaschine, wie die Araber das Flugzeug nennen, die Reisenden sicher und schnell über alle Fährlichkeiten hinweg. Und sie wird gern und viel benutzt, diese Vogelmaschine. Wenn auch die Flugpreise verhältnismäßig hoch sind, so spart man doch oft Verpflegung und Unterkunft von vielen Tagen.

Besonders die Flugstrecke Bagdad—Teheran, die von deutschen Junkers-Maschinen geflogen wird, wird gern benutzt. Mit Leichtigkeit werden hier die gewaltigen Höhen der Randgebirge überwunden. Dann gibt es eine englische Linie Kairo—Ghaza—Damaskus—Bagdad, eine französische von Damaskus und Aleppo nach Bagdad und eine englische von Bagdad nach Benda-Bouschir am Persischen Golf, die wieder Anschluß nach Karachi in Indien hat, so daß Flugverbindung von Kairo bis nach Indien besteht. Voraus-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Die Kanone Tob-Abu-Kazzâmah

sichtlich soll auch die deutsche Linie Wien—Konstantinopel der deutschen Lufthansa über Aleppo nach Bagdad in diesem Jahr verlängert werden, so daß dann Bagdad von Berlin aus in etwa 48 Flugstunden zu erreichen ist.

Das Flugzeug nimmt immer mehr seinen Weg über die Länder des Ostens. Vielleicht werden noch einmal die Hauptverkehrswege der Welt über die Steinwüsten Asiens führen, wie einst im Mittelalter, als Karawanenwege das Abendland mit dem Morgenland verbanden.

Ich sitze in einem der großen Kaffeehäuser an den Ufern des Tigris, um des Abends den linden Atem des Flusses zu genießen. Diese Kaffeehäuser am Fluß sind fast die größten Gebäude in Bagdad. In drei Stockwerken sind riesige Veranden übereinander gebaut und oben auf dem Dach des



Vor den Kaffeehäusern in einer Vorstadt von Bagdad

Hauses ist abends der schönste Platz, der leise Wind, der uns hier erreicht, bringt nach der Hitze des Tages wenigstens etwas Linderung, wenn auch das Thermometer immer noch über 40 Grad anzeigt.

Von hier aus kann man die Silhouette der ganzen Stadt übersehen mit ihren Kuppeln, Minaretts und Türmen. Unten am Brückenkopf kreuzen ein paar Fahrzeuge, Goffen arbeiten sich fortwährend um sich selbst drehend, durch die Strömung und hier und da tauchen ein paar Flämmchen dicht auf der Oberfläche des Wassers auf. Es sind kleine Lichter, die die Frauen auf einem Brett befestigen und dann den Wellen übergeben. Solche Lämpchen werden ausgesetzt,



Zigarettenmacher in Bagdad

wenn die Frau die Liebe eines Mannes gewinnen und wenn sie ihre Ehe mit Kindern gesegnet sehen will. Gespannt stehen die Frauen am Ufer und beobachten die schnell entschwindenden Lichtpünktchen. Doch eins wird von den Wellen erfaßt, kippt um und erlischt. Nun ist die Hoffnung ihrer Besitzerin auch erloschen, ihr Gebet wird nicht erhört.

Ich komme ins Gespräch mit einem Armenier, der an meinem Tische sitzt. Wir haben erst lange Zeit auf den gedämpften Lärm der Menge in den Straßen und auf der Brücke gelauscht, ein Hochzeitszug fuhr in Wagen, von Lampions beleuchtet, polternd über die Pontons, im ersten stand die Braut und führte einen eigenartigen Tanz zu den Klängen eines Blasorchesters auf. Jetzt, da es etwas ruhiger geworden ist, erzählt mir der Armenier von seinem Schicksal.

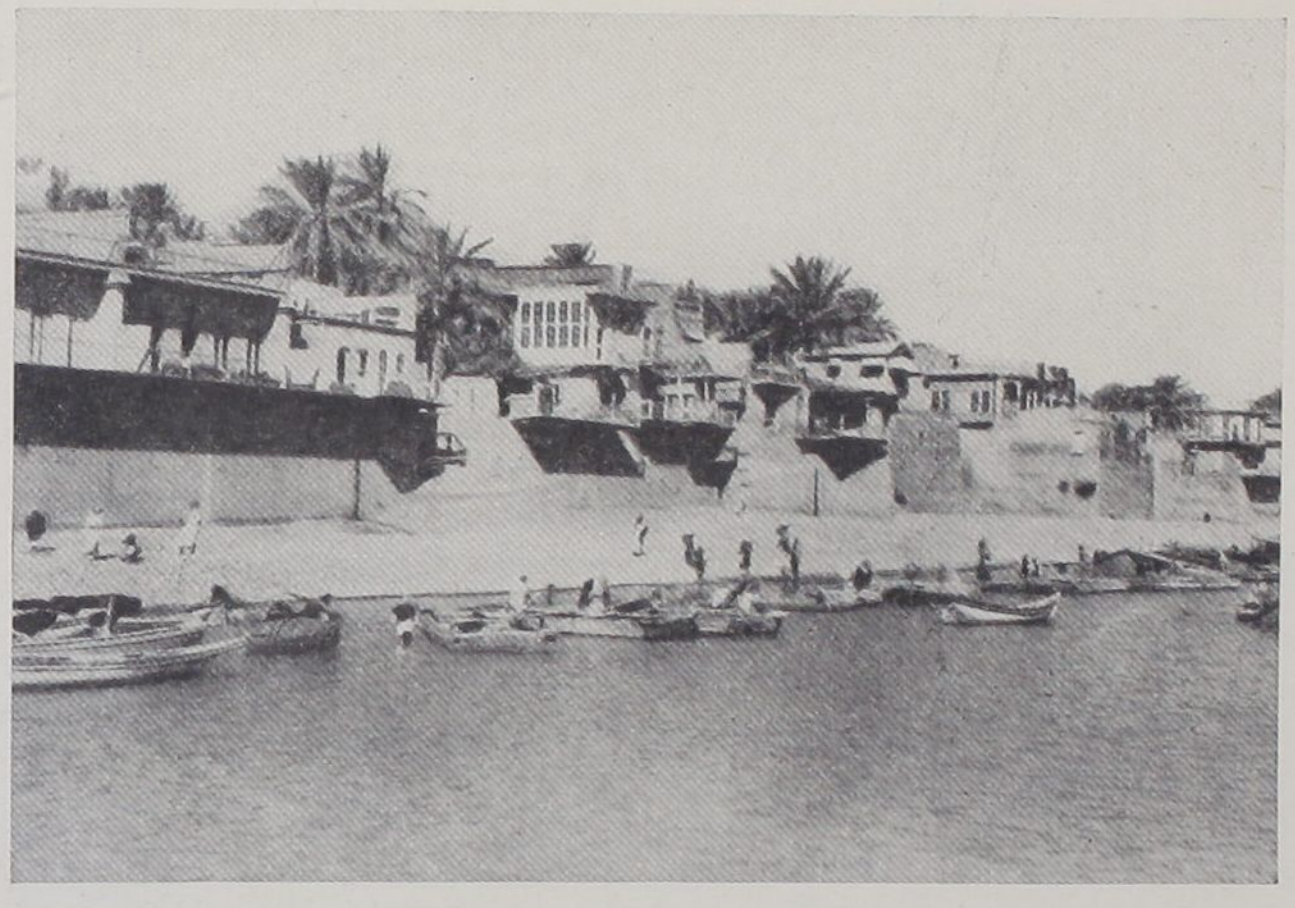
„Wir haben ja kein Land und keine Heimat mehr und müssen sehen, wo wir bleiben. Ich habe es schon überall versucht, mir eine Existenz zu gründen, aber nirgends konnte ich festen Fuß fassen. Eigentlich bin ich Ingenieur, habe aber in Europa, Amerika und Asien so ziemlich alle Berufe ausgeübt. Jetzt fahre ich für eine persische Autogesellschaft die Wagen von Bagdad nach Teheran und Tiflis. Wer weiß, was ich später machen werde."

„Haben Sie denn nirgends Verwandte oder Freunde mehr?"

„Alle sind sie von den Türken niedergemetzelt worden, meine Eltern und Geschwister und alle anderen Verwandten; ich bin der einzige Überlebende."

In eins der grausigsten Kapitel der Geschichte des Orients und der Geschichte überhaupt gehören die Verfolgungen der Armenier. Über die Einzelheiten der Grausamkeiten, die die Armenier zu erdulden hatten, und denen Tausende zum Opfer fielen, hat man wenig erfahren und wird auch nie mehr hören. Doch fest steht, daß rund die Hälfte des ganzen armenischen Volkes systematisch von den Türken niedergemetzelt wurde.

Dort unten fließt er dahin, der gelbe Tigris, so ruhig und still führt er seine Wasser aus jenen Bergen mit sich, die einst



Am Ufer des Tigris bei Bagdad

dem Vaterlande des armen Armenier gehörten. Und in Gedanken ist mein Nachbar immer wieder in den Kurdischen Bergen und in den Städten am Schwarzen Meer, hier fühlt er sich mit seiner alten Heimat für einige Stunden wieder verbunden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

11. Schiitischer Fanatismus.

An den ersten zehn Tagen des heiligen Monats Muharram überschreiten merkwürdige Karawanen die persische Grenze auf der großen Pilgerstraße bei Chanykin und überfluten zu Tausenden die mesopotamische Ebene.

In den ersten zehn Tagen des Muharram landen zahlreiche arabische Meheilen geheimnisvolle Lasten in Mesopotamien, die sie aus Persien und Indien den Euphrat und Tigris hinaufschleppen. Es sind die großen Leichenkarawanen der schiitischen Pilger, die sich alljährlich zur Wiederkehr des Todestages Husseens in die große Ebene zwischen Kasimên und Kérbela ergießen.

Der ganze Monat Muharram ist für die Schiiten eine Zeit der tiefsten Trauer, während er den Sunniten eine Freudenzeit bedeutet.

Husseen, der Enkel Mohammeds, versuchte nach der Ermordung Alis, seines Vaters, das Kalifat für sich zu gewinnen. Von Mekka zog er mit nur wenigen Anhängern nach dem Irak, wo er einen größeren Zulauf erhoffte. Aber auch Kufa, die alte Residenz, fand er von seinen Gegnern besetzt, so daß er mit seinen wenigen Getreuen in die Wüste flüchten mußte. Nach furchtbarem Umherirren in der glühend heißen Ebene erlitt Husseen mit seinen Kindern und allen seinen Anhängern am zehnten Muharram des Jahres 680 bei Kérbela durch den von ihm nicht anerkannten Ka-



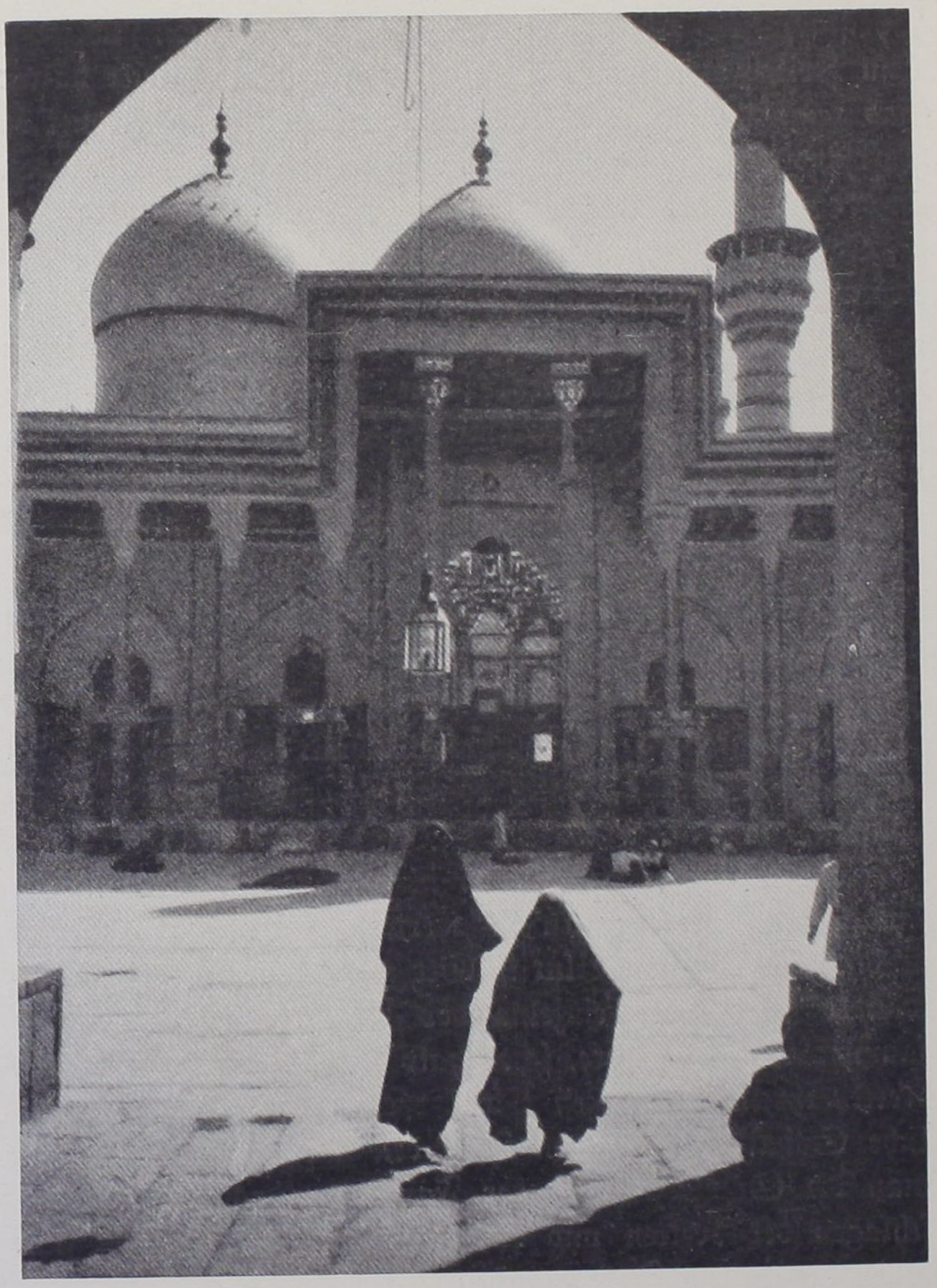
Ziegelei in den Gräberfeldern bei Kasimên

lifen, den Omajaden Jesid, einen grauenvollen Tod. Seit diesem Ereignis war die Macht der Omajaden gesichert, der Mohammedanismus aber zerfiel in zwei feindliche Lager: die „Sunniten" legen den Hauptwert auf die von Mohammed hinterlassene Lehre, wie sie im Koran steht, während die „Schiiten" auf Anerkennung der ihrer Meinung nach einzig berechtigten Nachfolge des Propheten bestehen. Uns Europäern erscheint der Mohammedanismus immer als eine einheitliche Religion, aber der Haß der Schiiten, der fanatischsten mohammedanischen Sekte, die ihre meisten Anhänger in Persien hat, gegen die Sunniten, ist heute noch so groß, daß es oft zu ernsten Aufstandsbewegungen unter den mesopotamischen Arabern kommt.

Diesen beiden Sekten stellte sich bald eine dritte entgegen. Im Jahre 1746 trat in Innerarabien ein einfacher Mann,

der Sohn eines armen Hirten vom Stamme der Tamîm, Mohammed Abdelwahhâb, auf, der sich zum Reformator des Islams berufen fühlte. Er wandte sich gegen die Auswüchse seiner Religion, wie er sie in Mekka und Medina erlebt hatte, und die „Wahhabiten", wie sich die Anhänger seiner Sekte nennen, richteten sich gegen alles, was nicht im Koran stand, gegen Heiligenverehrung, Mönchsklöster und Erbauung von Grabstätten, und verwarfen ihre Urheber als Fälscher, die weit schlimmer zu behandeln seien als die Ungläubigen.

Als letzte und neueste Sekte der Mohammedaner sind die „Behai" zu nennen. Diesmal ging die Bewegung von Persien aus. Ein persischer Kaufmann aus Schiras, Mirza Taki Muhammed, gab sich im Jahre 1844 als den Mahdi aus. Die Mohammedaner glauben nämlich an die Existenz von sieben Propheten: Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus, Mohammed und den Mahdi. Die Propheten stellen nach ihrem Glauben die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen her, ähnlich wie die Heiligen in der katholischen Kirche. Der Mahdi nun, der siebente Prophet, soll erst in Zukunft erscheinen und alle Religionen auf Erden zu einer einzigen vereinen. Der Bab, das heißt die „Tür Gottes", wie sich Mirza Taki nannte, gab sich selbst für den Mahdi aus. Der Fanatismus der Schiiten aber fand von nun an keine Grenzen mehr, er versuchte alles, um die revolutionäre Idee zu unterdrücken. 1850 wurde der Bab in Täbris hingerichtet. Aber sein Jünger Behah Ullah, der „Lichtglanz Gottes", verbreitete die Lehre weiter. Er floh nach Bagdad und entfachte hier ebensolche Empörung unter der Geistlichkeit wie in Persien. Schließlich wurde er in die syrische Festung Akko als Gefangener geschickt, wo er nach dreißig Jahren starb. Seine Anhänger heißen die „Behai" und verbreiten die Lehre, daß die Gottheiten aller Religionen, wie Mohammed,



Das Heiligtum Kasimên

Christus, Jehova, Buddah, alle in einer enthalten sind. Vor dem Kriege mußten die Behai sich noch sehr versteckt halten und zeigten sich nur verkleidet. Heute sind sie nicht nur in Mesopotamien sehr verbreitet, sondern haben auch überall in der Welt ihre Anhänger, auch in Deutschland.

Doch zurück zu den Schiiten und ihren religiösen Gebräuchen.

Zur Erinnerung an den qualvollen Tod Husseens werden in den persischen Städten, sowie in den drei schiitischen Schwesterstädten Mesopotamiens, in Kérbela, wo Husseen begraben liegt, Nedjef und Kasimên Passionsspiele aufgeführt, die die ganze Leidensgeschichte Husseens zum Vorwurf haben. Diese Spiele werden nicht nur von einzelnen Schauspielern aufgeführt, sondern die gesamte Bevölkerung ist an der naturgetreuen Wiederholung des tragischen Endes Husseens mit Leib und Seele beteiligt.

„Oh Husseen!", „Ay Husseeny!" hallt es unentwegt durch die engen Straßen, hallt es aus Moscheen und Wohnhäusern.

Fromme Büßer durchziehen in Scharen die Stadt. Sie schlagen sich mit scharfen Schwertern auf ihre ausrasierten Schädel, so daß das Blut in Strömen über ihre weißen Gewänder fließt, bis einzelne vor Ermattung kraftlos zusammenbrechen. Andere, schon halb wahnsinnig, schlagen mit Ketten ihren halbnackten Oberkörper oder bringen sich greuliche Schnitte am ganzen Leibe bei. Tag und Nacht hört man die Schmerzensrufe der Fanatiker, das dumpfe Aufschlagen der Ketten und das Klappern von Hölzern, mit denen andere den Takt angeben.

Zehn Tage lang dauert die dramatische Aufführung der Leidensgeschichte Husseens, beginnend mit der Flucht aus Medina und der langen Wüstenreise, endet sie mit dem Tod Husseens.



Schiiten vor dem Eingang zur Moschee

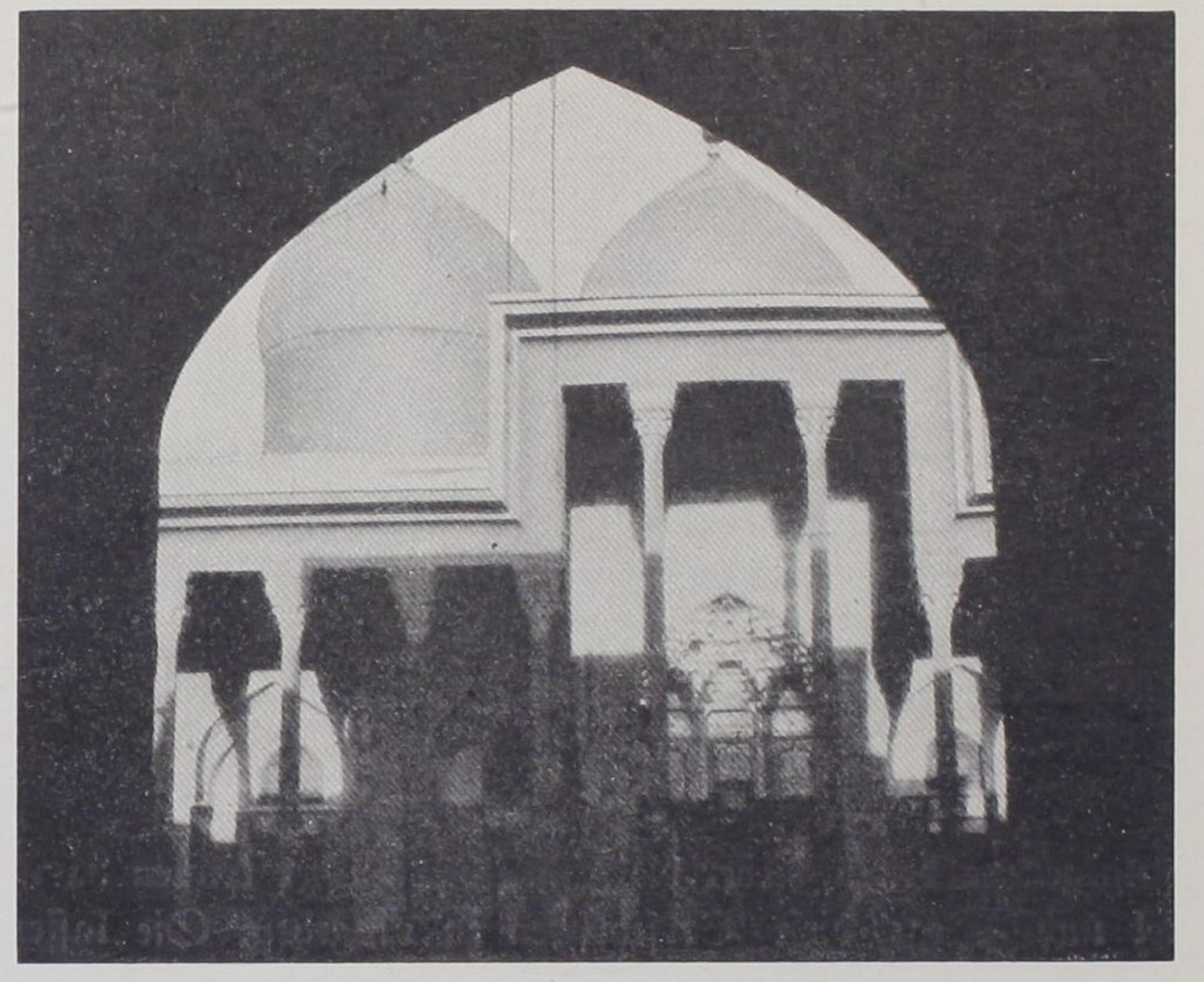
Den Höhepunkt aber erreicht das Fest, wenn Husseen von zweiundsiebzig Pfeilen getroffen am Boden liegt und bereit ist, den tödlichen Schwertstreich zu empfangen. Dann wird



Der Hof der Heiligen Moschee

die Luft von einem einzigen wahnsinnigen Schmerzensschrei erschüttert. Männer und Frauen brechen in lautes Schluchzen aus, und der Unwille der Zuschauer wendet sich gegen den Darsteller des Jesid, der meist ein zum Tode verurteilter Verbrecher ist. Entkommt er den Steinwürfen der Menge, so ist er für sein Leben freigelassen. Naturgetreu wird auch die Bestattungsszene dargestellt. Die Leiber Husseens und seiner Getreuen werden in einer Grube derart gebettet, daß man glaubt, die Köpfe seien vom Rumpf getrennt. Manche der Darsteller erliegen den unmenschlichen Anstrengungen, doch ihnen öffnet sich das Paradies als begnadete und vielbeneidete Anhänger des wahren Glaubens.

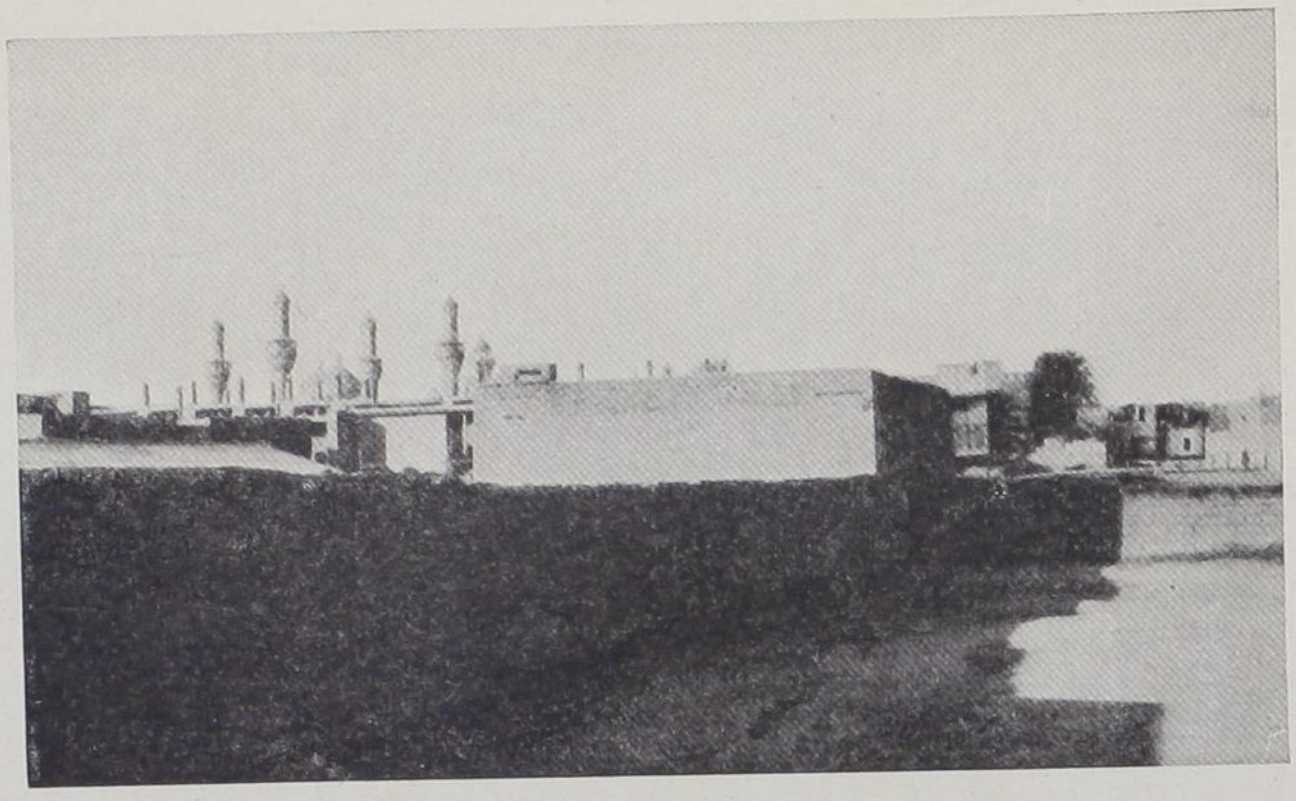
Diese großen schiitischen Passionsspiele stehen auf der Welt einzig da; ihre Darsteller und Zuschauer, soweit man sie



Die echt vergoldeten Kuppeln der Moschee

überhaupt Zuschauer nennen kann, denn sie sind alle aktiv beteiligt, geben sich in ergreifendem Fanatismus der Trauer um Husseens Tod hin, als ob er heute erst gestorben wäre.

Die größte Ehre, die einem gläubigen Schiiten zuteil werden kann, besteht darin, daß er einst in der heiligen Erde, die die Gebeine Husseens birgt, begraben wird, also möglichst nahe den Städten Kérbela und Kasimên. Da die meisten Schiiten in Persien wohnen, ist es eine schwierige und kostspielige Sache, die Toten nach dem Irak zu bringen. Auf jede Leiche wird an der Grenze ein hoher Zoll berechnet, auch ist es Vorschrift, daß nur verlötete Zinksärge die Grenze passieren dürfen, um der Verbreitung von Cholera und Pest, die sowieso jedes Jahr in Mesopotamien auftreten, möglichst



Kasimên, die verbotene „heilige Stadt"

entgegenzuarbeiten. Aber die schiitischen Pilger kennen Mittel und Wege, diese Vorschriften zu umgehen. Sie lassen ihre Toten erst einige Jahre in der Erde Persiens ruhen, graben dann die Gebeine aus, verteilen die Knochen untereinander, verbergen sie unter ihren weiten Kleidern und bringen sie so heimlich über die Grenze. Andere, die ganz sicher gehen wollen, zermahlen die Knochen erst zu ganz feinem Pulver, das sie dann in Säcken mit sich nehmen. Tag und Nacht ziehen sie dahin durch die öden Sandwüsten Mesopotamiens, auf Kamelen, auf Eseln und zu Fuß, bis ihnen eines Tages ein paar goldene Punkte entgegenleuchten, zitternd unter dem Gluthimmel des einstigen Reiches der Sumerer. Das ist Kasimên, die heilige Stadt der Schiiten, die verbotene Stadt für alle Andersgläubigen.

Kasimên gleicht haargenau ihrer Schwesterstadt Kérbela. Die Häuser sind meist im persischen Stil gebaut, die Fenster führen alle nach dem viereckigen Hof, so daß einen in den engen Straßen nur finstere, kahle Lehmmauern an-



Das Hauptportal des heiligen Bezirkes

starren, hinter denen das Gespenst des Fanatismus lauert. Im Mittelpunkt der Stadt befindet sich der heilige Bezirk, die große Moschee mit ihren zwei goldplattierten Kuppeln

und vier glänzenden Minaretts. Eine überhaushohe Mauer schließt das Heiligtum von aller Welt ab, nur die Kuppeln und Türme leuchten wie Sonnenspeere über die Wipfel der Palmen hinweg weit ins flache Land hinaus.

Die Straßen und Häuser sind von Pilgern überfüllt. Auf den Innenstufen der Karawansereien machen sich Menschen und Tiere in Jauche und Unrat ein Lager bereit. Zur Zeit der großen Totenkarawanen gibt es in Kasimên nicht einen Tropfen Wasser, der nicht verseucht ist, und da sich unter jedem Haus meist mehrere Gräber befinden, ist es kein Wunder, daß die Pest in Mittelmesopotamien stets in Kasimên ausbricht, so daß diese Stadt eine Art Krankheitsfilter für den Irak bedeutet, wenn auch ein recht unzulängliches. Nur die wenigsten finden Platz in Kasimên, für sich selbst und für ihre Toten, sie ziehen dann weiter nach Kérbela und Nedjef.

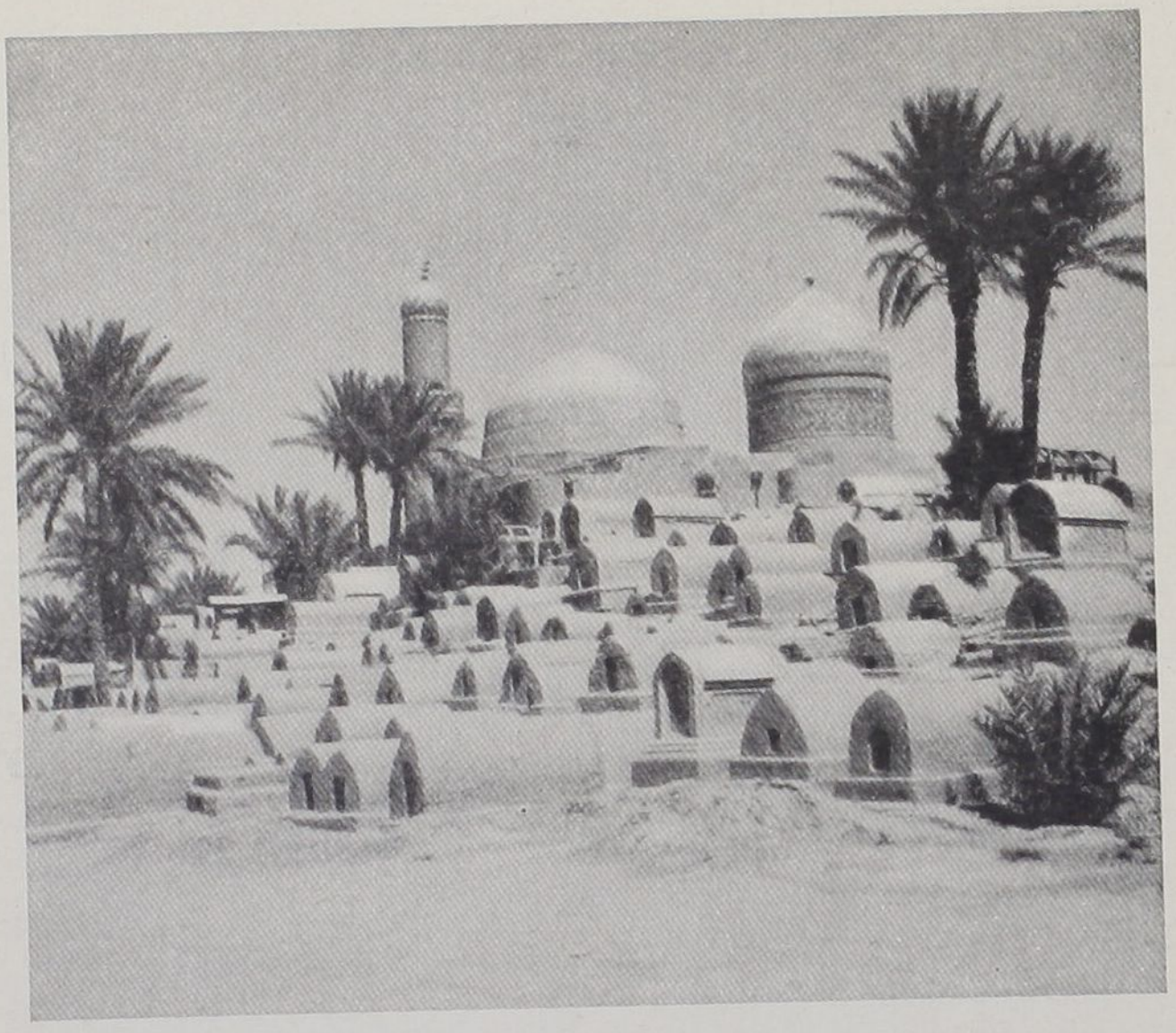
Es ist unheimlich, als einzelner Europäer durch die düsteren Gassen der verbotenen Stadt zu gehen, dauernd verfolgt von den haßerfüllten Blicken der Schiiten. Seit Stunden versuchte ich schon, mich der heiligen Moschee zu nähern, aber jedesmal stellte sich mir die arabische Bevölkerung entgegen und nahm sofort eine drohende Haltung ein. Trotzdem gelang es mir, als ich mich immer dichter an die großen Pforten heranwagte, und obgleich mich schon mehrere Steinwürfe der fanatischen Menge getroffen hatten, heimlich einige photographische Aufnahmen zu machen, die ersten, die überhaupt vom Innern des heiligen Bezirkes gemacht wurden. Hätte man mich dabei erfaßt, so wäre es mir wahrscheinlich nicht anders ergangen, als jenem amerikanischen Konsul in Teheran, der vor wenigen Jahren bei ähnlicher Gelegenheit von Schiiten gelyncht wurde.

Die Stadt der Toten ist nicht nur hier, sondern auch in Kérbela und Nedjef größer als die Stadt der Lebenden. Hier liegen Angehörige aller Stände begraben, Kaufleute neben



Alter Schiite in Kasimên

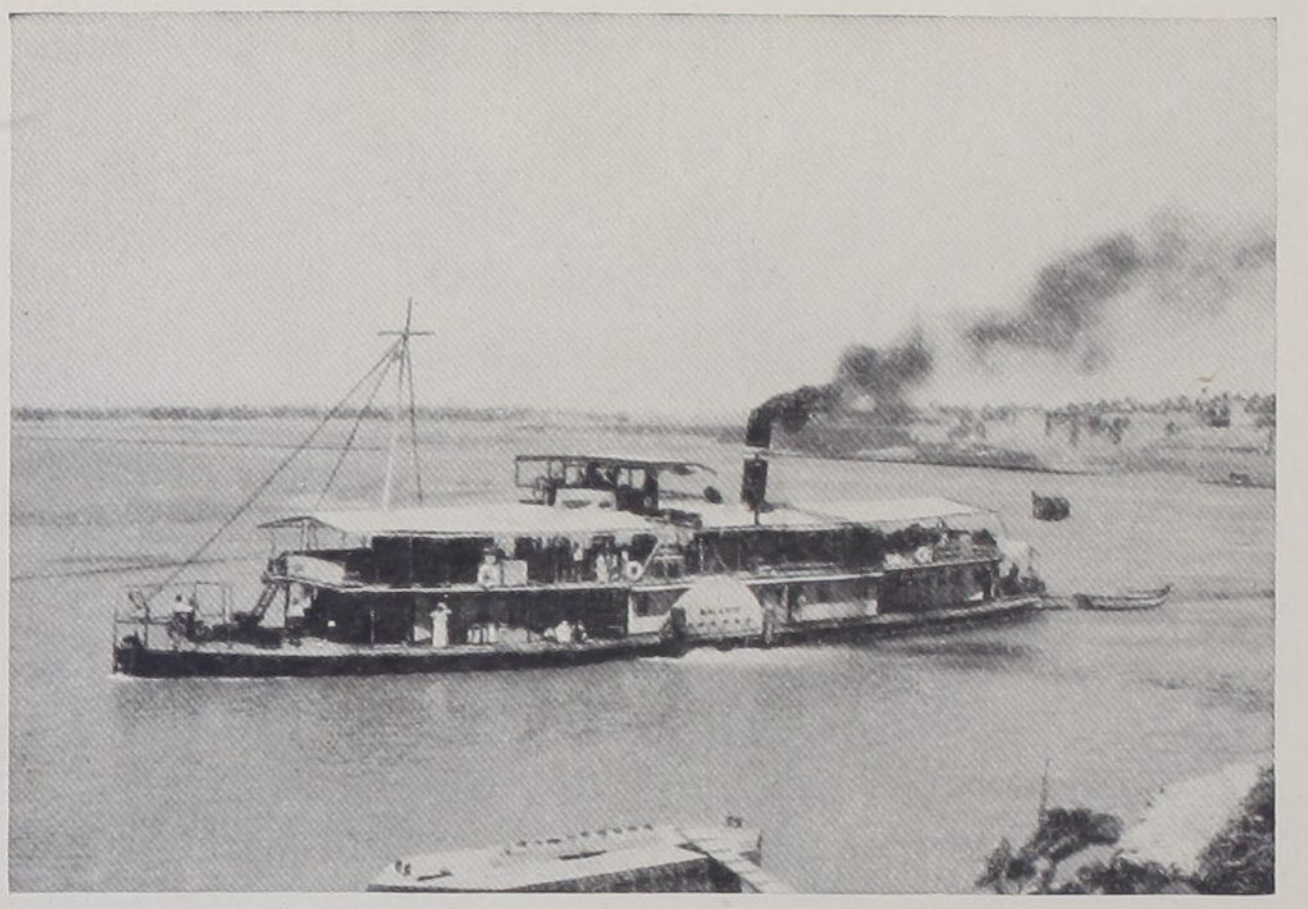
Königen, Reiche neben Armen. Seit Jahrhunderten treffen jährlich neue Leichenkarawanen ein, sie bringen sogar die Toten frommer Schiiten aus den entferntesten Ländern der Welt, selbst aus Amerika, denn wer hier begraben wird, dem werden am Tage des jüngsten Gerichtes alle Sünden



Gräberfeld vor den Toren von Kasimên

vergeben. Über den Gräbern der Reichen erheben sich oft kleine Gebäude aus buntglasierten Kacheln von ebenso leuchtenden Farben, wie sie die Fabeltiere an den Wänden des alten Babylon zeigen. In jedem Grab befinden sich kleine Nischen, die zur Unterbringung von Speise und Trank dienen, der Tote soll für die lange Reise ins Jenseits noch eine Wegzehrung erhalten. Aber des Nachts kommen dann die Bettler und Strolche und tun sich an den ausgestellten Nahrungsmitteln gütlich.

Durch das endlos erscheinende Gräberfeld nehme ich meinen Weg wieder der Wüste zu, die mir mit ihrem glühenden Atem Wolken von Staub entgegenweht. Lange noch bin



Basra-Dampfer auf dem Tigris

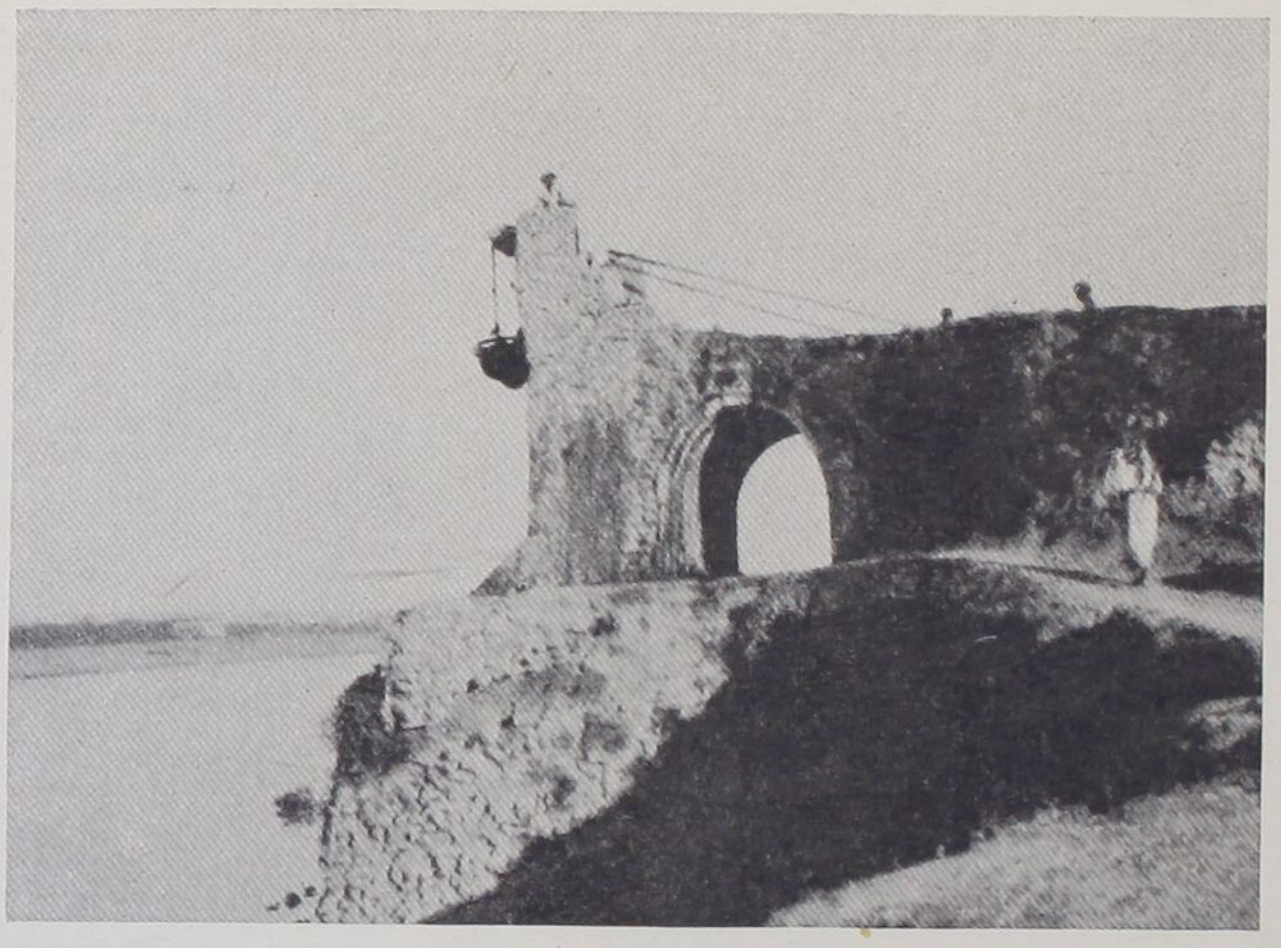
ich den Steinwürfen der mißtrauischen, unberechenbaren Menge ausgesetzt, die mich bis hierher verfolgt hat. Schweigend nähert sich eine Karawane tiefschwarz gekleideter Perser. Quergebunden auf den Rücken der Maultiere schwanken die mit Tüchern verhüllten Leichen Kasimên, der Pforte des Paradieses entgegen, um neben Husseen in geweihter Erde die letzte Ruhe zu finden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

12. Nordwärts nach Kurdistan.

Seit drei Tagen suche ich eine Fahrgelegenheit nach Mosul. Die sogenannte Bagdadbahn existiert jetzt zwar von Bagdad bis nach Basra am Persischen Golf, es fehlt aber immer noch das wichtige Mittelstück von Bagdad bis Nisibîn, das wohl auch nie mehr ausgebaut wird. Statt dessen hat man eine Seitenlinie nach Chanykin gelegt, um das dort gewonnene Naphtha direkt an den Persischen Golf zu befördern. Diese Bahn könnte man zwar bis Chanykin benützen und müßte dann ein Auto nach Mosul nehmen. Aber sie ist teuer, wie alle Eisenbahnen in Asien, und man hat damit auch nicht viel gewonnen.

Ich suchte also eine Gelegenheit, mit einem Auto direkt nach Mosul zu fahren. In einer alten Karawanserei fand ich bald eine Agentur, die alle paar Tage einen Wagen nach Mosul schickte; wenn sich genügend Fahrgäste gemeldet haben, wird eben losgefahren. Einen Fahrplan gibt es nicht, wozu auch, hier hat man ja soviel Zeit! Ich hatte mir also einen Platz belegen lassen, ungefähr um acht Uhr abends sollten wir abfahren. Doch als ich mit meinem ganzen Gepäck in dem alten Hof eintraf, hieß es, für mich sei heute kein Platz mehr, eine arabische Familie mit Hab und Gut, Kindern und Betten, wollte nach Mosul umziehen und hätte den Wagen schon mit Beschlag belegt. Ich wartete, bis alles verladen war, denn ich hoffte im stillen immer noch auf

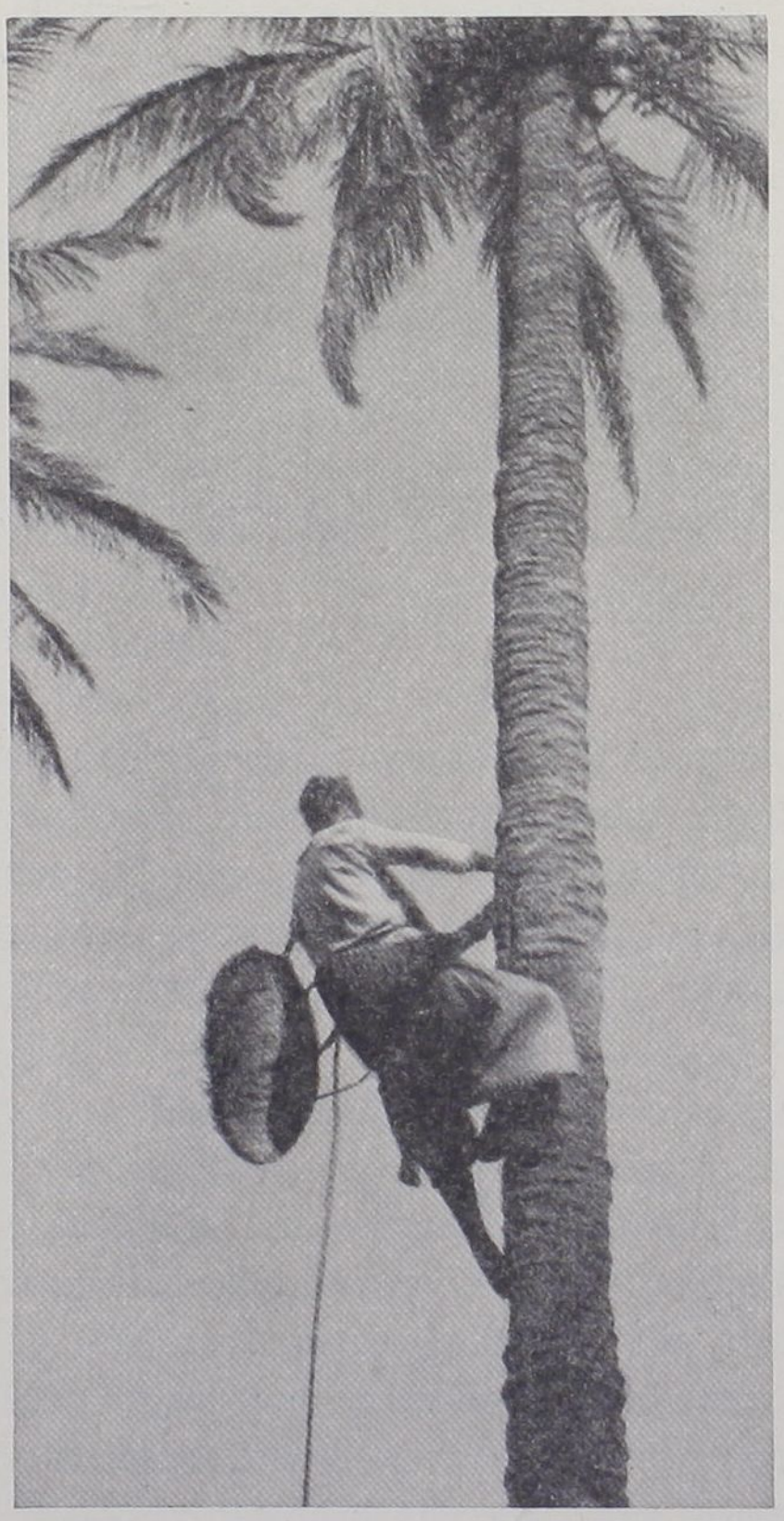


Schöpfwerk am Tigris

ein Plätzchen, aber es war beim besten Willen nichts zu machen. Auf orientalische Weise suchte man mich zu trösten, bestellte mich dreimal am Tage, morgens, mittags und abends, und hielt mir lange Reden, die dann immer mit der üblichen Phrase schlossen: „In scha allâh, so Gott will, fahren wir noch heute!“

Endlich, am Abend des dritten Tages konnte ich einen für eine Wüstenreise wenig verlockend aussehenden Wagen besteigen, und eingequetscht zwischen Benzintanks, Obstkörben und Arabern verließ ich Bagdad in einem tollen Tempo. Auf solchen Autoreisen gilt der Platz vorne beim Führer immer als Harem, und jetzt hatte man ihm sogar zwei Frauen dorthin gesetzt, die immer abwechselnd seekrank wurden und eigentlich nur noch wie schwere Säcke über der Bordwand des Autos baumelten.

Noch einmal tauchen die goldenen Kuppeln und Türme des heiligen Kasimên in der Abendsonne auf. Noch einmal grüßen die Palmenhaine, die sich wie ein dunkelgrüner Saum an beiden Ufern des Tigris hinziehen. Jahraus, jahrein, Sommer und Winter stehen sie in immergrüner Pracht, leuchtend wie Smaragd in der unendlichen Wüste. Oft hatte ich auf meinen zahlreichen Ausflügen von Bagdad aus diese köstlichen Dasen mit ihrem herrlichen, das Auge immer wieder entzückenden Palmenschmuck besucht. An den glühend heißen Sommertagen wenn der Dunst über der Wüste zitterte und der feine Staub von den Tritten der Kamele aufgewirbelt wurde, war es ein Hochgenuß, unter den schattigen Palmkronen von den Mühsalen der Wüste



Aufstieg zum Dattelpflücken



Bei der Dattelernte

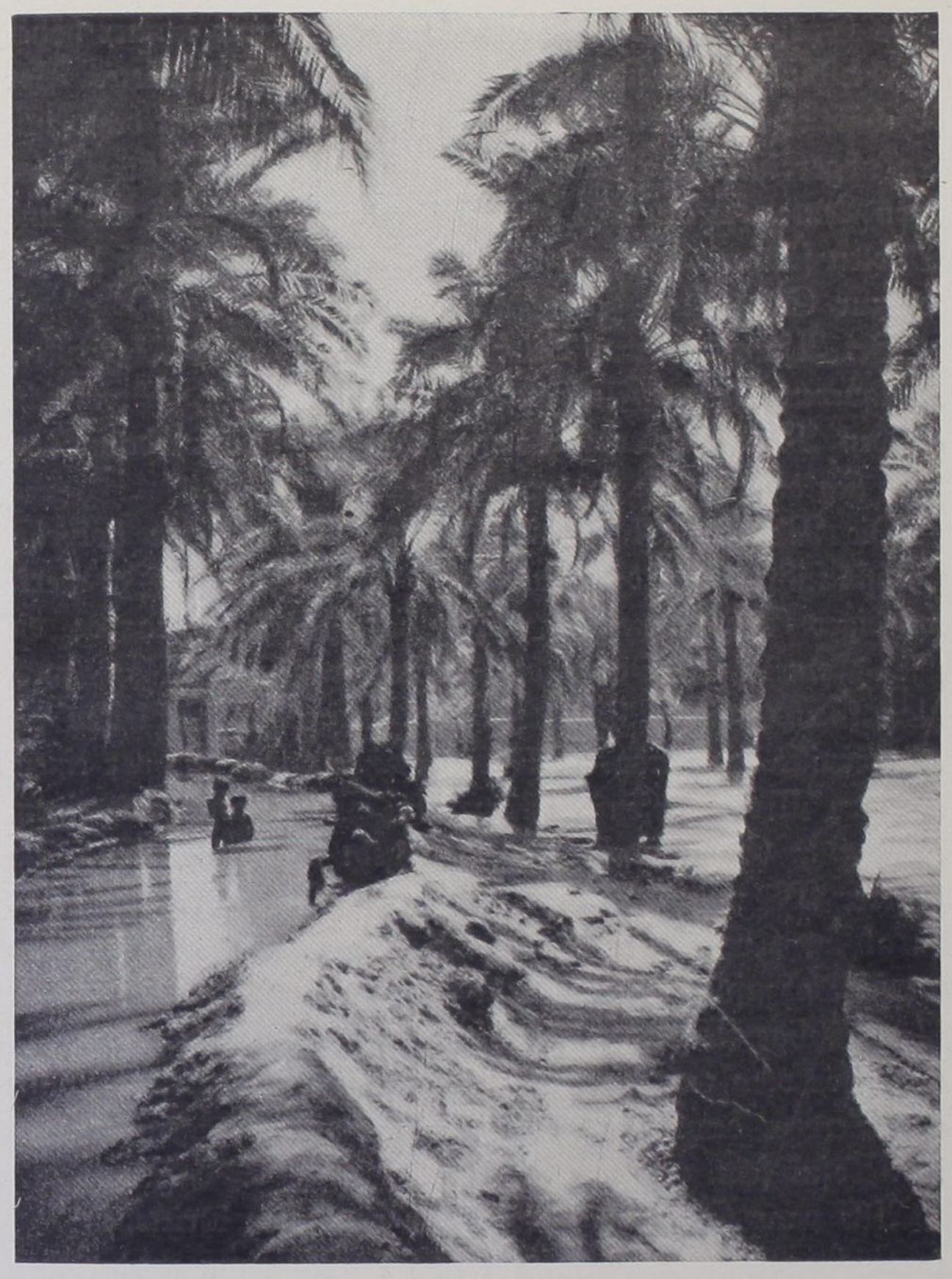
auszuruhen und den Zauber des matten Lichtes der Oase auf sich wirken zu lassen.

Hier sind die Ufer etwa drei Meter über dem Spiegel des Flusses meist senkrecht ausgewaschen, so daß der braune Lehm zutage tritt. Die Höhe der Ufer ermöglicht allein eine richtige und ausreichende Bewässerung der Palmengärten, wie sie nach tausendjähriger Tradition hier geübt wird. Mit Hilfe von Schöpfwerken primitivster Art wird das Wasser des Flusses in ausgestochenen Kanälen, die mit schwachem Gefälle in die Ebene laufen, den Pflanzen und Bäumen zugeführt. Die Einrichtung des Schöpfwerkes besteht aus einem einfachen Mauerrest oder einem kunstlosen Holzgerüst, in dem über eine Rolle ein Seil läuft. Nach dem Wasser zu hängt ein großer Lederbeutel; an das andere Ende spannt man ein Kamel oder einen Esel. Der Sack, der durch ein Holzkreuz offen gehalten wird, damit er sich besser füllt, wird dadurch, daß das Zugtier landeinwärts zieht, emporgewunden und durch eine rüsselartige Verlängerung automatisch in den Bewässerungskanal entleert. Dann kehrt das Zugtier um, der Sack sinkt durch seine Schwere hinab und füllt sich unten aufs neue. So geht es den ganzen Tag unter fürchterlichem Quietschen, einer Musik, die unbedingt dazu gehört.

*

Es gibt auch noch eine andere Art von Schöpfwerken, das sogenannte Dolab. Ein großes Holzrad, dessen Speichen krumm und schief sind, wird in die Strömung des Flusses hineingebaut. In der Peripherie des Rades hängen längliche Tontöpfe, die bei seiner Umdrehung das Wasser schöpfen, um es in eine Rinne, die zum Kanal führt, zu entleeren. Diese Art der Bewässerung trifft man meist an niedrigen Ufern. Oft baut man die Räder weit in die stärkste Strömung hinaus, wo sie der Schiffahrt, besonders bei Nacht, recht unangenehme Gefahren bedeuten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Bewässerungskanal in den Palmengärten

Es ist jetzt gerade die Zeit der Dattelernte. Die Früchte, die hier wunderbar gedeihen, wachsen in großen Dolden in den Kronen der Palmen. Ein Araber klettert mit Hilfe

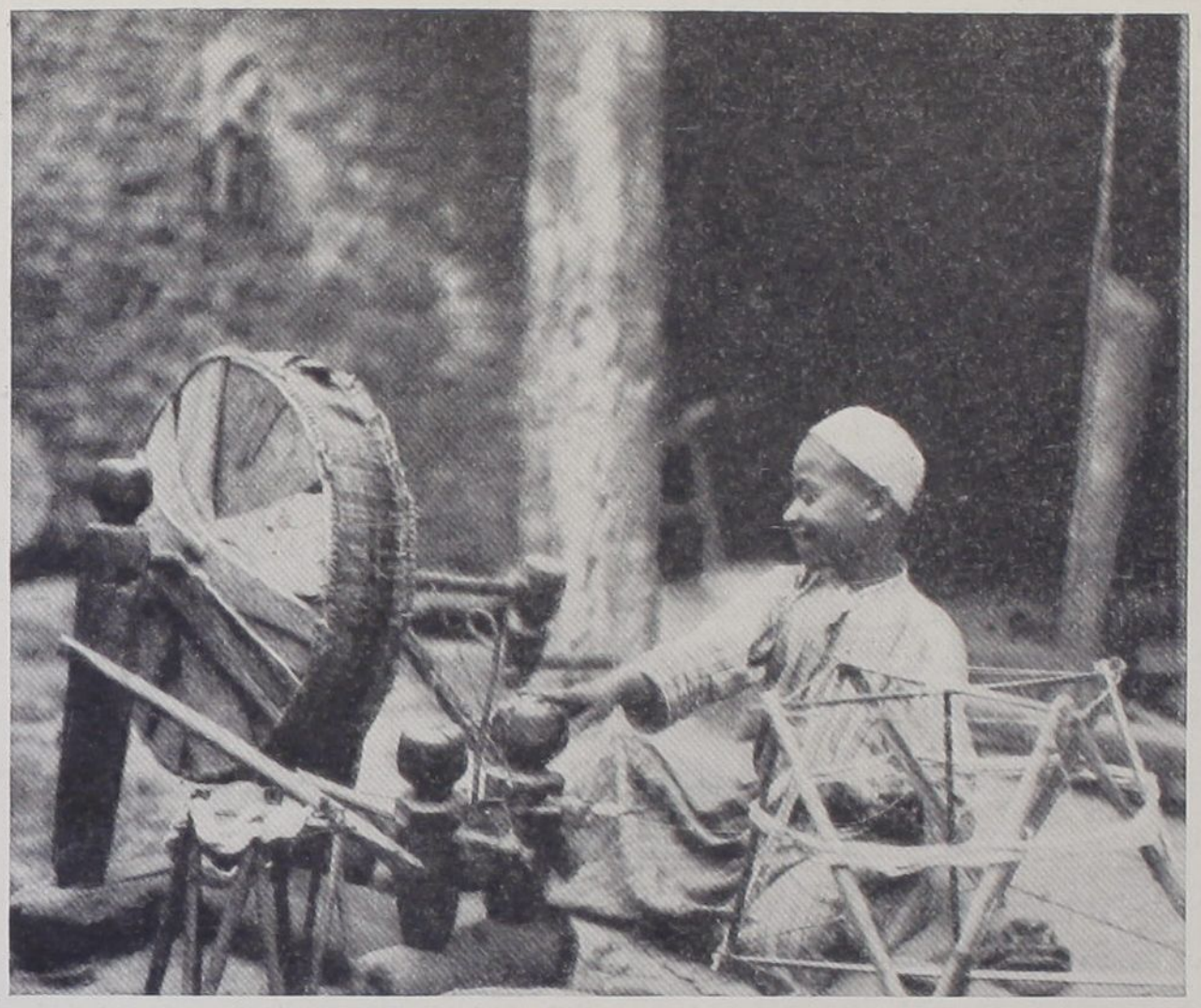
eines Gurtes, den er um den Stamm legt und immer höher schiebt, hinauf und sitzt darin wie in einer Hängematte. Vor sich hält er einen großen runden Strohteller, den er dann mit den abgepflückten Datteln an einem Seil hinabläßt. Unten sitzen Leute, die die noch unreifen Früchte von Blättern und Stielen säubern. Später wird die gesamte Ernte auf Kamelen zur Stadt zum Verkauf gebracht.

Bei Asamia, einem kleinen Dorf am linken Tigrisufer, überqueren wir den Fluß auf einer Schiffsbrücke, fahren dicht an den Mauern der verbotenen Stadt vorüber, dann verliert sich die Straße in der Wüste.

Die Nacht ist lang, wenn man so durch die holprige Wüste fährt, es ist die reine Berg- und Talbahn. In merkwürdiger Gleichförmigkeit reihen sich Hügel aneinander die wie Kamelshöcker aus der Ebene ragen. Man muß hinauf und wieder herunter oder in großen Schleifen die Hindernisse umfahren. Plötzlich befinden wir uns vor einem mehrere Meter tiefen Absturz, der Wagen wird mit einem Ruck zum Stehen gebracht, dann geht es wieder zurück, ein besserer Weg muß gesucht werden. Wir fahren ein paar Mal im Kreise herum, um die Gegend mit den Scheinwerfern abzusuchen, dann geht es weiter. Dieses Manöver ist unzählige Male nötig, denn immer wieder kommt unser Schofför vom rechten Wege ab, vermindert deshalb aber nie das Tempo, denn wir wollen am andern Morgen ja schon in Mosul sein.

Alle paar Stunden werden wir von einer berittenen Patrouille angehalten, durchsucht und können dann wieder weiterfahren. Wir fahren ja diesmal nicht im Convoi, machen die Reise also auf eigene Gefahr.

Etwa zwei Stunden mochten wir gefahren sein, seitdem uns die letzte Patrouille angehalten hatte, als plötzlich hinter einem Hügel drei Männer hervorspringen und in ihren zer-



Fellachenjunge an der Baumwollspindel

lumpten Kleidern im grellen Lichte des Scheinwerfers auftauchen, blitzschnell auf die Trittbretter des Wagens springen und mit Keulen den Schofför und die Fahrgäste zu bearbeiten versuchen. Einer von ihnen kann nicht festen Fuß fassen und fällt gleich wieder herunter, der zweite wird von uns, die wir im Fond sitzen, gemeinsam heruntergestoßen, und den dritten hat unser kühner Wagenlenker am Genick gefaßt, während er mit einer Hand das Steuer hält und wie wild drauflos fährt.

„Ihr Eulen, — was seid ihr denn eigentlich? Seid ihr Schakale? Könnt ihr denn nicht sehen, daß wir arme, harmlose Reisende sind, die selbst nichts haben? So eine Unver-

schämtheit, wie die Blödsinnigen hier herumzuschlagen, als wenn euch die ganze Wüste nur allein gehörte!"

Bei den letzten Worten rüttelt er ihn nochmal ordentlich durch und schleudert ihn dann in großem Bogen von sich.

Das war ja noch gut abgegangen. Zum Glück hatten diese Wegelagerer keine Waffen bei sich, denn Schießereien der Schammar-Araber sind in dieser Gegend besonders bei Nacht deshalb eine Kalamität, weil man nicht so ohne weiteres antworten kann.

Doch bald ist dieser kleine Zwischenfall vergessen, gehört er doch zu den Alltäglichkeiten einer Reise in diesem Lande, an die man sich sehr schnell gewöhnt.

Wir kommen nach Chan-el-Charnîne, ein kleines Nest mit ein paar ärmlichen Hütten. Vor dem Dorf auf einem Hügel liegt ein Haus, in dem wir Station machen. Dieses Rasthaus ist gleichzeitig Polizeistation. Irgendwo aus dem Dunkeln taucht die riesige bis an die Zähne bewaffnete Gestalt eines Beduinen auf und lädt uns ein, bei ihm Tee zu trinken. Das „Salâm aleikum" wird von den Arabern mit „Aleikum salâm" erwidert, von mir als Europäer mit dem Gruß „Sabachk' Allah bil-cher", und wir treten ein. In dem einzigen großen Raum befinden sich nur ein paar Holzbänke an den Wänden und irgendwo in einer Ecke der Herd mit dem summenden Teekessel. Hier und da auf der Erde oder auf einer der Bänke liegt ein Beduine, eingehüllt in seinen Burnus, im Gürtel zwei Dolche und das Gewehr im Arm. Der Schein einer alten Petroleumlampe erhellt nur spärlich den Raum. Alle Gespräche werden mit gedämpftem Ton geführt. Über dem Ganzen breitet sich eine eigenartige Stimmung aus. Wir berichten kurz von dem Überfall, doch diesem Ereignis legt man wenig Bedeutung bei.

Dann geht es weiter, alle Hindernisse werden von unserem Wagen spielend genommen, allerdings auf Kosten der Reisenden, denn diese werden wie in einem Hexenkessel hin und her gerüttelt, und jeder sucht, an seinem Nachbar irgendeinen Halt zu finden. Die Nacht will auch gar kein Ende nehmen.

Gegen vier Uhr morgens fängt es an zu dämmern. Wir befinden uns gerade auf dem Höhenrücken des Hamrîn, über dessen gelbe und blaßgrüne Mulden und Buckel, locker wie ein achtlos hingeworfenes Kartenspiel, sich schwarze Ziegenhaarzelte und Herden der Dschibûr-Araber ausbreiten. Unter den Strahlen der aufgehenden Sonne gewinnen wir von der letzten Kuppe des Gebirges einen fesselnden Überblick über die ganze Landschaft. Vor uns windet sich wie eine silberne Schlange in großen Bögen der Tigris durch das Wirrwarr zerrissener, runder Buckel. Hinter ihm steigt eine weite Ebene zu den Gebirgen Kurdistâns an, und in der Mitte liegt wie ein schwarzer Panther das Trümmerfeld von Assur. Auf steilem Pfad verlassen wir den Djebel Hamrîn, das einsame Steppengebirge, in dem nur zeitweise mal ein Beduinenstamm zeltet.

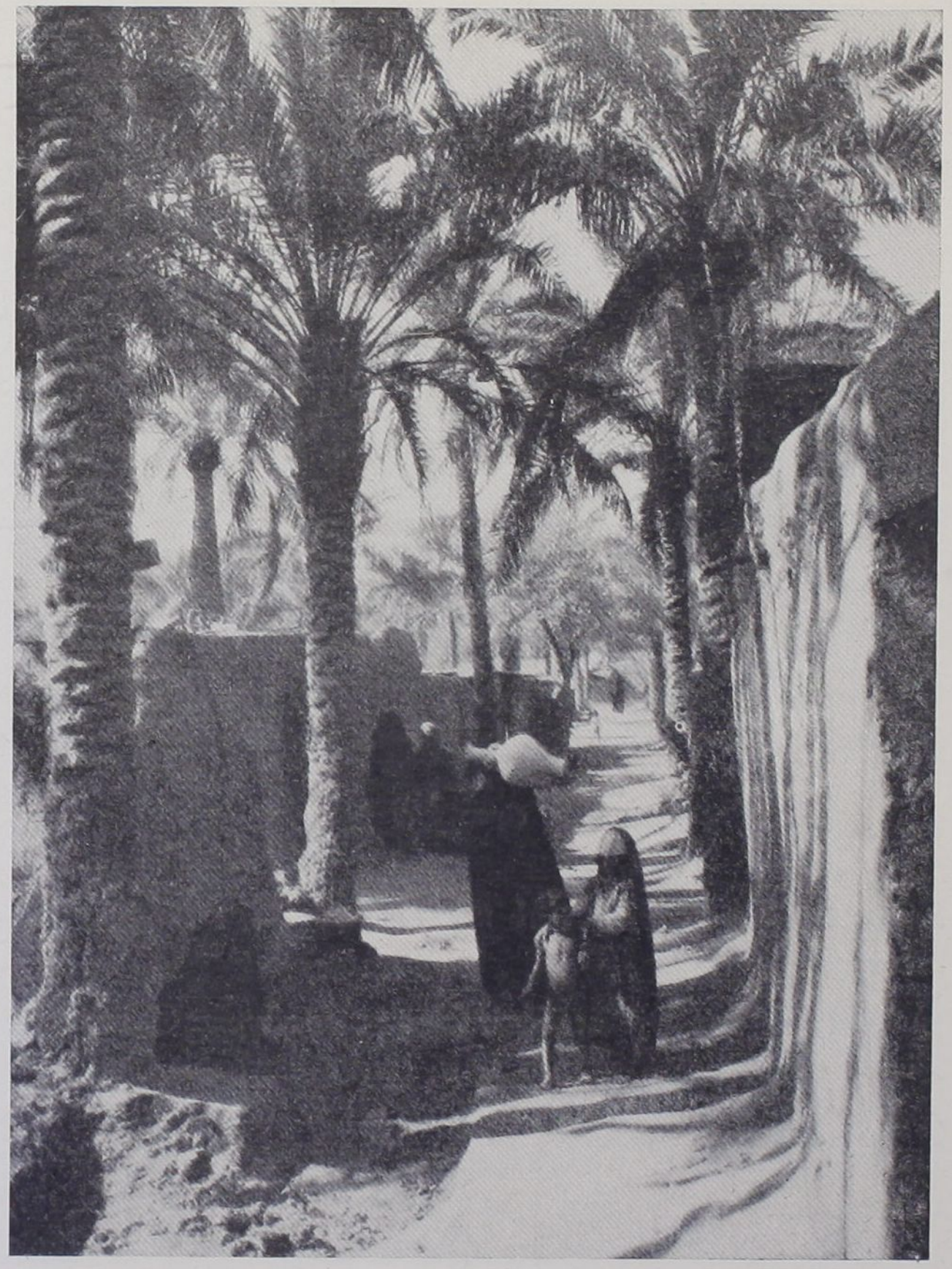
Jetzt fahren wir wieder mehrere Stunden lang in flachem Gelände, das nicht mehr öde Wüste ist, sondern spärlich bewachsene Steppe. Landleute kommen mit ihren Tieren aus den Dörfern, wir passieren mehrere Beduinenlager, und Schwärme von Tausenden und Abertausenden von Steppenhühnern werden von uns aufgestöbert. Eine langgestreckte, flache Schwelle steigt vor uns auf, der Djebel Gajâra, und hier stoßen wir auf die ausgebaute Fahrstraße, die in Windungen durch das Gebirge und weiter bis nach Mosul führt.

Vor uns liegt ein großer Lastwagen auf der Straße. Schon von weitem winken uns die Araber, die hoch oben auf dem Verdeck thronen, zu und veranlassen uns zum Halten.



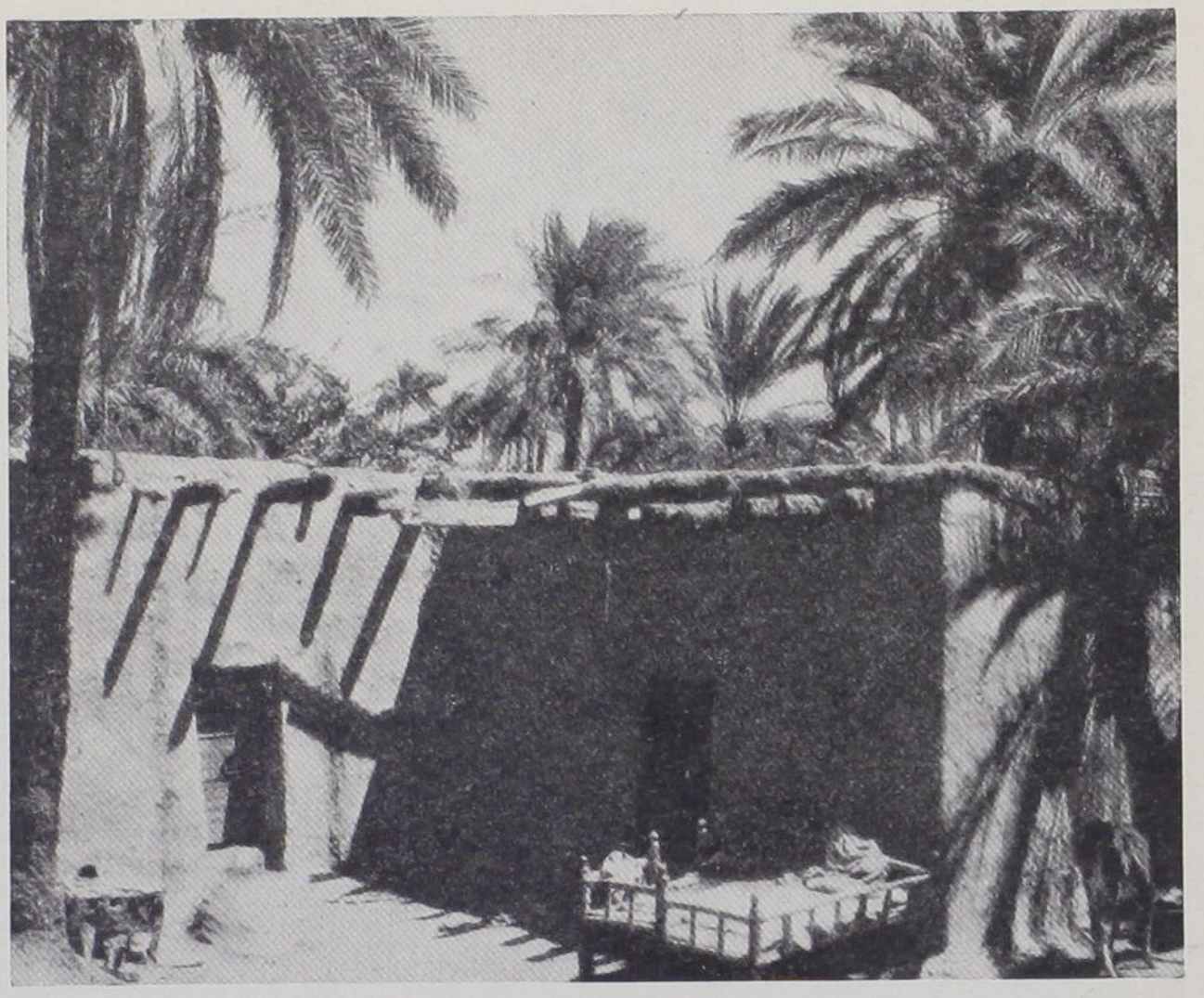
Bau eines Lehmhauses in der Oase

Sie haben eine ordentliche Panne, ihnen fehlt ein wichtiges Ersatzstück, ohne das sie aufgeworfen sind. Da wir ihnen leider auch nicht helfen können, müssen wir den Schofför mit



Dorfleben in Mesopotamien

nach Mosul nehmen, damit er sich selbst das Gewünschte holen kann. Aber Platz für ihn haben wir beim besten Willen nicht in unserem Wagen, so muß er die fünfzig



Bauernhaus in einer Oase am Tigris

Kilometer bis nach Mosul mit unserem Trittbrett vorlieb nehmen.

Am Paß von Djêïne öffnet sich die weite üppige Stromaue, wir kommen nach Hammâm-Ali, einem Dorf mit länglichen Häusern aus Erdwänden mit schrägen Strauchwerkdächern, und vor uns breitet sich Mosul am Fuße der braunen Flußterrasse aus. Der Tigris macht hier eine große Schlinge, in deren Oval mattgrüne Felder liegen. Nach links dehnt sich weithin die wellige Steppe aus, nach rechts jenseits des Flusses der Spitzhügel mit dem Dorf Nébi Jûnus und in dunklen Farben die Barrikaden der kurdischen Berge. Aus der Stadt selbst hebt sich wie ein langer Finger das hohe Minarett der Djâma el-Kebîr heraus.



Blick auf Mosul

13. Zwischen zwei Völkern.

Zwei Völkerwanderungen prallen hier in und um Mosul aufeinander; Völkerwanderungen im wahren Sinne des Wortes, denn die Araber sowohl wie die Kurden, die sich hier aufhalten, sind Nomaden, also Völker, die stets in Bewegung sind.

Die arabischen Beduinen wandern im Sommer aus der Steppe meist nordwärts über die eigentliche Sprachenzone hinaus, dringen aber niemals weiter als bis zum Südfuß des armenischen Faltengebirges vor. Im Winter bleiben sie dagegen innerhalb ihrer Sprachgrenze, die deutlich vor dem wasserreichen Quellgebiet des Chabûr zurückweicht.



Rastende Karawane vor Mosul

Die Ackerbau treibenden Nordvölker dagegen, die mit der Zerschnittenheit ihres Geländes vertraut sind, dringen immer mehr in Mesopotamien ein, in dessen nördlichen Teilen sie meist ohne künstliche Bewässerung auskommen, während man von einem allmählichen Zurückweichen der arabischen Nomaden sprechen kann. Auch die Râsu, die sogenannten Raubzüge der Beduinen, wagen es selten, kurdische Siedlungen, die meist unter militärischem Schutz stehen, anzugreifen und zu plündern.

Und nun Mosul selbst.

Sie ist wohl die interessanteste Stadt des asiatischen Orients. Die Nähe der Grenzen des arabischen und kurdischen Reiches und das Zusammentreffen von Flachland und Gebirgsregion sichert ihr ein Menschengemengsel, wie man es sich nicht bunter vorstellen kann.

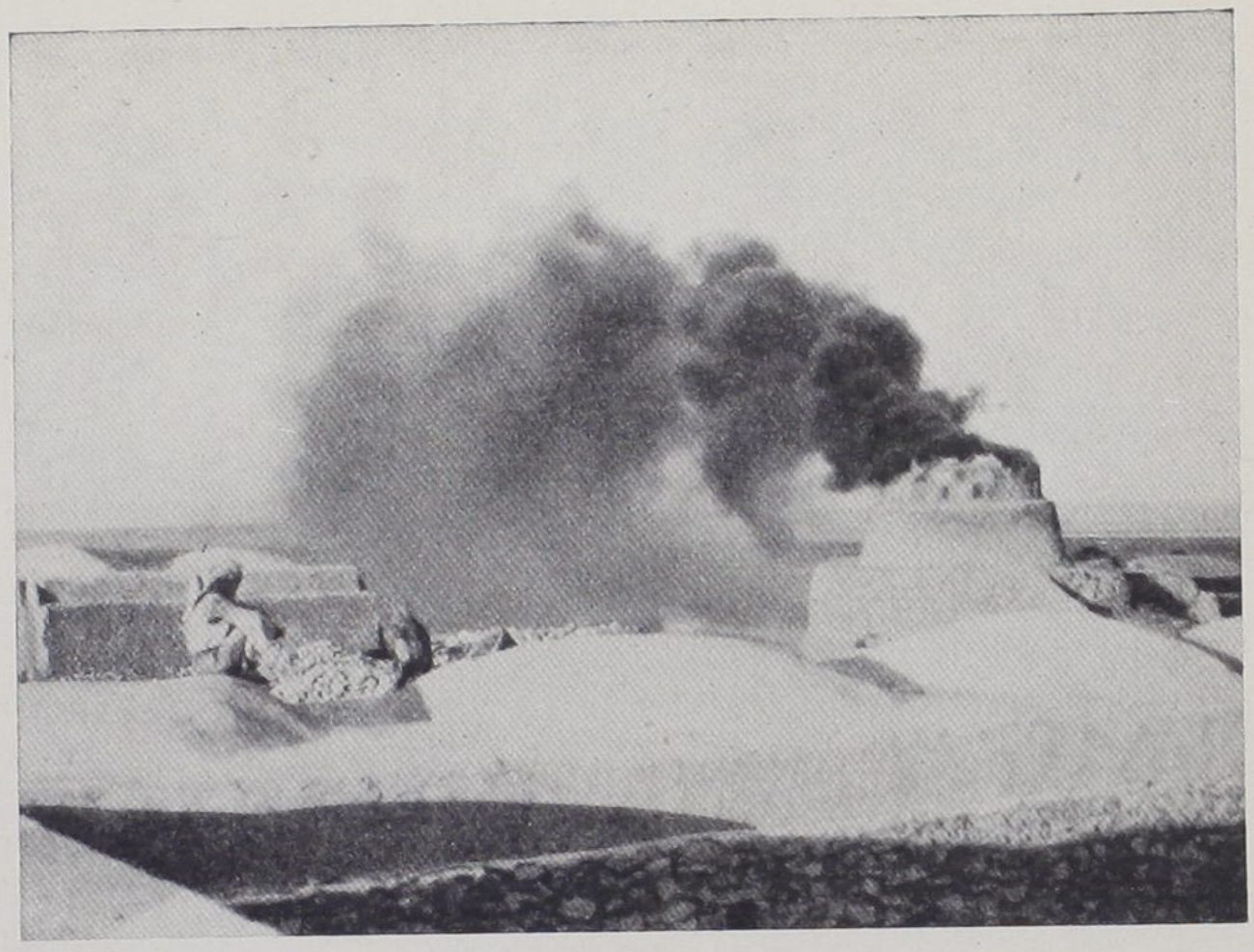
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Eselsmist als Heizmaterial

Das arabische und semitische Element herrscht natürlich vor, wenn auch die kurdische Tracht im Straßenbild recht stark vertreten ist. Die Männer tragen, sind es arabische Beduinen, das dem vorderasiatischen Gebiet eigene hemdartige Sbûn, das um den Leib mit einem Gürtel zusammengehalten wird und bis auf die Füße reicht. Dazu den Tarbusch oder den Aggal mit weißroter Koffîje. Sind es Kurden, so tragen sie breite Pumphosen, braune, pelzbesetzte Mäntel und tuchumwickelte Filzkappen. Aber auch anatolische Osmânli sieht man hier mit ihren korkzieherartig gerillten Tuchhosen.

Sieht man Frauen mit der Pêtsche, dem Gesichtsschleier, dann sind es Jüdinnen oder auch Araberinnen, meist tragen sie noch einen Ring im rechten Nasenloch. Die kurdischen Frauen gehen auch hier in der Tracht ihrer heimatlichen

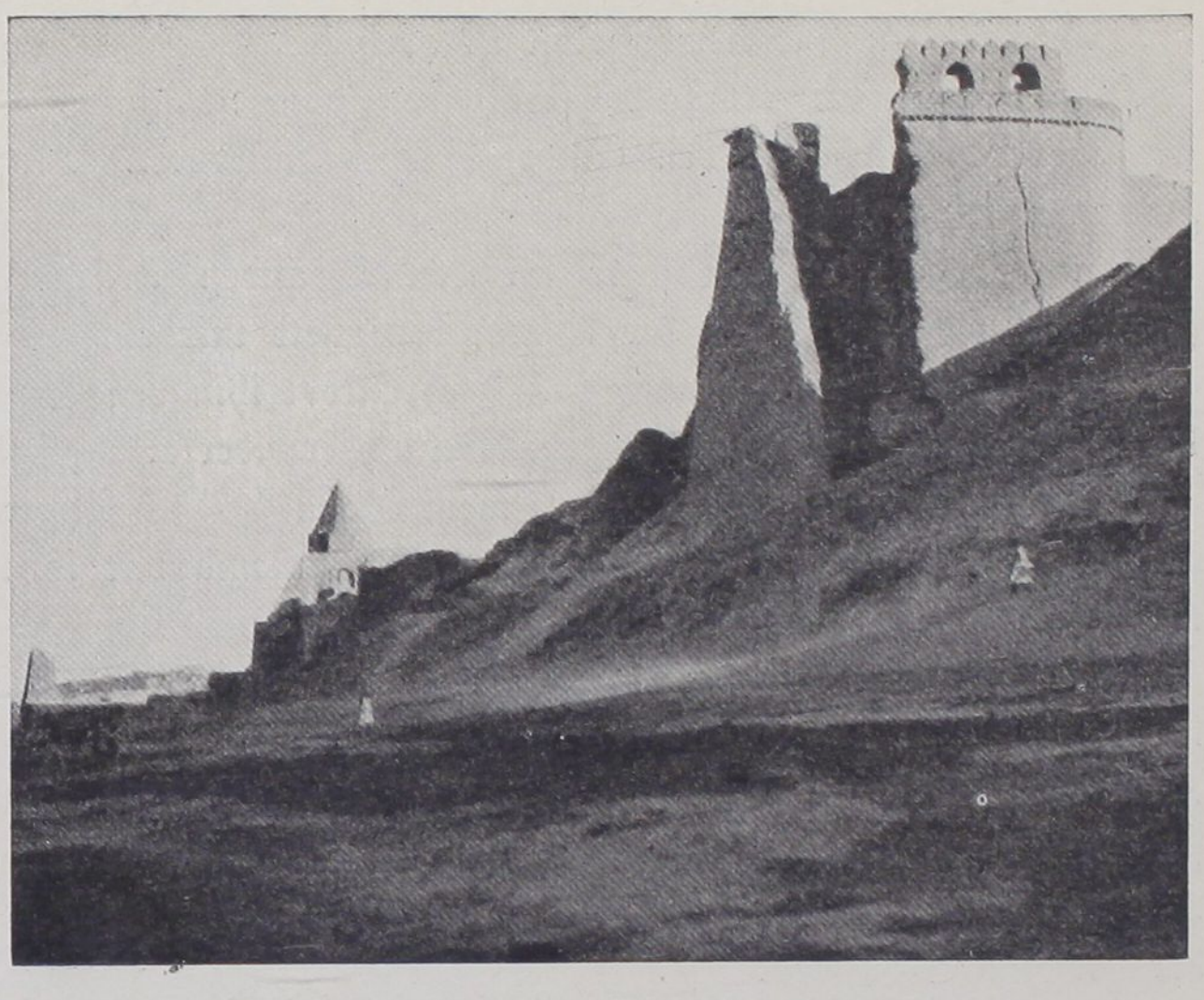


Über den Dächern der Kalkbrennereien

Berge: in weiten Hosen, einem langärmeligen Hemd mit Umschlagetuch, das von einem Gürtel zusammengerafft wird. Auf dem Kopf tragen sie ein turbanartiges, vielfach umschlungenes Tuch — zur besseren Konservierung des Ungeziefers!

*

Mosul liegt auf dem rechten Tigrisufer. Es ist nicht leicht, sich in dem Gewirr seiner winkligen Gassen zurechtzufinden. Die Stadt macht mit ihren eigenartigen sich nach oben zu verjüngenden Häuserblocks einen von abendländischer Kultur noch völlig unberührten Eindruck. An der Straßenseite besitzen die Häuser nur eine einzige große Öffnung, den durch eine reichgeschnitzte Holztür verschließbaren Eingang. Aus einem kleinen Loch, das sich etwa in vier Meter Höhe der Hauswand befindet, fließen alle möglichen Abwässer aus



Ruinen der Festung Badr-ed-Din Luls

den oberen Stockwerken auf die Straße und vereinen sich in der Mitte des Weges zu einem lieblich duftenden Bach.

Durch knöcheltiefen Moderstaub mußte ich mich durcharbeiten, um zu der Moschee El-Kebîr, das heißt die Große, zu gelangen. Immer wieder sah ich das schiefe Minarett ganz dicht vor mir, aber die Straßen führten niemals darauf zu, so daß ich jedesmal aus der Richtung kam und schließlich gar nicht mehr wußte, wo ich mich eigentlich befand.

Diese Moschee wurde im Jahre 1151 auf den Ruinen einer christlichen Kirche aufgebaut. Von den ehemaligen glanzvollen Arabesken und den künstlerischen Inschriften im Innern ist nichts mehr zu sehen. Man hat alles mit Kalk übertüncht und mit greulichen gelben Strichen übermalt.

Halb zerfallen und verwahrlost ist auch die Moschee El-Ahsâm mit ihrem ebenfalls schief geneigten Rundturme, wie Mosul überhaupt den Eindruck eines dauernden Verfalls macht.

Im Vorhof der Moschee an den Wänden entlangschreitend, die Schuhe in der Hand, begegnete mir ein ehrwürdig aussehender Muselmann. Ich entbot ihm den Salâm, den er feierlich nach hiesigem Brauch erwiderte:

„Allah verlängere dein Leben, o mein Sohn!" Ich fragte ihn nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt und bat ihn, mich aus diesem Labyrinth wieder herauszuführen.

Wir zwängten uns mühsam durch die engen Häuserzeilen, indem wir es beide ängstlich vermieden, einem jener wilden Hunde, die in dem schlammigen Morast wohltuende Kühle fanden, zu nahe zu kommen. Denn die Berührung mit dem Hund, dem unreinen Tier, gilt dem Mohammedaner als eine der größten Schanden.

In der Nähe des Brückentores, des Bab-el-Dschisr, befinden sich die Basare. Auch hier meist alte, zerfallene Lehmhäuser. Die neueren besitzen einen Laubengang mit Lehm- oder Holzsäulen, die man mit weißen Gipsplatten umkleidet, der in der Nähe der Stadt gefunden wird. Die Verkaufsstände sind in winzigen Bretterverschlägen oder Mauernischen untergebracht. Man sieht, daß Mosul eine Karawanenstadt ist, denn die hauptsächlichsten Verkaufsgegenstände sind Holzgestelle für Kamelsättel, Stricke, Ketten, Halfter, Waffen und Munition, Maultiersättel und Quersäcke und was man sonst noch zur Ausrüstung einer Karawane gebraucht.

Im übrigen sind auch hier die Gewerbe streng voneinander getrennt. Es gibt eine Straße der Schuhmacher, in der nur die leuchtend roten geschnäbelten Kurdenschuhe hergestellt werden. Im Basar der Eßwaren finden wir Korn, Mehl und



Straßenbild aus Mosul

Brotfladen, Dattelkuchen und ungesalzenen Ziegenkäse. Doch am lustigsten sieht es auf dem Trödlermarkt aus, hier kann man alles kaufen, von der leeren Konservendose bis zum kostbarsten Teppich. Die unmöglichsten Gegenstände treiben sich da herum. Besonders beliebt sind alte, abgetragene Klei-

dungsstücke und Pelze, bei denen man die Läuse ihrer Vorgänger gratis mit dazu bekommt.

Töpfe und grünglasierte Tonkrüge, die kleinen roten Tonpfeifen, Sſebîl genannt, und kupferne Platten und Töpfe auf dem Sûk Hárradsch ergänzen das bunte Bild.

Wir kommen jetzt zur Hauptstraße, die an dem südlich der Stadt gelegenen Regierungsgebäude vorbei zu den Kasernen und mohammedanischen Friedhöfen führt, und wenden uns dann nach Norden dem weiten Trümmerfeld zu, das die Reste einer alten Zitadelle und einige Palastruinen birgt. Es sind die Überbleibsel der Festung des Sultans Badr-ed-Din Lul aus dem Anfang des 13. Jahrhundert mit kunstvollen arabischen Inschriften um den spitzen Nischenbogen unter einem Fenster.

Auf dem steilen rechten Ufer des Tigris erheben sich die Reste dieser alten Seldschukenburg. Einer der Befestigungstürme ist bei einem Erdbeben in der Mitte geborsten, wobei die eine Hälfte mitsamt dem Uferrand mehrere Meter abgerutscht ist.

Am Flusse herrscht jetzt ein reges Leben. So gegen Abend, wenn die Mosuler Bürger gewöhnlich ein kleines Bad im Tigris nehmen, bringen sie auch alles mit, was sie an Haustieren besitzen, meist Esel und Schafe, und lassen diese an der Freude des abendlichen Bades teilnehmen.

Einige der eigenartigen Flöße, Kelek genannt, die von luftgefüllten Ziegenbälgen getragen werden, fahren vorüber. Auf ihnen richten sich die Flößerknechte für ihre langen Reisen häuslich ein. Sie bewohnen mit ihrer ganzen Familie größere Zelte und führen sogar ihre Kamele und Esel mit. Man kann ein solches Floß mieten und mit ihm nach Bagdad fahren, braucht allerdings acht Tage dazu.

In der Stadt angelangt, begaben wir uns zu einem der großen Kaffeehäuser am Tigris.

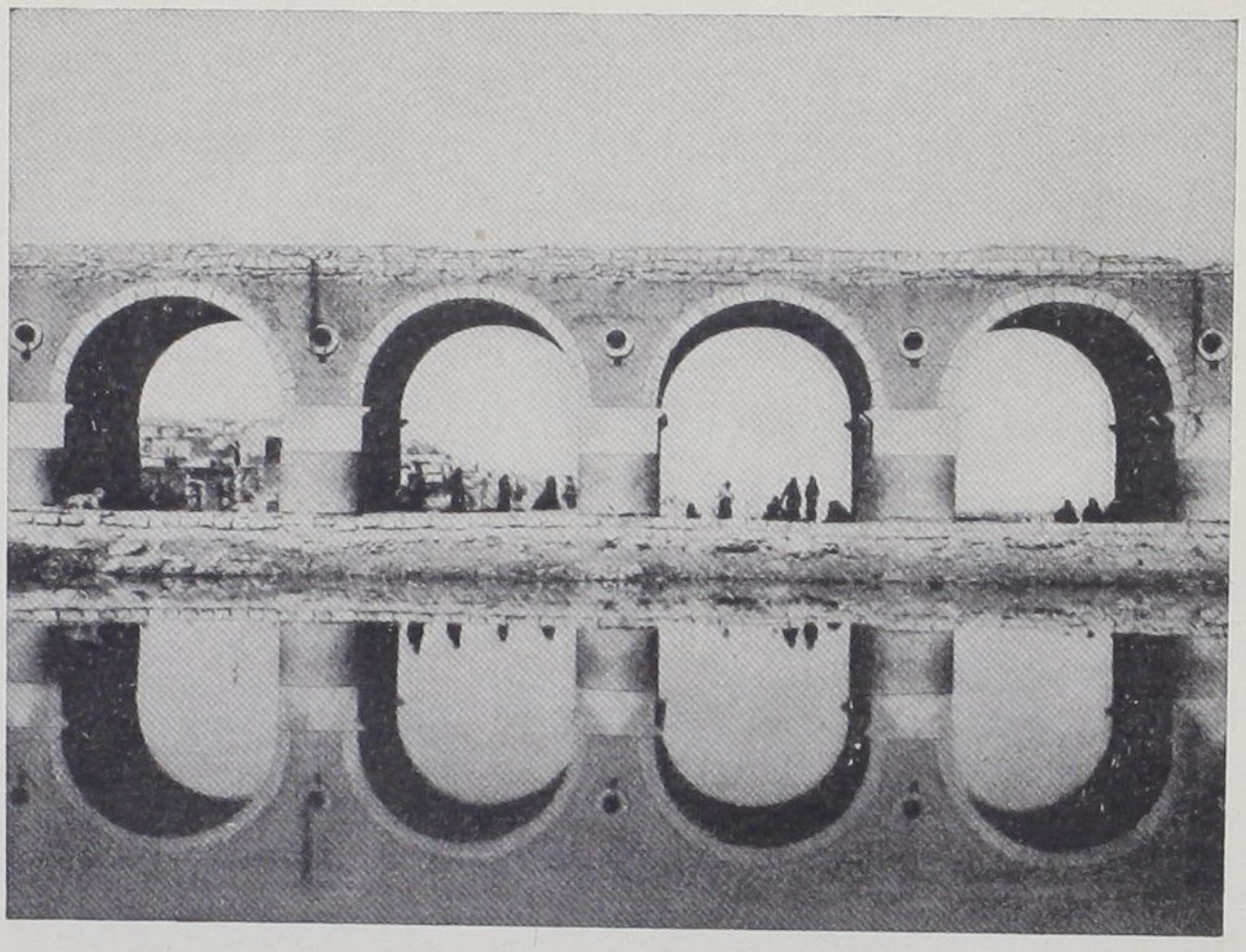


Im Kaffeehaus

„O Effendi, Allah sei dir gnädig! — Einen Bissen Brot, o mein Herr! — Allah gebe dir Frieden! — Ich bin noch nüchtern und habe großen Hunger!“ schrieen die Bettler, die auf der Steinmauer der Reihe lang saßen.

„Chud!“ „Nimm!“ rief ich einem zu und warf ihm ein Geldstück hin.

Wir stiegen die ausgetretenen, unverhältnismäßig hohen Steinstufen der engen Treppe des Kaffeehauses hinauf, gelangten auf den breiten Altan, der die ganze Längsseite des Hauses einnimmt, und setzten uns auf eine der persischen Holzbänke mit der Aussicht auf den Fluß und die belebte Schiffsbrücke.

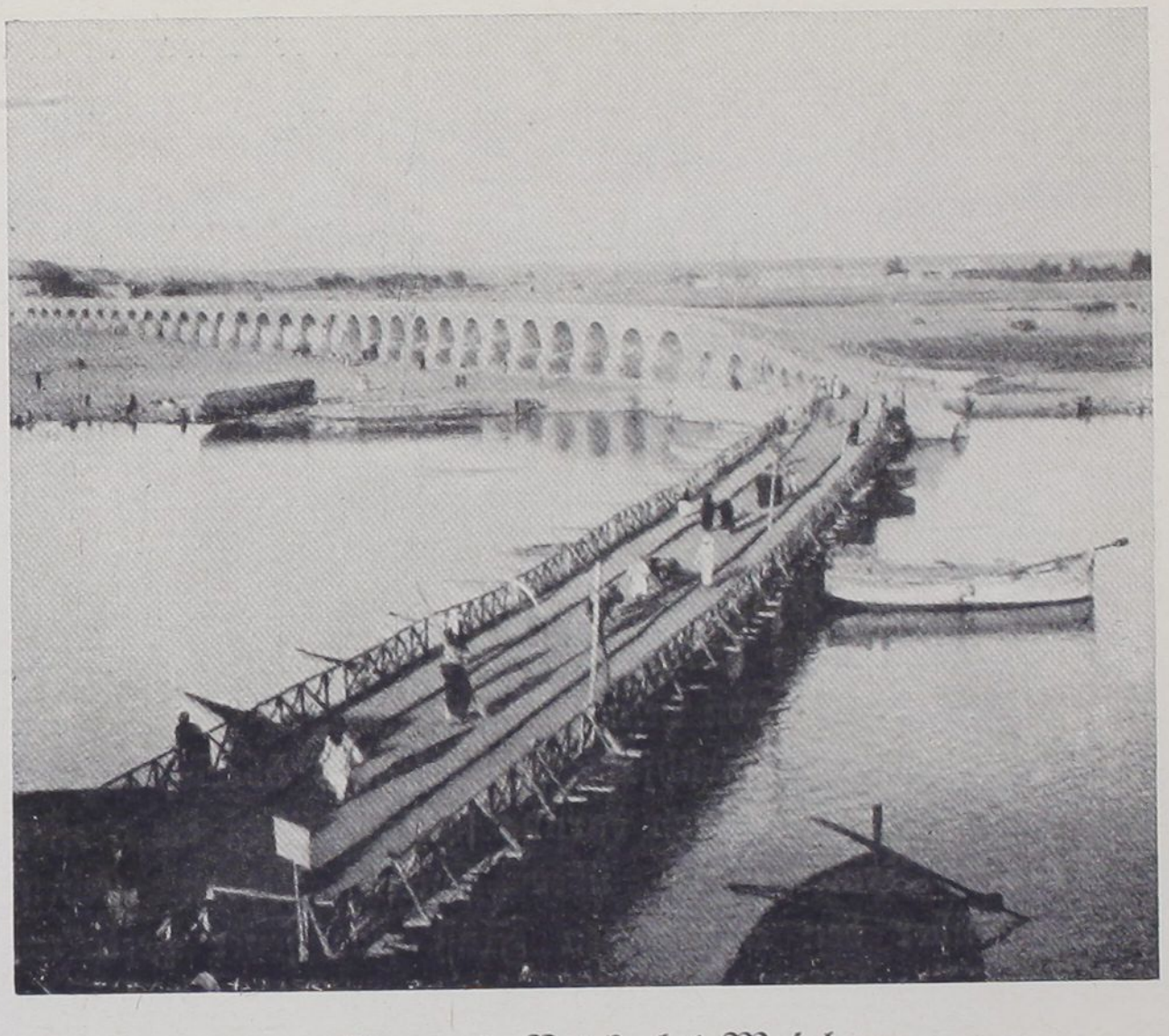


Die alte Steinbrücke über das Überschwemmungsland

Die Kaffeehäuser von Mosul sind die größten Gebäude der Stadt, sie sind die reinen Paläste, wenigstens was die Größe und Höhe anbelangt. Häufig besitzen sie noch einen aus Holzbrettern gebauten Oberstock, auf dem sich die Beduinen aufhalten, während unten die ehrwürdigen Bürger in recht orientalischer Beschaulichkeit ihre Zeit totschlagen. Die meisten sind Stammgäste und sitzen von morgens bis abends hier; sie zahlen eine bestimmte Summe und können dafür so viel Kaffee oder Tee trinken, wie sie wollen.

Wir bestellten uns jeder ein Glas Schérbat, eine Art Limonade aus dem Saft der Granatäpfel, dazu die Wasserpfeife mit gutem Schirâsi-Tumbeck.

Wie in der Loge eines Theaters sitzt man hier und genießt den Anblick eines natürlichen Schauspiels. Den Hintergrund bildet die Gebirgskette Kurdistâns, davor links die Schutt-



Die große Brücke bei Mosul

hügel der alten versunkenen Stadt Ninive, rechts das Dorf Nébbi Junus mit der hochgelegenen Grabmoschee des Propheten Jonas. Als dieser nach seiner gefährlichen Reise unterhalb des Dorfes ans Land gespült wurde, sollen sich die Gebetstürme Mosuls in Ehrfurcht gebeugt haben. Sie richteten sich alle bis auf einen wieder auf, der noch heute die frommen Muselmänner an das Grab des Heiligen erinnert.

Zwischen Nébbi Junus, das die Beduinen Neinoue oder Neinauer nennen, und dem Fluß spielt sich auf der großen Ebene ein reges, abwechslungsreiches Leben ab.

Ich sehe auf eine Masse von den verschiedensten Typen, die damit beschäftigt sind, ihre Kamelkarawanen mit großen

Ballen zu beladen; ich sehe, wie andere ihre Tiere in den Fluß treiben, um sie zu tränken, bevor es in tagelangen Märschen durch die Wüste geht.

Ich sehe, wie kurdische Frauen bis zur Brust im Wasser sitzen und die Wolle von Schafen und Kamelen im Wasser spülen, während andere sie mit vierkantigen Hölzern klopfen. Ich sehe weite Flächen mit Wolle bedeckt, die man hier zum Trocknen ausgebreitet hat, und sehe Zelte, in denen sie zu großen Ballen gepreßt oder in Quersäcke für den Karawanentransport gestopft wird. Nirgends kann man soviel Karawanen auf einem Platz zusammen finden, wie vor den Toren Mosuls. Es ist ein ewiges Gehen und Kommen, und die Luft dröhnt ständig von dem heiseren Brüllen der Kamele.

Im Winter und Frühjahr ist hier alles überschwemmt. Das kann man auch schon daraus schließen, daß die großen steinernen Brückenbögen über festem Boden stehen, während über den eigentlichen Fluß eine jener geflickten Schiffsbrücken führt, die im Winter natürlich auch auseinandergefahren wird. Es ergibt sich dann folgende Verkettung von Annehmlichkeiten, um hinüber zu gelangen: man mietet in Mosul ein Kaîk und fährt damit bis zu einer Sandbank. Hier läßt man sich von einem Araber oder Kurden durch das seichte Wasser bis zur Brücke tragen, auf der man dann erst ans andere Ufer gelangen kann. Die Steinbrücke ist alt, schon zu Timurs Zeiten hat sie gestanden. Damals hat man sie wahrscheinlich direkt über den Tigris gelegt, nur der Fluß hat im Laufe der Jahre stark nach rechts gewühlt und seinen Spiegel bis dicht an die Stadt ausgebreitet.

*

Mit Ninive ist es dasselbe wie mit Babylon. Beide Ruinenstätten des alten Babylonisch-Assyrischen Reiches bieten heute dem Reisenden so gut wie gar nichts, selbst ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Wäscherinnen im Tigris vor Mosul

Assyriologe von Fach hat kaum Nutzen von einer bloßen Besichtigung der Schutthügel, wie man sie heute sieht.

Aus Babylon hat man fast alle Schätze fortgeführt, die Professor Koldewey, der deutsche Archäologe, in jahrelanger selbstloser Arbeit ausgegraben hat. Er hat es uns bequem gemacht; denn Babylon steht heute in Berlin, in Mesopotamien am Euphrat findet man nur noch eine Welt von Erd- und Schutthalden, von Mauer- und Burgresten, die dem Nichtfachmann ein rätselhaftes Durcheinander bleiben müssen.

Und doch ist es ein eigenes Gefühl, auf den Trümmern Babels, der größten Stadt des antiken Orients, zu stehen, deren Ruinen die vergangene Größe und den erloschenen Glanz der alten Zeit nur ahnen lassen. Langsam werden die Reste, in deren Höhlen Schakale hausen, vom Wüstensand wieder zugedeckt, so daß das Wort des Propheten Jeremias sich zum zweitenmal bewahrheitet.

„Darum sollen Wüstentiere und wilde Hunde darin wohnen und die jungen Strauße, und es soll nimmermehr bewohnt werden und niemand darin hausen für und für. Gleichwie Gott Sodom und Gomorra samt ihren Nachbarn umgekehrt hat, spricht der Herr, daß niemand darin wohne, noch ein Mensch darin hause . . . Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Wohnung der Schakale werden, zum Wunder und zum Anpfeifen . . . Die Mauern des großen Babel sollen untergraben und ihre hohen Tore mit Feuer angesteckt werden, daß der Heiden Arbeit verloren sei, und daß verbrannt werde, was die Völker mit Mühe erbaut haben."

Noch mehr den Eindruck unendlicher Verwüstung macht das Trümmerfeld von Ninive. Es ist ein ungeheurer Friedhof von drei ausgedehnten, gleichförmigen Hügeln mit



Wollewaschen im Fluß



Die Wolle wird in Säcke gestopft

schroffen Abhängen, unter denen die alte Königsstadt Ninive mit ihren gewaltigen Mauern und Türmen, Paläſten und Bürgerhäuſern begraben liegt, die Hauptſtadt des aſſyriſchen Weltreiches. Aber nicht einmal Mauerreſte ragen aus dem Schutt hervor; ein paar Schächte, ein paar Tonſcherben, das iſt alles. Planmäßige Ausgrabungen, die die ganze Stadt bloßlegten, wie in Babylon, haben in Ninive noch nicht ſtattgefunden.

Ein paar Beduinenzelte ſtehen wie ſchwarze Tintenkleckſe in der öden, ſonnenverbrannten Wüſtenlandſchaft dieſes Friedhofes ohne Grabſteine, aus deſſen Nichts ſich auch die blühendſte Phantaſie kaum die Herrlichkeit vergangener Jahrtauſende hervorzaubern kann. All' die alten Paläſte und Tempel ſind vom Steppenwind verſchüttet worden, unter



Aufgestapelte Wolle unter einem Zeltdach

dessen Staub die Geheimnisse der alten Militärkultur Assyriens begraben liegen, wie der Prophet Nahum geweissagt hatte:

„Deine Hirten werden schlafen, o König zu Assur, deine Mächtigen werden sich legen; und dein Volk wird auf den Bergen zerstreut sein und niemand wird sie sammeln. Niemand wird deine Schäden lindern, und deine Wunden werden unheilbar sein."

Und doch brachten die Ausgrabungen, die von Engländern, Deutschen, Franzosen und Amerikanern bisher gemacht wurden, unermeßliche Schätze zutage. In dem Dorf Kujundschik fand man auf 22 000 Tontafeln die ganze Bibliothek des assyrischen Königs Sardanapal. Diese älteste Bibliothek, die vor 2500 Jahren entstanden ist, gibt uns ein genaues Bild der assyrischen Kultur. Alles lernen wir

aus diesen Büchern kennen: das Leben des Königs und das der Privatleute, die großen Feldzüge, die Verwaltung des Staates, religiöse Vorschriften mit ihren Drakeln und Gebeten zum Sonnengott und Anweisungen zum Opferdienst. Daneben finden sich wissenschaftliche Werke über Krankheiten und deren Bekämpfung durch Heilmittel und Beschwörungen. Auch Prophezeiungen aus dem Verhalten der Tiere und den Bewegungen der Gestirne finden sich auf den Tontafeln.

So vervollständigen diese Funde in Ninive diejenigen, die man an anderen Orten Mesopotamiens, wie neuerdings in Tell-Halaf im Norden durch Herrn von Oppenheim und in Ur im Süden, gemacht hat. Und hier bietet sich dem Archäologen auch heute noch ein Feld ungeahnter Möglichkeiten, die noch längst nicht alle erschöpft sind.

*

„Ja Méllek Taûs, ja Jesîdi, ja Jesîd chansîr! Du König Pfau, du Jesîdi, du Jesîdeneber!"

So schimpft der Mohammedaner in Mosul sein Maultier, wenn es nicht gehorchen will. Manche schreiben sogar den Namen Méllek Taûs unten auf ihre Schuhsohlen, damit sie den Namen des Gottes der Teufelsanbeter, auf deren mystischen Kult sie mit der größten Verachtung herabblicken, dauernd mit Füßen treten können.

Die Sekte der Teufelsanbeter oder Pfauenküsser, die heute ganz zurückgezogen in den steinigen Gebirgsschluchten des Hekkarîjehgebirges leben, gehört zu den interessantesten Erscheinungen des asiatischen Orients.

Ihre Religion, die auf den Lehren des Kalifen Jesid fußt, desselben, der Husseen geschlagen hat, verlangt von ihnen die Anbetung des Teufels — und sie stellen ihn dar als Méllek Taûs, als Engel- oder König-Pfau.



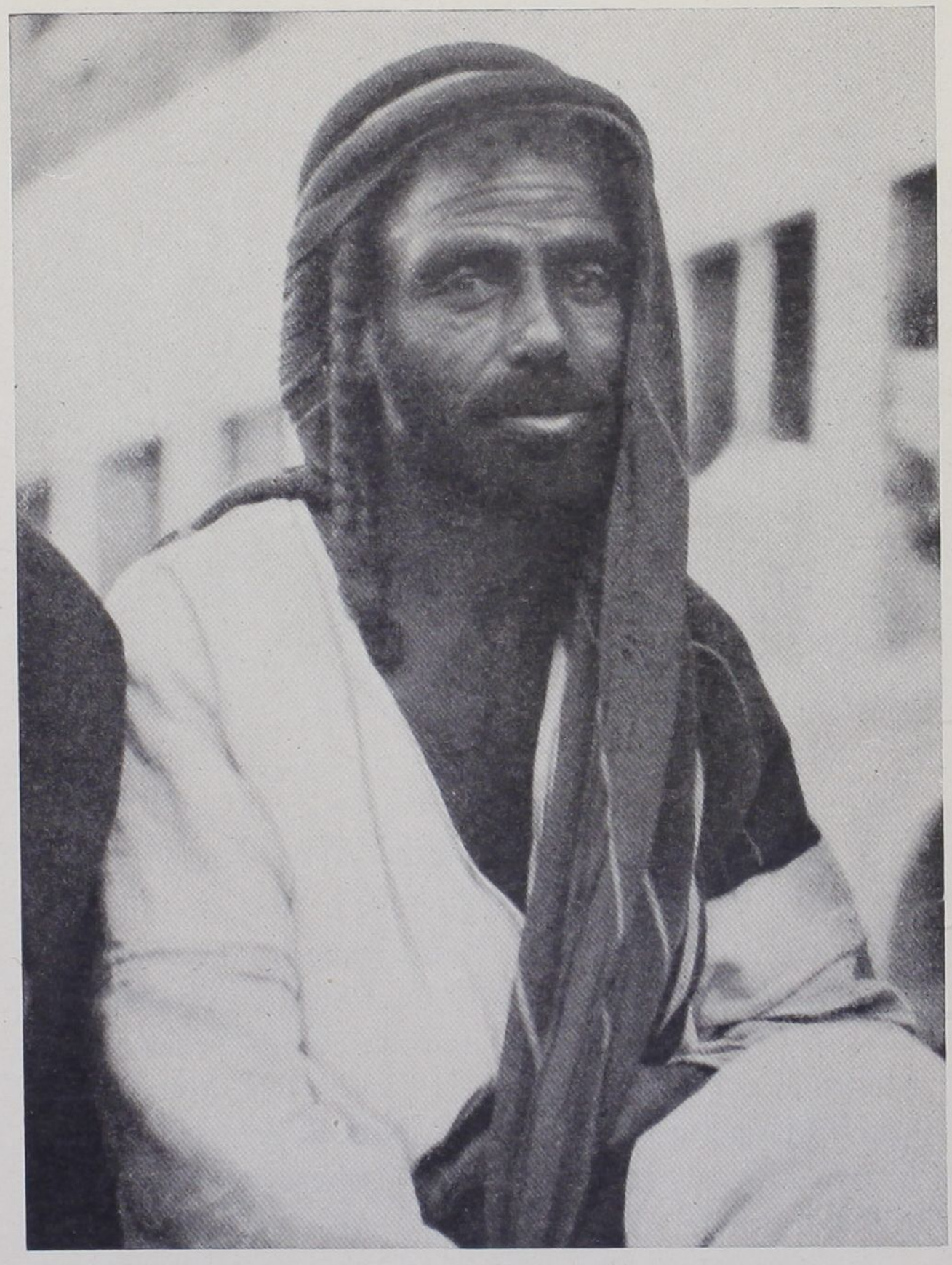
Kurdenfrauen auf den Wollplätzen

Sie sagen Méllek Taûs sei ein böses Wesen — und umgeben ihn mit höchster Verehrung.

Ihre Religion stellt eine Vereinigung vom Bösen und vom Guten dar. In ihr sind Spuren uralten Heidentums, eine Art Sonnenverehrung, und die Lehre von der altpersischen Zweiheit enthalten. Es finden sich Ähnlichkeiten mit den Religionen der Juden, Christen und Mohammedaner.

An heidnische Gebräuche erinnert die Sitte, daß jeder Teufelsanbeter bei Sonnenaufgang einen Ort aufsuchen muß, wo sich kein Andersgläubiger befinden darf, um hier die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zu küssen.

Ferner geben sie ihren Toten Erdstaub vom Grabe ihres Herrn Adi in den Mund.



Beduine mit Koffîje und Aggal

Schech Adi war der Erneuerer der Sekte der Jeſiden. Ihm iſt auf einer Pilgerfahrt nach Mekka Méllek Taûs erſchienen und hat ihm offenbart, wie er die Lehren der Je=



Mahmud, ein lustiger Kameltreiber

siden verbessern solle. Der Grundzug dieser Glaubenslehre ist nun folgender:

„Wenn die Menschen und die Dämonen und die Engel und die Teufel sich zusammentäten, um ein Atom in Bewegung zu setzen oder zur Ruhe zu bringen, so wären sie ohne Allahs Willen dazu zu schwach. Allah hat den Teufel und



Jeside in kurdischer Wolljacke und arabischer Koffije

das Böse erschaffen. Denn wenn das Böse ohne den Willen Allahs des Erhabenen vorhanden wäre, dann wäre Allah ohne Kraft. Ein Kraftloser aber kann nicht Gott sein."

Schech Adi ist im Jahre 558, der Flucht des Propheten, in einer Einsiedelei, die er sich im Hekkarîjeh-Gebirge baute, gestorben und in dem heutigen Dorf Lalisch befindet sich sein Grab. Seine zahlreichen Anhänger, die auch unter dem Namen El-Adawîjeh bekannt sind, haben sich hauptsächlich um seine Grabstätte herum angesiedelt und haben zum Teil ganz eigentümliche Lebensgewohnheiten angenommen. Sie



Jeſide in arabiſcher Tracht

eſſen zum Beiſpiel keine Speiſe, die nicht von Schech Adi kommt, der ihrer Anſicht nach bei Allah ſitzt und mit ihm Brot und Zwiebeln ißt.

Sie haben auch einen eigentümlichen Auferstehungsglauben. Darüber gibt uns schon der Schriftsteller Mohammed Amîn el-Omarî aus Mosul Aufschluß. Da heißt es: „Schech Adi würde am Tage der Auferstehung kommen, seine Anhänger auf eine Platte setzen, diese auf sein Haupt heben und sie so ins Paradies tragen. Und so wird er tun, selbst wenn es gegen den Willen Allahs geschieht! Daher nennen diese Abtrünnigen den Schech Adi die große Majestät! Sie strömen aus allen Gegenden zusammen und vollführen Wallfahrten zu seinem Grabe mit großem Aufwand."

Es besteht also die jesidische Religion aus zwei grundverschiedenen Elementen: aus der Verehrung des Mélek Taûs und der des Schech Adi, die auf irgendeine uns unbekannte Weise in wechselseitige Beziehung gebracht sind.

Die Jesiden, deren Gesamtzahl man heute auf 80 000 Köpfe schätzt, und deren Rückzug in eine verlassene Bergwelt dem Weichen einer Pflanzenfamilie vor dem Eindringen einer stärkeren Flora gleicht, leben heute vereinzelt im Hekkarîjeh-Gebirge, im Sindschâr-Gebirge, in Persien, Transkaukasien und Kleinasien. In ihrem mystischen Kult bleibt uns eine der urältesten Menschheitserinnerungen erhalten, die hoffentlich der immer weiter fortschreitenden Kultur noch einige Zeit standhalten wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Das „Postamt" in einem Wüstendorf

14. In der Syrischen Wüste.

Nachts zwei Uhr. Ein Auto fährt durch die toten Straßen Mosuls, biegt in die breite Hauptstraße ein und hält vor einem kleinen armenischen Gasthaus.

Ein paar Kulis schleppen Koffer und Körbe herbei. Aus dunklen Seitengassen tauchen schwarz verhüllte Frauengestalten auf, die mit ihren Angehörigen noch bis zur Abfahrt zusammensein wollen.

Fünf Araber klettern der Reihe nach über die festgebundenen Gepäckstücke in den kleinen Chevrolet und suchen es sich nach Möglichkeit zwischen Benzintanks, Ölkannen und Futterkörben bequem zu machen: ein Kaufmann aus Mosul, ein Kaufmann aus Aleppo, zwei arabische Studenten und

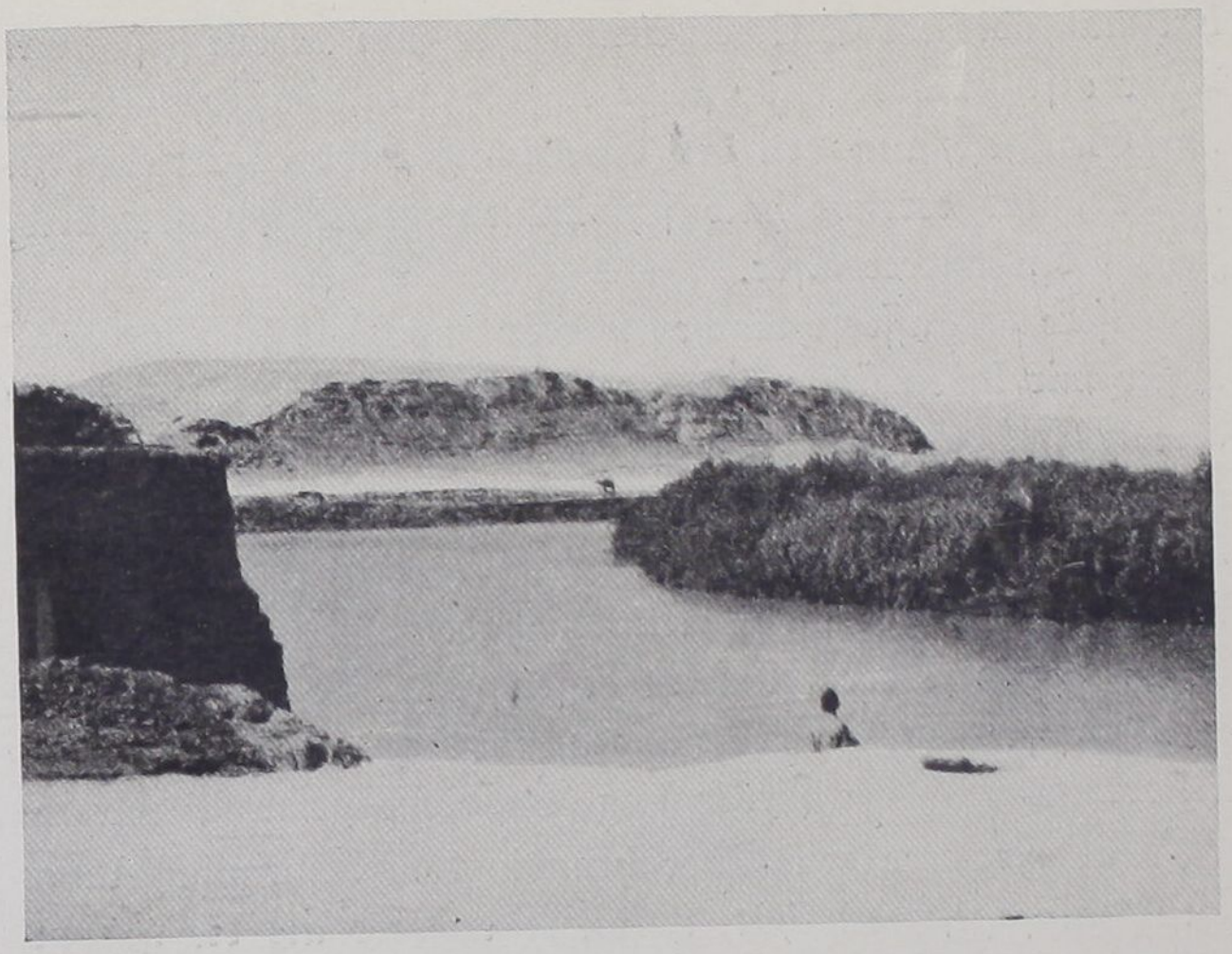
— nein, der fünfte ist kein Araber, der fünfte, der bin ich. Das heißt, ich bin jetzt, da sich meine Reise dem Ende nähert, schon fast zum Araber geworden, ich fühle mich wenigstens ganz zu ihnen gehörig.

Irgendwo im Gewirr der engen Gassen tauchen plötzlich die Lichtkegel unseres Wagens auf, beleuchten hier eine halb zerfallene Mauerwand, dort einen arabeskenverzierten Torbogen eines Hauses. In irgendeiner entlegenen Sackgasse wird noch einmal Halt gemacht, denn noch ein sechster Fahrgast soll sich uns zugesellen, eine Araberin, die natürlich vorn neben den Schofför gesetzt wird. So sind wir also wieder glücklich sieben Personen in einem Wagen, der für vier gedacht ist. Nette Aussichten für eine zweitägige Reise nach Aleppo!

Zu Anfang ist die Stimmung unserer kleinen Reisegesellschaft noch ganz erträglich. Eine lebhafte Unterhaltung ist im Gange, an der sich auch der fast zum Araber gewordene „Almani" beteiligt.

Aber so in den ersten Morgenstunden, als es anfängt, empfindlich kalt zu werden, sind doch manche recht klein geworden. Es ist aber auch ein miserables Gelände. Wir werden hin- und hergeworfen, der Wagen kracht in allen Fugen und immer wieder stellen sich uns Kamelkarawanen, die die kühleren Nachtstunden ebenso wie wir ausnutzen wollen, in den Weg. Von dem grellen Scheinwerferlicht werden die Tiere geblendet und bleiben dann einfach mitten im Wege stehen, so daß wir uns mühsam durch sie hindurchwinden müssen und nur langsam vorwärts kommen.

Der Kaufmann aus Aleppo ist entsetzlich elend. Wie ein Häufchen Unglück hockt er in Tücher gehüllt in einer Ecke, stöhnt und jammert ununterbrochen, man möchte doch anhalten und ihn aussteigen lassen, aber das gibt es in der Wüste nicht.



Der Chabûr, ein Nebenfluß des Euphrat

Am Fuße des Sindschârgebirges befindet sich die Grenzstation des Irak, eine jener kleinen, durch hohe Mauern gegen Angriffe der Beduinen geschützte Befestigungen. Gegen Morgen treffen wir dort ein, und unsere Paßvisitation ist bald erledigt.

Deutlich können wir die Siedlungen der Teufelsanbeter erkennen, die wie Vogelnester in den Schluchten des Gebirges hängen.

Dann wieder Wüste, nichts als Wüste, ohne ein Zeichen irgendwelchen Lebens.

Endlich, gegen Mittag erreichen wir den Chabûr, einen Nebenfluß des Euphrat, dessen Ufer teilweise mit Tamariskengebüsch dicht bewachsen sind. Wir finden ein kümmerliches Dorf mit Lehmhütten und Zelten, zu beiden Seiten des Flusses gelegen. Eine Brücke gibt es hier nicht; dafür

hat man aber ein Seil von einem Ufer zum andern gespannt. Wer also hinüber will, steigt einfach ins Wasser, hält sich am Seil fest, um von der Strömung nicht abgetrieben zu werden, und erreicht halb schwimmend, halb sich vorwärtsziehend das andere Ufer.

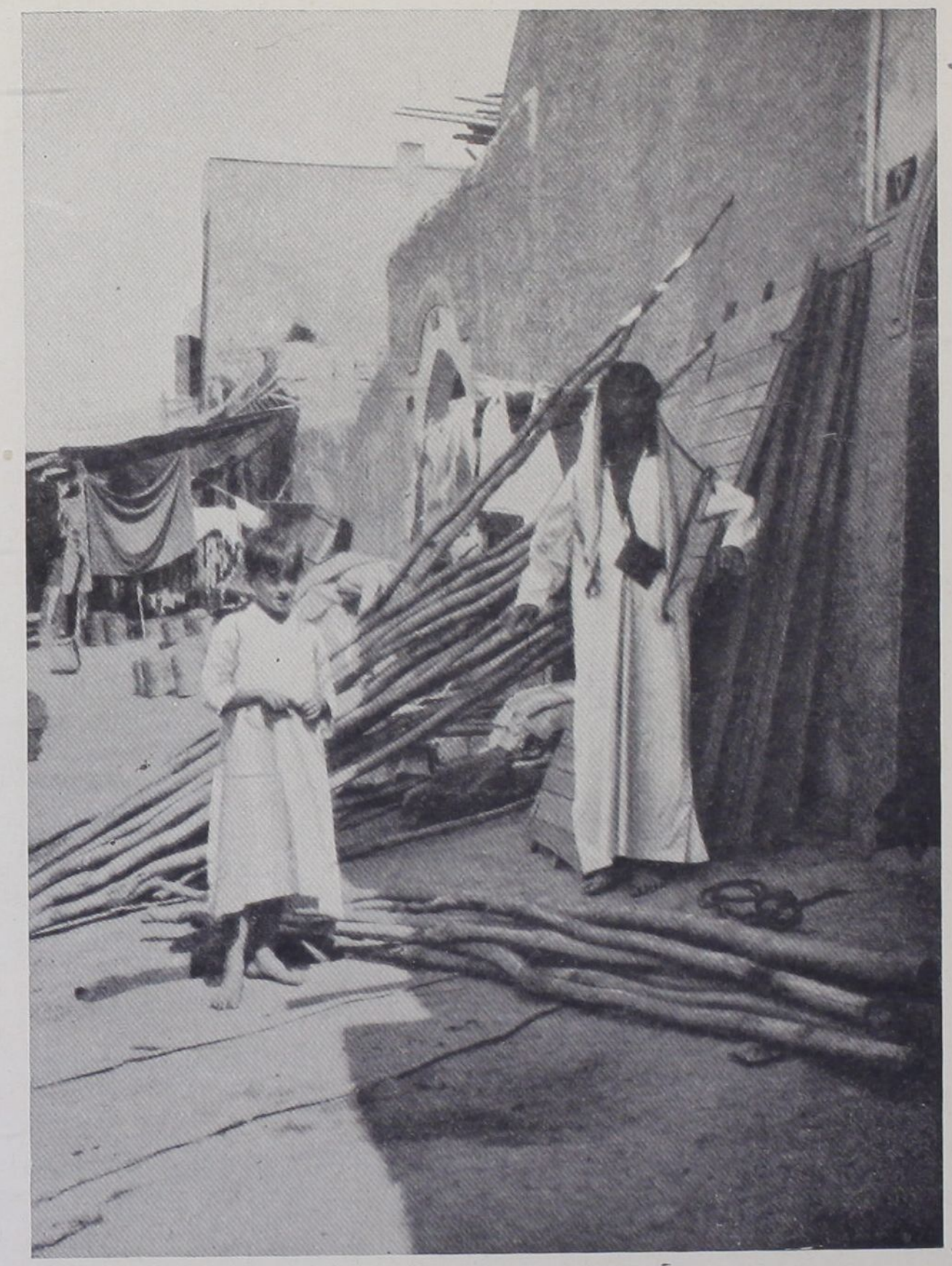
Unsere Wasserschläuche werden nachgefüllt, und alle außer mir laben sich an dem gelben Flußwasser. Man fordert mich immer wieder auf, zu trinken, und kann es gar nicht verstehen, daß ich mich so hartnäckig weigere. Aber bis Der-es-Sor muß es noch gehen, trotzdem ich heute noch keinen Tropfen Wasser getrunken habe.

Dies ist also der Fluß, in dessen Quellgebiet die größten und entscheidensten Entdeckungen aus der Zeit des ältesten Altertums nach der Freilegung Babylons gemacht wurden.

Was Freiherr von Oppenheim in dem Ruinenhügel von Tell-Halaf gefunden hat, ist nichts anderes als die Hauptstadt des alten Subaräer-Reiches, vielleicht die älteste Syrische Stadt überhaupt.

Durch Zufall stieß man schon vor mehr als dreißig Jahren auf die Trümmer der alten Stadt, die ganz unter Schutt und Wüstensand verborgen lagen. Die Türken bereiteten jedoch den Ausgrabungen von 1911 und 1913 Schwierigkeiten, bis es endlich Oppenheim gelang, in den Jahren 1927 und 1929 seine großartigen Funde ans Tageslicht zu bringen, und einen Teil derselben mit Erlaubnis der französischen Regierung in sein eigenes Museum in Berlin zu überführen: Steinmonumente, Tier- und Götterstatuen, 186 wundervolle Relieftafeln, Vogel- und Löwenkolosse, eine große Sammlung von Keramik und vor allem die gesamte zwanzig Meter breite Tempelfassade. Andere Funde befinden sich im Museum von Aleppo.

Hier ist also ein neues Kulturzentrum aus dem vierten Jahrtausend vor Christus entdeckt. Die Stadt bestand bis



Straßenbild aus Der-es-Sor

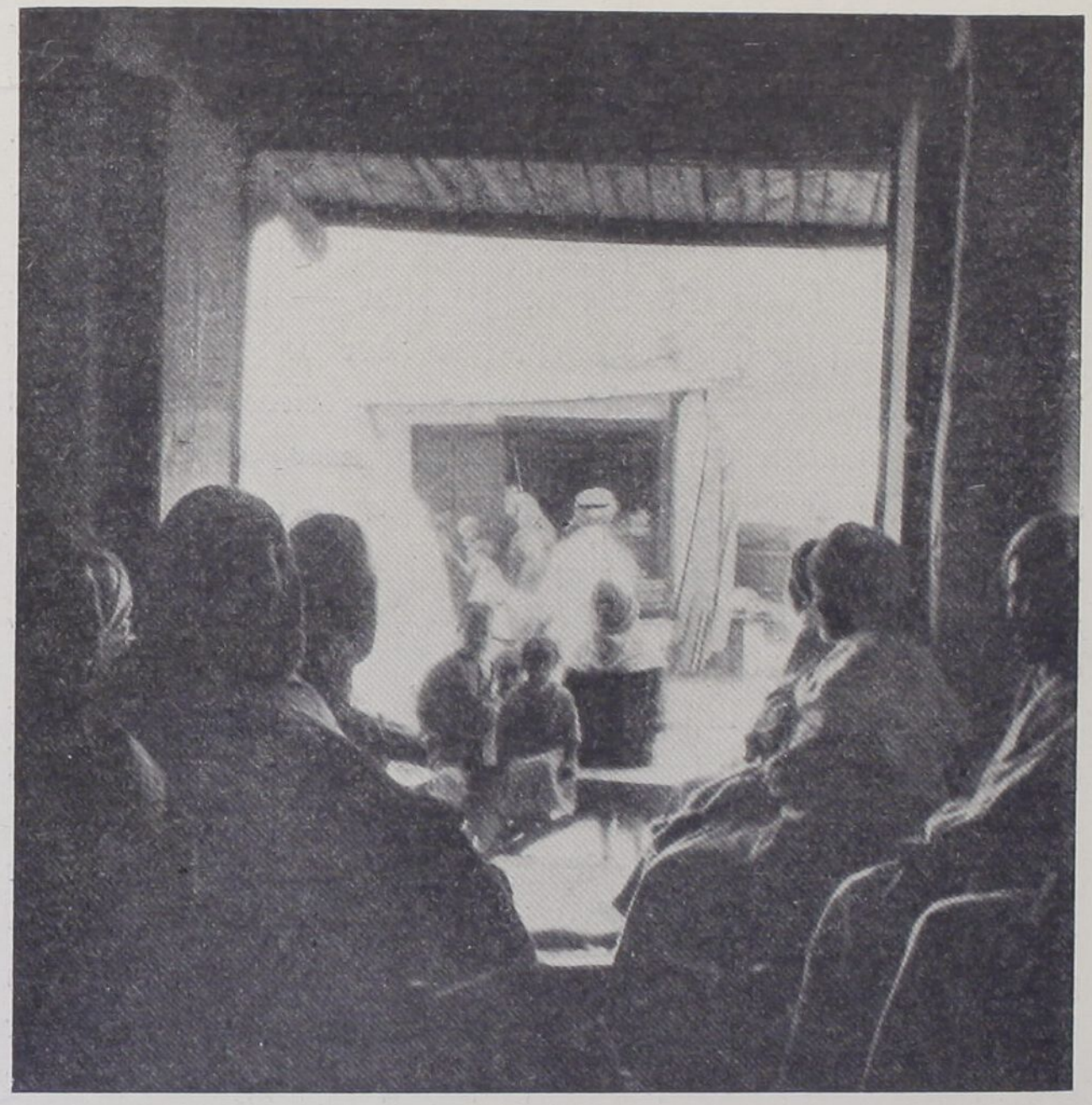
in die Mitte des dritten Jahrhunderts, dann zerbrach das subaräische Reich unter indogermanischem Ansturm. Erst im zwölften Jahrhundert erstand die Stadt neu. Tell-



Altes Haus in Der-es-Sor

Halaf wurde Residenz der aramäischen Fürsten, und ein gewaltiger Brand war das Ende dieser Zeit.

Das Entscheidende der Entdeckungen Oppenheims ist, daß man von nun an von einem subaräischen Stil sprechen muß, wie von einem ägyptischen oder assyrischen. Was bis jetzt als hettitische Kunst galt, muß man heute als Nachläufer der subaräischen bezeichnen, die aus ihr entstanden ist. Das geht sogar soweit, daß Ägypten aufs stärkste von Subartu beeinflußt wurde, selbst der Sphinx und die geflügelte Sonne finden sich unter den Bildwerken der Subaräer.



In einem arabischen Kaffeehaus

Doch dies nur ein kleiner Beitrag zur Geschichte Mesopotamiens.

Jetzt geht es weiter am Flusse entlang, bis wir zu einer Brücke kommen, die erst kürzlich gebaut ist. Von hier sind es noch etwa fünfzig Kilometer bis Der-es-Sor, das wir am Nachmittag erreichen. Die große Steinbrücke, die die Franzosen hier für die kleine befestigte Wüstenstadt über den Euphrat bauen, ist noch nicht passierbar. Wir müssen also mit unserem Auto auf einer primitiven Fähre übersetzen, wobei sich die Araber nicht gerade sehr klug anstellen.

Zehn Mann stehen im seichten Wasser, ziehen und schieben an dem armen Floß herum und erreichen gar nichts damit, außer daß es von einer Sandbank auf die andere fährt. Dabei amüsieren sie sich aber königlich, jeder macht das, was er für richtig hält, niemand führt das Kommando.

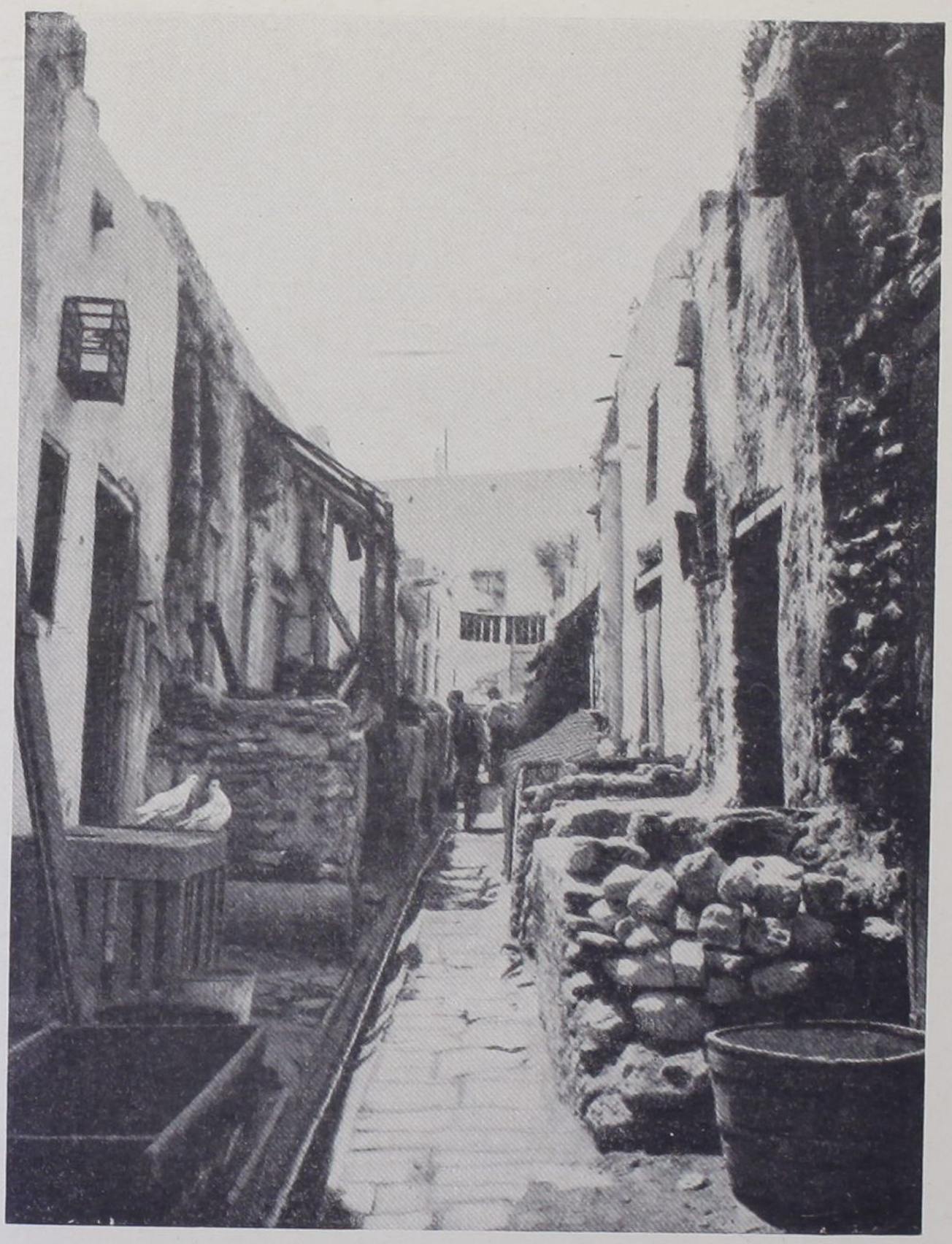
Das geht so eine Stunde lang weiter — man hat ja soviel Zeit — schließlich kommen wir aber doch in die Strömung, werden natürlich viel zu weit abgetrieben und landen unter allgemeinem Geschrei und furchtbarer Aufregung an einer ganz verkehrten Stelle, wo unser Wagen keine Anfahrt hat. Aber mit vereinten Kräften kommen wir, wieder nach geraumer Zeit und nach mehrmaligem Festfahren, an den richtigen Anlegeplatz.

Während dieser lustigen Flußfahrt hatten wir Zeit, unser sämtliches Gepäck umzuladen; ein besonderes Vergnügen bei den vielen Sachen.

Es ist nämlich Vorschrift, daß die Automobile, wenn sie durch die Straßen einer Stadt im französischen Mandatsgebiet fahren, nur an einer Seite bepackt sein dürfen. Man kann sich also vorstellen, wie unser Einzug in Der-es-Sor ausgesehen hat. Alles, was sonst außen festgebunden war und nicht mehr auf der rechten Seite Platz hatte, wurde uns liebevoll auf die Füße geworfen, so daß wir uns überhaupt nicht mehr rühren konnten. Ein Grenzposten sprang auf das nun frei gewordene Trittbrett und fuhr mit uns zur Zollstation.

Wieder wurde alles abgeladen und aufgeladen, Gott sei Dank ohne allzulange Auseinandersetzungen, dann fuhren wir in eine uralte Karawanserei ein, um hier die Nacht zu bleiben. Die Franzosen erlauben es nicht, daß die immerhin recht gefährliche Strecke von Der-es-Sor nach Aleppo nachts befahren wird.

„Hat môje bárda! Jallah, jallah!“



Kleine Gasse in Der-es-Sor

„Bring mir frisches, kaltes Wasser, aber schnell!“ rief ich sofort dem Wirt zu, denn ich war während der heißen Fahrt nun wirklich fast verdurstet. Aber das, was er mir jetzt reichte, würde bei uns kaum jemand für genießbar hal-

ten, es war das schmutzig-gelbe Wasser, wie es der Euphrat mit sich führt. Ich sah auch bald die Anlage der Wasserleitung und konnte mich selbst überzeugen, wie man einfach das Flußwasser, ohne es durch eine Filtrieranlage zu schicken, zu den Brunnen der Stadt leitete.

Ich ging also auf die Suche nach etwas Besserem, vielleicht Mineralwasser, das war meine letzte Hoffnung. Ich fand aber nur einen Ersatz; die Leute sind selbst hier in der kleinen Wüstenstadt ganz praktisch. Sie pressen auf das Leitungswasser Kohlensäure, mischen etwas Scherbat, etwas Fruchtsaft hinzu, und ein wundervoller Sprudel ist entstanden.

Auch dieser Versuchung hielt ich stand und fand dann wirklich noch einen Laden, in dem es holländisches Bier gab. Es ist ja nun nicht gerade das richtige, ausgehungert und verdurstet, wie ich war, als erstes eine Flasche „Amstel Beer" hinunterzugießen, und ich muß sagen, ich war nach dem Genuß des Biers genau so durstig wie vorher.

Das war nun der Erfolg stundenlangen Suchens nach etwas für unsere Begriffe Trinkbarem. Ganz Der-es-Sor hatte ich abgesucht, ich konnte mich vor Ermattung kaum noch auf den Beinen halten, denn schon in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Mosul war ich infolge eines Hitzschlages ziemlich heruntergekommen.

Endlich kam ich wieder in unserem Rasthaus an, warf alle meine guten Grundsätze über den Haufen, und trank das Wasser ebenso wie meine arabischen Reisegefährten, mit der echt orientalischen Gleichgültigkeit.

Oben auf dem Dach des Hauses hatte man uns Betten hergerichtet, dicht neben einem Ziegenstall, offenbar wünschten die Tiere auch etwas frische Luft. Eine kleine zahme Gazelle, die man hier frei herumlaufen ließ, vervollständigte unser Idyll.



Die Syrische Salzwüste

In dieser Nacht hätte man mir alles stehlen können, ich hätte nichts gemerkt, ein totenähnlicher Schlaf befiel mich.

Das heißt, einmal wachte ich doch auf.

Es war schon gegen Morgen, als sich plötzlich gerade über uns eine jener Windhosen bildete, deren Staubsäulen man am Tage ständig in der Wüste aufsteigen sieht. Alles was nicht niet- und nagelfest war, flog in die Luft, Decken, Tücher, Kissen und eine tüchtige Portion Staub.

Doch auch dieser kleine Zwischenfall wurde von uns allen nicht etwa als störend empfunden, sondern als eine erheiternde nächtliche Abwechslung aufgefaßt. In aller Seelenruhe suchte sich jeder nach Möglichkeit seine eben davongeflogenen Sachen und legte sich dann wieder zur Ruhe, als ob überhaupt nichts geschehen wäre. Diese nächtliche Wanderung auf den Dächern des Hauses in den phantastischsten Gewändern muß ein sonderbarer Anblick gewesen sein.

Um vier Uhr geht es weiter. Es ist noch vollständig dunkel, aber wir müssen beim ersten Dämmerschein die Stadt verlassen, um möglichst die kühlen Morgenstunden auszunutzen.

Bald hinter Der-es-Sor wird das Gelände recht ungemütlich. Wilde, zerklüftete Steinmassen tauchen vor uns auf, es ist der Djebel el-Bischri, eine Felspartie, die der Euphrat durchbricht, und die wir überwinden müssen, um die Syrische Wüste zu erreichen.

Ein unbestimmter Pfad, den der jahrhundertelange Durchzug von Karawanen gebildet hat, wird auch von uns eingehalten. Wir begegnen einer französischen Militärkolonne, die sich mühsam über Steinhaufen und durch die Spalten und Klüfte der Berge dahinschleppt.

Immer steiler wird der Weg, immer schärfer werden die Biegungen, unter denen sich tiefe Schlünde öffnen. Oft halten wir gerade noch am Rande eines Abgrundes, müssen dann wieder zurück und einen anderen Weg suchen. Aus einem Seitental hallt das eintönige Glockenläuten einer Karawane. Fröstelnde, in lange Tücher gehüllte Gestalten treiben ihre Tiere durch den Paß.

Von Zeit zu Zeit erfüllt Leichengeruch die Luft. Ein gefallenes Kamel oder Maultier irgendeiner früheren Karawane läßt man hier verwesen; wir müssen darüber hinweg oder einen gefährlichen Umweg machen.

Doch plötzlich öffnen sich die dumpfen Täler, und schweigend breitet sich die große Syrische Wüste vor uns aus. Eine reine, wunderbar frische Luft weht uns entgegen und gibt uns für unsere Reise neue Kraft. Mohammed, unser mutiger Wagenlenker, gerät ganz aus dem Häuschen. Wie wild jagt er mit seinem Wagen durch die Wüste. Er hat einen Schakal aufgestöbert, der sich in einem Erdloch versteckt hielt, und jagt ihm nach zum Gaudium aller Reisenden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Aber der Schakal ist schlau, wie alle Füchse. Kaum glauben wir ihn eingeholt zu haben, als er auch schon mit einem Satz zur Seite springt. Wenn wir auch in scharfer Kurve sofort unsere Richtung ändern, bringt doch das Tier durch seine große Gewandtheit sich immer wieder in Sicherheit, und die wilde Jagerei bleibt für uns ohne Erfolg.

Wir sind hierbei ganz von unserem Wege abgekommen, aber bald ist er wieder gefunden. Doch dieses kleine Abenteuer soll uns schlecht bekommen, das heißt unserem Wagen, denn schon haben wir die erste Panne.

Wir fahren ja diesmal auch nicht mit einem schönen Esser einer größeren Gesellschaft, sondern mit irgendeiner alten Kiste eines kleinen Privatunternehmers aus Mosul.

Einer der Reifen ist geplatzt und muß an Ort und Stelle geflickt werden, denn der einzige Ersatzreifen ist auch nicht mehr neu und nicht mehr zu gebrauchen. So sitzen wir schon am frühen Morgen in der Wüste fest und versuchen mit vereinten Kräften, die Karre wieder in Gang zu bringen, was uns auch schließlich nach mancherlei vergeblichen Anstrengungen gelingt. Wir haben also wieder einige Hoffnung, heute noch Aleppo zu erreichen.

Stunde um Stunde geht es weiter über das eintönige Meer des Sandes, aus dem sich hier wie Inseln einzelne Felsbrocken und Höhenzüge erheben.

Auf eine dieser Felsbarrieren halten wir jetzt zu, es ist der Djebel el-Hass.

Allmählich hebt sich der Boden unter uns, wir fahren durch einen der Eruptionsrisse direkt in die Bergreihe von hellem Kalk hinein. Kurze steile Abstürze und Treppenstufen des Gesteins schließen uns von beiden Seiten ein, dann öffnet sich ein Talkessel mit ausgetrocknetem Salzsee, und in der Folge geht es in ununterbrochenem Wechsel talauf und



Syrische Bienenkorbhäuser

talab durch eingeschnittene Mulden und über Rücken von blendendweißem Kalkstein.

An besonders gefährlichen Stellen haben die Franzosen den Weg befestigt und Steinwände gezogen, aber diese wenigen und kurzen Straßenbauten beginnen irgendwo — sie sind nicht leicht zu finden — und verlaufen bald wieder im Wüstensand.

Doch eins kann man nicht übersehen bei einer Fahrt durch die Syrische Wüste, das sind die Wahrzeichen des letzten Krieges, denn gerade hier zwischen Aleppo und Mosul haben erbitterte Kämpfe stattgefunden.

Man sieht zerschossene Automobile und Tanks, man sieht die einstigen Stellungen der Franzosen mit ausgehobenen Schützengräben und Stacheldrahtverhauen, und man sieht auch Gräber der gefallenen Soldaten, einfache schlichte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Grabhügel, meist auf einem kleinen Hügel angelegt, auf dessen Gipfel ein einsames Kreuz steht. Je mehr wir uns Aleppo nähern, desto häufiger treffen wir diese Soldatenfriedhöfe in der Wüste.

Doch was ist das, ein hoher Mast mit einem großen Schild taucht vor uns auf?

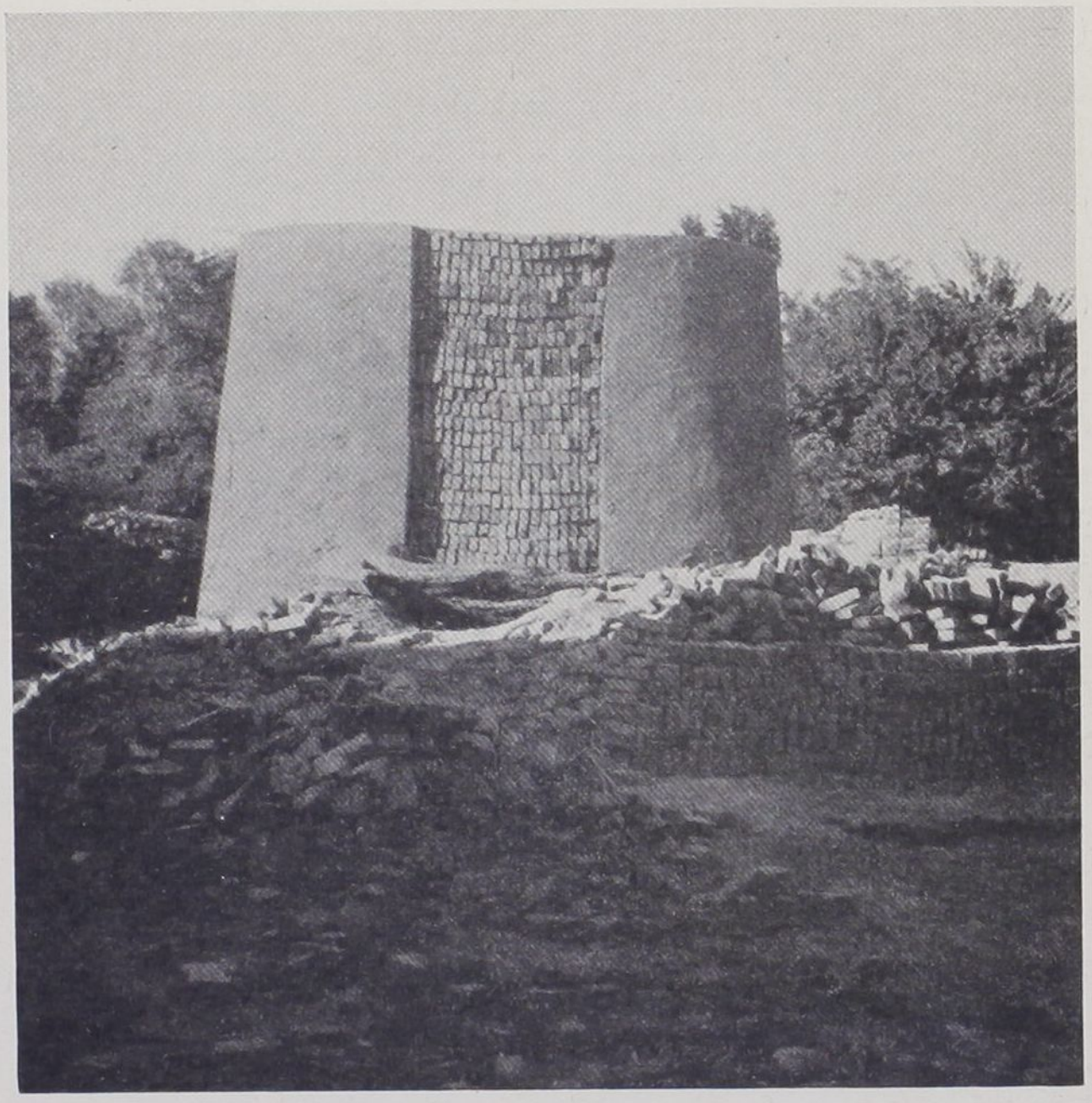
Es ist ein Wegweiser nach Aleppo mit der Entfernungsangabe von 200 Kilometer. Man will offenbar sagen, daß von hier an wieder geregelte Verhältnisse beginnen, oder will man den armen Reisenden auf ihrer anstrengenden Wüstenfahrt eine kleine Aufmunterung geben?

Auf uns wirkte jedenfalls diese Ankündigung höchst ermunternd, jetzt sind es „nur" noch 200 Kilometer, wir haben es also bald geschafft.

Nun ist auch der letzte und größte der ausgetrockneten Salzseen erreicht, es-Sabcha genannt, eine riesige spiegelglatte Fläche, deren unzählige Kristalle im Sonnenglanz wie Diamanten funkeln. Die Ränder des Sees fallen von der Wüste ein bis zwei Meter senkrecht ab, so daß die Wüste von dem tiefer gelegenen See aus wie ein abgebrochener Teller erscheint.

Am späten Nachmittag tauchen endlich die ersten bienenstockartigen Lehmhäuser seßhafter Beduinen auf, eine besonders eigentümliche Bauart arabischer Häuser, die man nur in Syrien trifft. Wie die Finger einer Hand ragen die schlanken kleinen Bauten in die flimmernde Luft. Bei größeren Häusern setzt man mehrere Kegel, die miteinander verbunden sind, auf quadratisch gezogene Wände. Fenster gibt es in den Häusern nicht, nur in der äußersten Spitze des Daches befindet sich ein Loch, damit der Rauch abziehen kann.

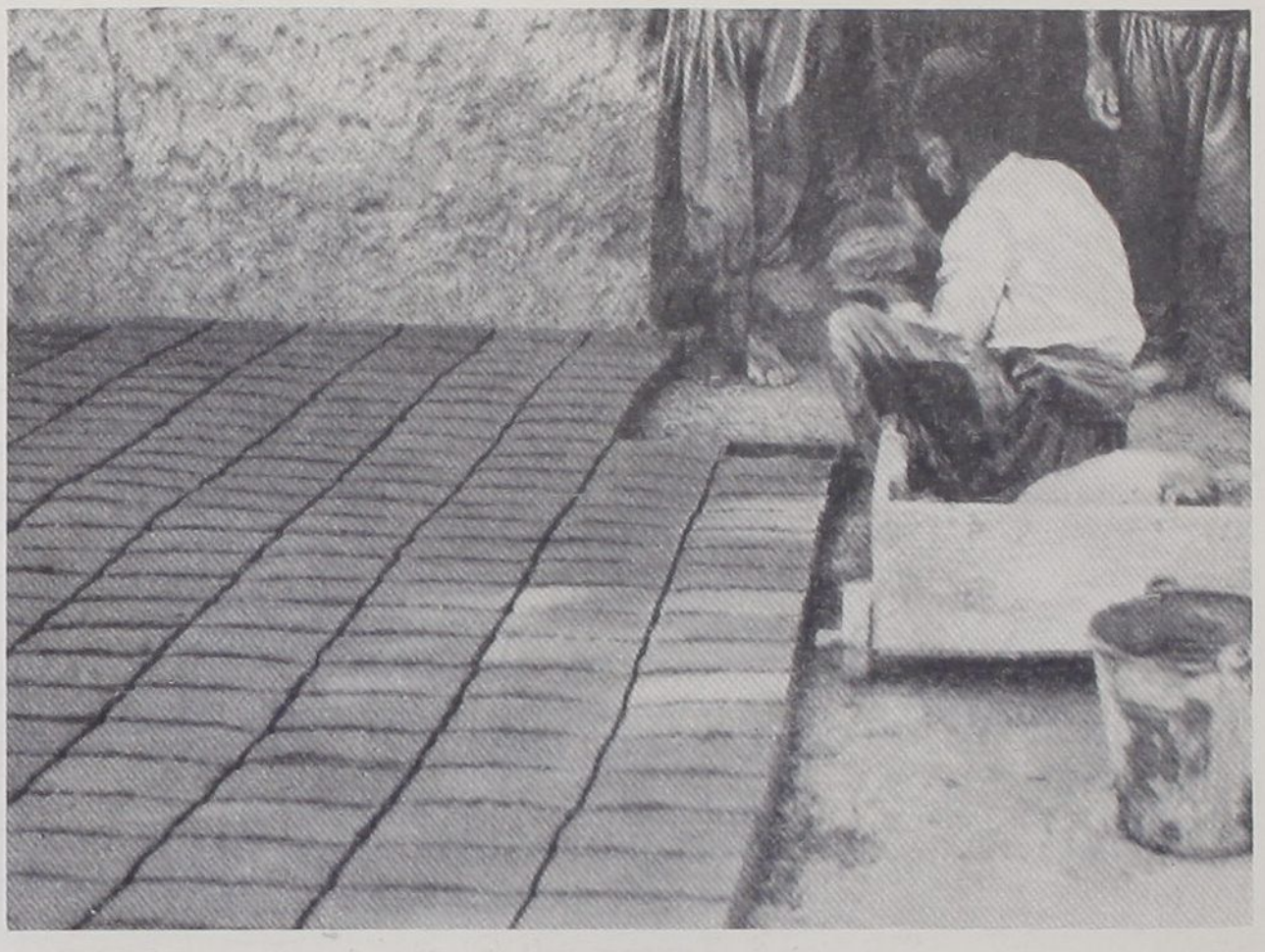
Die Landschaft, die bisher fast ohne Vegetation war — in Mosul gibt es nicht einen Baum —, gewinnt durch das



Syrische Ziegelbrennerei

Auftreten niedriger Büsche, durch Felder und Weingärten an Reiz. Am Himmel zeigen sich einzelne weiße Wolken, die ersten, die ich seit meiner Abreise aus Europa wieder zu sehen bekomme, und auch die Temperatur ist hier erheblich leichter zu ertragen als in Mesopotamien, es mögen nur noch 30 Grad Celsius im Schatten sein.

Trotzdem bewegt ein unaufhörliches Zittern den Horizont, der stetig neue Formen annimmt. Von verschiedenen Seiten spiegeln sich wunderbare, kleine blaue Seen, sie locken uns an, um bald wieder in anderer Richtung zu verschwinden.



Ausbreiten der Ziegel zum Trocknen

Eine Karawane mit seltsamen Tieren taucht vor uns auf: Kamele mit zwei Köpfen, die aber keine Beine haben, die in der Luft schweben. In der Nähe gesehen werden es plötzlich ganz vernünftige Tiere, die langsam ihren Weg ziehen, gewöhnliche brave Kamele. . . .

Luftspiegelungen, wohin man sieht.

Doch jetzt hebt sich am gleißenden Horizont ein mächtiger, abgeflachter Kegel über undeutliche, spitze und kantige Gebilde hinaus.

Dies ist Feste Aleppo, das Haleb der Araber, mit seiner alten Seldschukenburg hoch über dem Häusermeer der Stadt, das jetzt langsam aus dem Perlschleier der Göttin Morgana hervortretend in seiner ganzen Pracht vor uns ausgebreitet liegt.

Die Wüstenreise ist beendet.



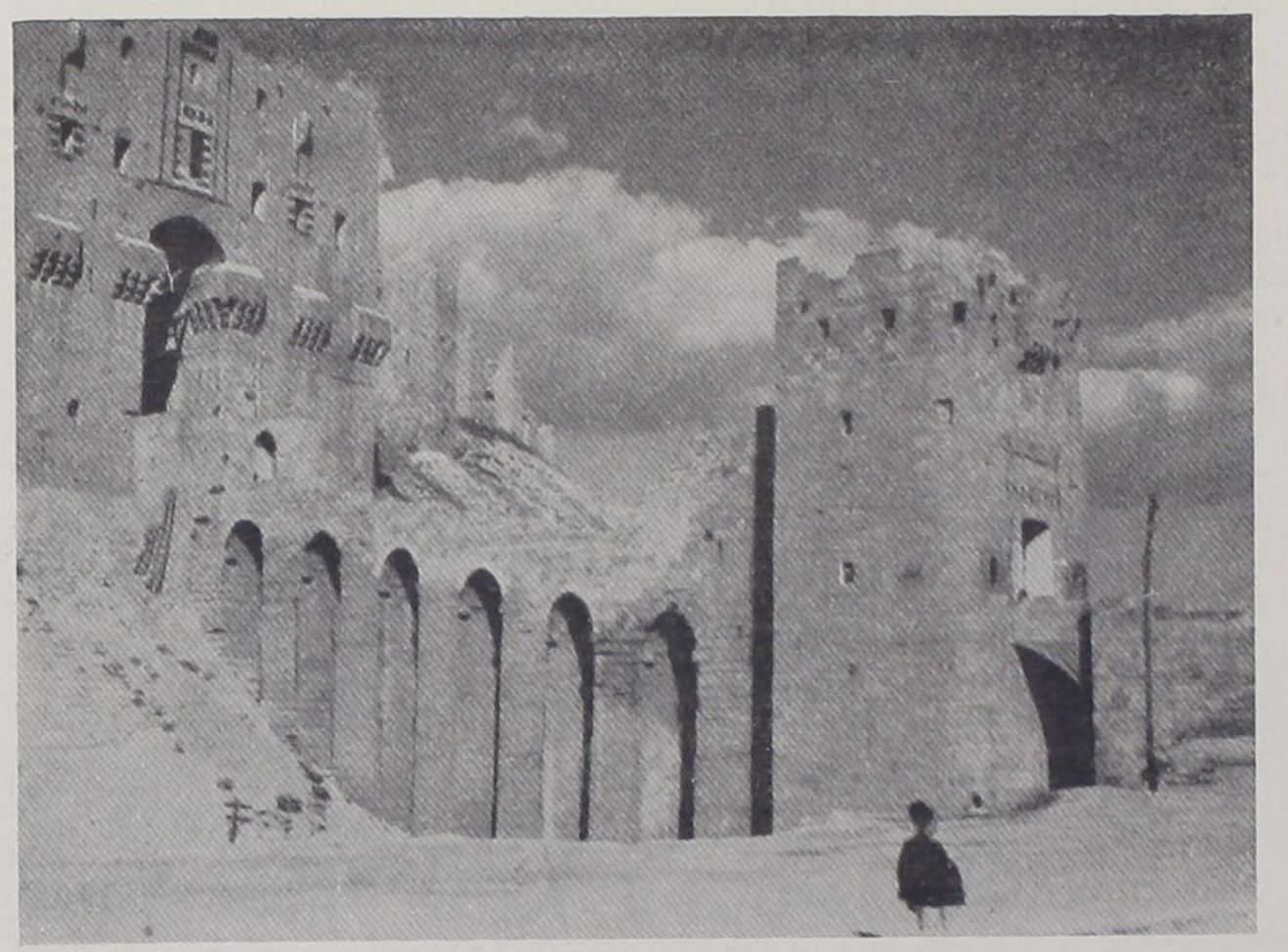
Blick auf Aleppo mit Zitadelle

15. Die weiße Stadt.

Wer sich abends nach Sonnenuntergang zu jenen kleinen arabischen Kaffeehäusern in den Pistaziengärten Aleppos begibt, erlebt von der Tageschronik der Stadt alles, was nur zu erleben ist.

Aber auch jeder, der am Tage mit seinen Geschäften nicht recht zustande gekommen ist, schlendert noch ein wenig an den Kaffeehäusern vorüber, und wenn der Teppichhändler aus Diarbekr oder der Wollkaufmann aus Mossul mit dem Zwischenhändler aus Alexandretta in eifrigem Gespräch bei ihrem Tee sitzen, so wird das wohl seine Gründe haben; beobachtet man aber ein ausgiebiges Händeschütteln, dann — nun dann hat es eben einen Abschluß von etlichen tausend Pfund zu bedeuten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Auffahrt zur Zitadelle

Deshalb auf jeden Fall: Treffpunkt für jedermann in den Pistaziengärten!

Natürlich kann sich der Muselmann nicht zum Bummler setzen, der Geschäftsmann nicht zum Sudanneger, ein Unterschied muß sein. Hier gleicht das Leben einem Schauspiel auf der Bühne, jeder ist Regisseur und Schauspieler zugleich, jeder setzt sich zur eigenen Befriedigung in Szene.

Offene Fiaker mit aufgeputzten Frauenzimmern fahren vorüber. Vornehme Araber in weißseidenem Burnus und mit saffianledernen Pantoffeln stolzieren würdigen Schritts daher, Senegalneger, die hier in französischen Diensten stehen, machen lebhafte Bemerkungen über vermummte Araberinnen. Und um sie alle herum das Heer der Verkäufer, Schuhputzer, Bettler und Kinder.

Doch nicht nur von den vielen seltsamen Alltäglichkeiten Aleppos wollen wir etwas erfahren, sondern auch von seiner Geschichte, von seinen Bauten.

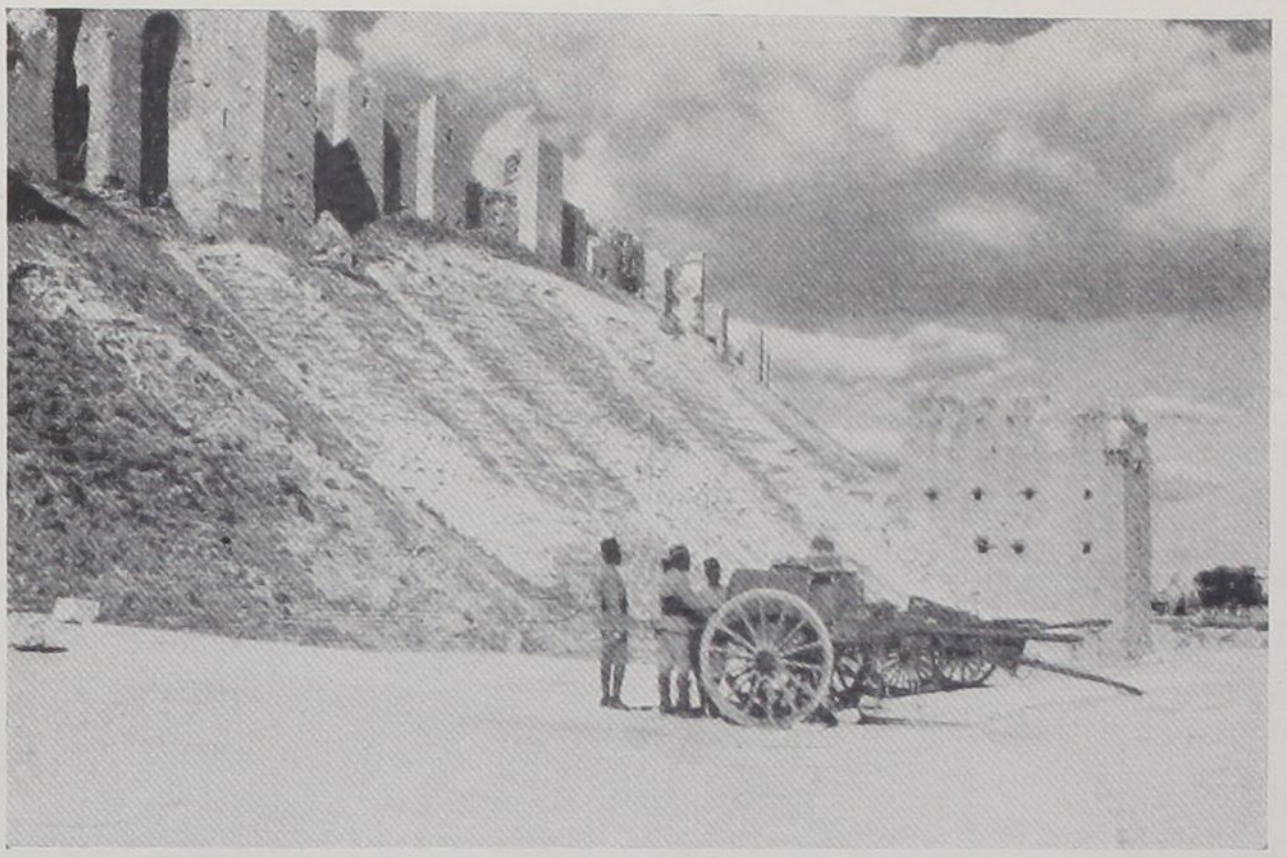
Aleppo hat keine so große Vergangenheit wie etwa Damaskus oder die Feste Akko. Seine Gründung fällt in das zweite Jahrtausend vor Christus, erlangte aber erst nach dem Sturz Palmyras, dessen Ruinen noch heute in der Syrischen Wüste zu finden sind, als Handelsplatz größere Bedeutung. Während der Kreuzzüge geriet die Stadt abwechselnd in die Hände der Seldschuken, Mongolen und Türken. Erst nach dem Weltkrieg ist Aleppo mit in das französische Mandatsgebiet einbezogen, und heute macht es den Eindruck einer typischen Levantinerstadt.

Wie in Ägypten und Griechenland reißt man ganze Stadtteile nieder, legt gerade Straßen an, und besonders an der Peripherie sind neue europäische Stadtteile entstanden, die mit ihren soliden Steinhäusern, meist im arabischen Stil erbaut, sich dem Stadtbild anpassen.

Genau in der Mitte der Stadt erhebt sich die Zitadelle auf einem wahrscheinlich künstlich geschaffenen Bergsockel. Rund herum führt eine breite Fahrstraße, und von ihr gehen, wie die Speichen eines Rades, offene und verdeckte Gassen in das Häusermeer und verlieren sich dann in dem hügeligen, von mattem Grün überzogenen Gelände. Und dort, wo das Tal des Kuweikflusses nah an die Stadt herantritt, wo Platanen, Oliven, Silberpappeln und Walnußbäume grünen, findet man auch die edelsten der Nußbäume, die Pistazien. Ihre Kerne, eingehüllt in eine hölzerne Schale, sind wie von rotem Samt umschlossen.

Vor der Stadt liegt der vornehme Begräbnisplatz Ferdus mit zahlreichen Heiligengräbern und einfachen Gräbern aus drei Steinen errichtet: zwei aufrechtstehende, als Sinnbilder des Lebens, in der Mitte ein liegender, als Sinnbild des

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



Die Zitadelle in Aleppo

Todes. In den liegenden Stein hat man Vertiefungen eingemeißelt, in denen sich das Regenwasser sammelt. Und hierher sollen die Vögel kommen, sollen trinken und „den Schlaf der Toten durch ihren Gesang versüßen".

An alten Moscheen ist Aleppo nicht sehr reich. Vor dem großen Erdbeben von 1822, das zwei Drittel der Stadt zerstörte, besaß es noch 100 Moscheen, von denen die meisten in Schutthaufen verwandelt wurden. Vor allem ist aber die größte von ihnen unversehrt geblieben, die Dschami-Kebir oder Dschami-Zakarija, und bildet eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt. In ihr befindet sich nämlich das Grab Zacharias, des Vaters Johannes des Täufers. Die Moschee wurde von den Omajaden errichtet.

Grabmoscheen sind die meisten, nur die wichtigsten mögen noch genannt sein: el-Adlige, Salhein mit ihrem gekappten Minarett, und die Moschee Scheik-ul-Husseen, so genannt nach einem Wunder, das sich hier alljährlich ereignen soll; in



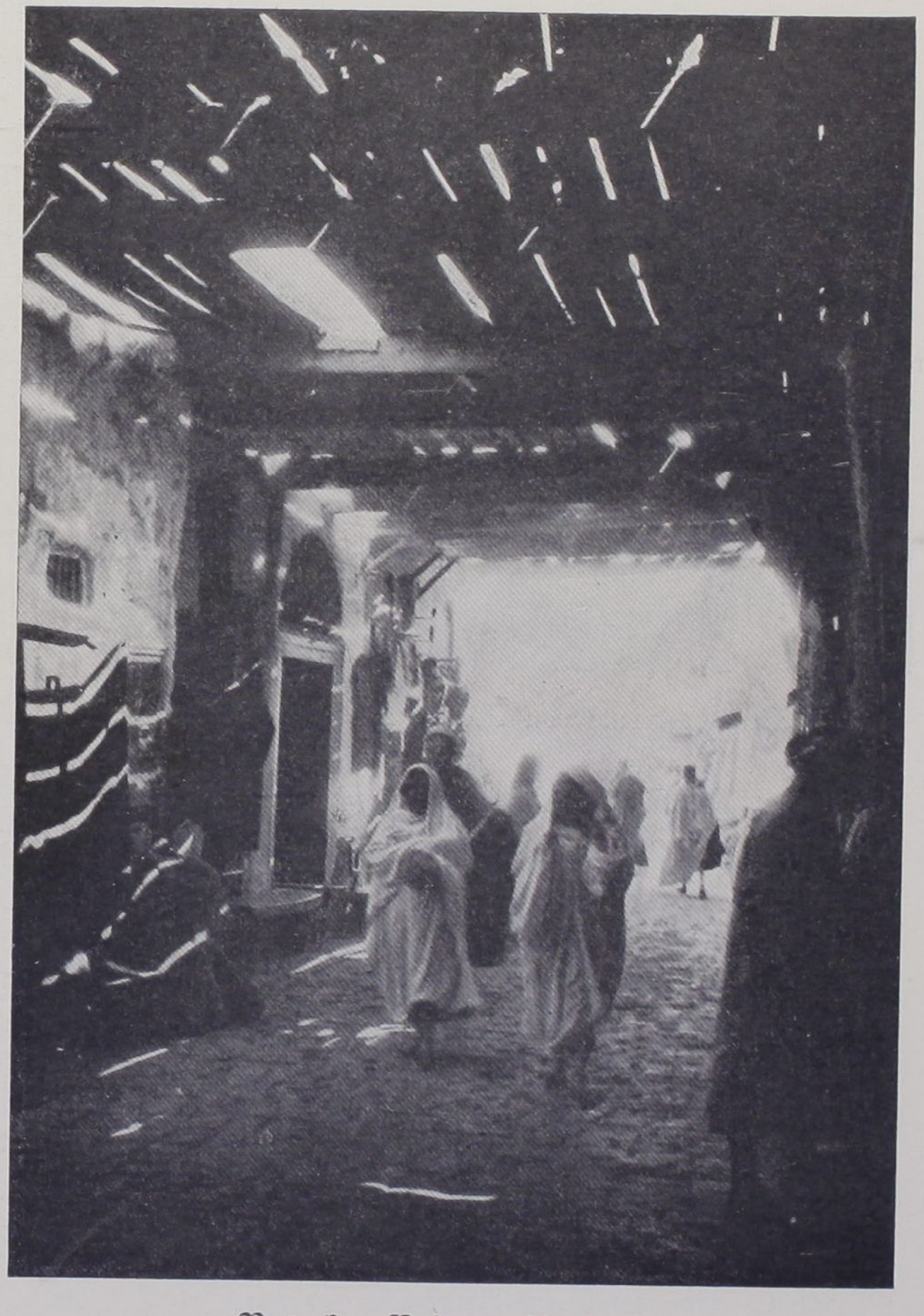
Färberei auf einem Hof

einer Gebetsnische befindet sich ein Stein, der am Todestage Husseens blutet.

Außerhalb Aleppos, das seines Staubes wegen die „weiße Stadt" genannt wird, an der Straße nach Bagdad, liegt das Derwischkloster Scheik-Abu-Bekr, es ist das Haus von der Brüderschaft der Mutevelli-Derwische, deren Hauptsitz Konia ist.

Bei der Gelegenheit lohnt es sich, kurz auf die Mystik und das Ordenswesen des Derwischtums einzugehen.

Die große Lebensfähigkeit und Widerstandskraft des Islam besteht darin, daß diese Religion mit ihren vielen Gemeinschaften und Sekten nicht für alle Volksschichten, auch nicht für alle mohammedanischen Völker gleichartig ist. Zwar bauen sich die verschiedenen Klassen der Gesellschaft



Verdeckter Basar in Aleppo

auf dem Koran und dessen Rechtsvorschriften auf, das einfache Volk, die Mittelschicht und die Theologen. Es be-



Alte Stadtteile von Aleppo werden niedergerissen

stehen aber keine scharfen Gegensätze zwischen den einzelnen Klassen, wohl aber zwischen den großen Strömungen der Puritaner und der Neuerer. Der offizielle theoretische Teil des heutigen Islam wird von der gebildeten und gelehrten Welt beherrscht, während der volkstümliche, stets wandelbare Islam vom äußeren Kult und Fanatismus, von Aberglauben, Zauberei und Hoffnung auf einen Mahdi, von Gräberkult, Heiligenverehrung und besonders vom Derwischtum bestimmt wird, das den größten Einfluß auf das Volk ausübt.

„Nicht der ist Derwisch, der um Brot bettelt; Derwisch ist, der seine Seele preisgibt."

Das ist der Grundsatz des Derwischtums wenigstens in seiner edlen Gestalt, das Ordenswesen des Büßertums und der Brüderschaften, ähnlich unseren Freimaurerlogen.



Das neue Aleppo

Die Mystik persischer und indisch-buddhistischer Lebensweisheit hat hier im Islam Fuß gefaßt und wirkt als Rückschlag auf die nüchternen und verknöcherten Formen der alten Lehre. Trotzdem sind alle Orden heute orthodox, welche die Glaubens- und Pflichtenlehre anerkennen.

Sie alle treiben asketische und ekstatische Übungen, oft stehen sie sogar wegen ihres großen Einflusses auf das Volk unter höherer Kontrolle. Sie sind „weise Narren und fromme Ketzer", sind Gaukler und Abenteurer, Landstreicher und Wanderheilige, Müßiggänger und Idealmenschen.

Ihre Orden sind in allen mohammedanischen Ländern Afrikas und Asiens vertreten. Der berühmteste, der seinen Hauptsitz in der Oase Siwa in der Libyschen Wüste hat, betreibt in geheimer Mission arabisch-nationale Ideen.



Mattenflechter bei der Arbeit

Von den anderen seien nur die vier größten genannt: die tanzenden Derwische, Mewlevi, die heulenden Derwische, Rufâi, die schweigsamen, Nakschbendi, und als vierte die Bektaschi.

Obwohl Mohammed sagte: „Es ist kein Mönchtum im Islam", so wirkte doch in den arabisch-persischen Ländern das christliche und buddhistische Beispiel mit seinen asketischen Übungen so stark auf einzelne fromme Kreise, daß sich aus dem mystisch-pantheistischen Treiben der Sufis ein Ordenswesen entwickelte, das ein anderes Wort des Propheten: „Die Armut ist mein Ruhm", zum Deckmantel wählte.

Die Derwische wohnen im allgemeinen in Klöstern, Tekkije; einigen aber, die auch verheiratet sind, ist es gestattet,



Die „Hand des Ali“ an einer Hauswand

außerhalb des Klosters zu wohnen, sie müssen jedoch wöchentlich mehrere Nächte im Kloster schlafen.

Das Fasten und Kasteien ist ihnen allen vorgeschrieben, andere religiöse Übungen sind bei den einzelnen Orden verschieden. Auf strenge Gebräuche legen sie besonderen Wert: die tanzenden Derwische müssen sich oft stundenlang hintereinander auf einem Fleck im Kreise drehen, erst mit über der Brust gekreuzten, dann mit hoch über dem Kopf gehobenen Armen, bis sie besinnungslos liegen bleiben.

Ähnlich treiben es die heulenden Derwische, die Rufâi, sie tragen einen Tesbîh, eine Art Rosenkranz, mit 33, 66 oder 99 Kugeln, die sie nacheinander anbeten.

Da die Klöster ihnen zum größten Teil keine Nahrung und keine Kleidung gewähren, sind sie allein auf Almosen angewiesen. Als wandernde Derwische durchziehen sie dann das Land, so daß sich aus ihnen in manchen Gegenden, besonders in Persien, ein arges Bettelvolk entwickelt hat. Bei mohammedanischen Emiren und türkischen Sultanen standen die Derwische von jeher in ziemlichem Ansehen. Und ihre Klöster, die von den Fürsten oft reich beschenkt wurden, sind nicht ohne politischen Einfluß geblieben.

Und nun noch einiges über die Moscheen.

In Aleppo wie in ganz Syrien, Mesopotamien, Palästina und Nordafrika ist es Andersgläubigen nicht gestattet, die Moscheen, die der Araber je nach dem Dialekt seines Landes Dschami oder Gama nennt, zu betreten, mit Ausnahme einiger weniger, doch diese auch nur zu bestimmten Zeiten.

„Baut eure Gotteshäuser mit Einfachheit, eure Städte mit Kunst", heißt es.

Jeder Bilderschmuck im Innern ist verboten. Arabische Künstler haben deshalb die außerordentlich ornamentalen Schriftzeichen des Arabischen in ihrer Kunst verwendet und daraus einen eigenen Stil erschaffen. In den türkischen Moscheen, wie z. B. in der Hagia Sophia in Konstantinopel,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16



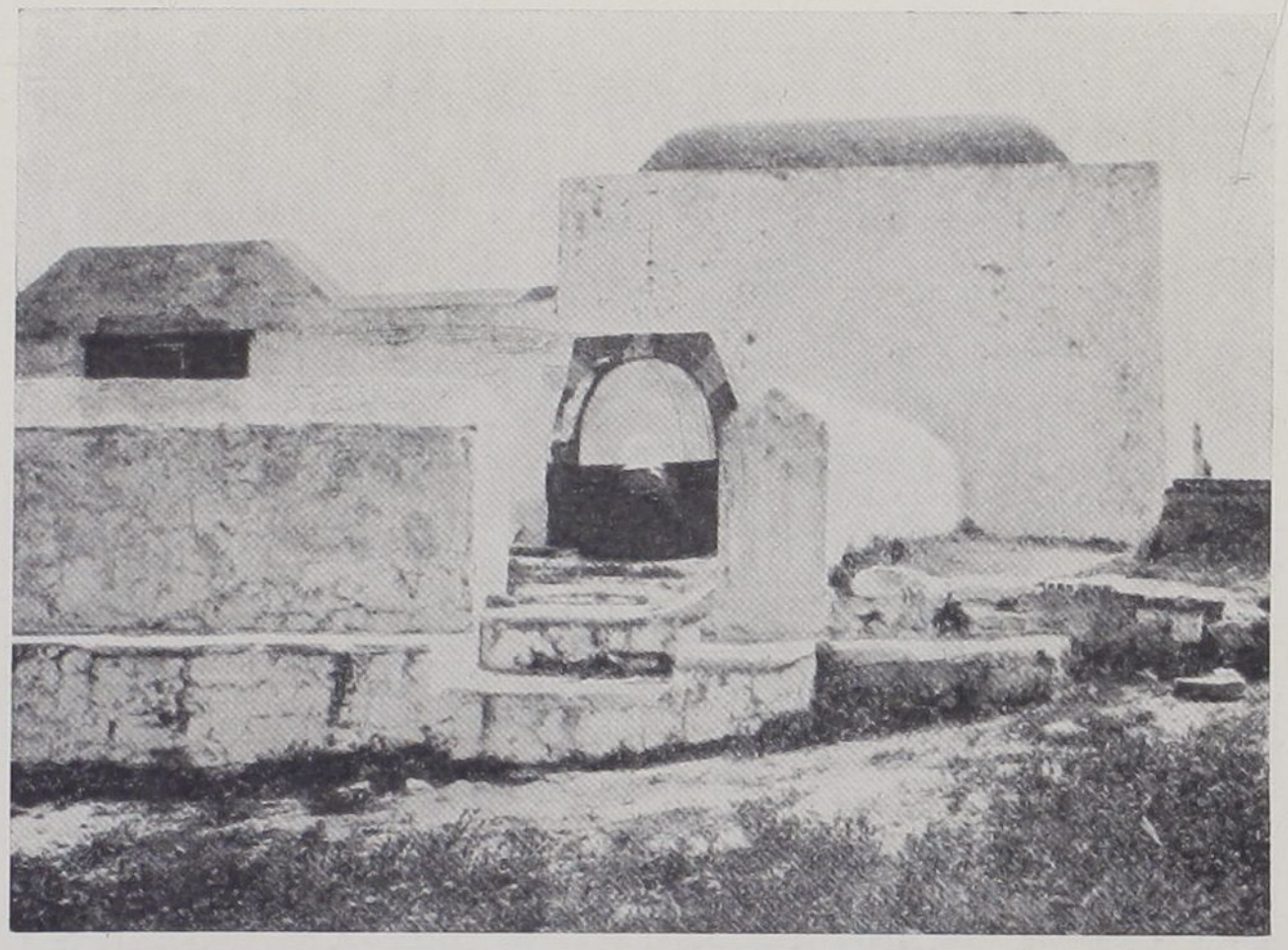
Altes Heiligengrab

hat man einfach die kunstvollen Namenszüge der türkischen Sultane für den Schmuck bestimmt.

Drei Bauarten der Moscheen sind bestimmend für den Orient: Ein viereckiger Bezirk, dessen Hauptbau im Mittelpunkt steht, mit Brunnen für religiöse Waschungen und gedeckten oder offenen Kolonnaden ringsum, findet man in Indien und Zentralasien, auch teilweise in Mesopotamien, in Kérbela und Kasimên.

Eine zweite Art legt alle Räume unter einen großen Dom mit einer oder mehreren Kuppeln, ähnlich unseren Kirchen. Man findet sie in der Türkei, in Syrien und Ägypten.

Und drittens eine Kombination aus beiden, mit vier großen Bogen.



Kleine Grabmoschee

Der Stab der Moscheen besteht aus dem Verwalter des Besitzes und seinen Beamten, den täglichen Vorbetern, dem Freitagsvorbeter, dessen Schwertträger, zwei Gebetsrufern, den Muezzin, ferner aus dem Koranleser, zwei Lesern der Litaneien und schließlich dem Mufti, dem Ausleger des Gesetzes. Sie alle stehen im Mittelpunkt des geistigen Lebens im Orient und haben auch Schulen und Lehrstätten für Novizen errichtet.

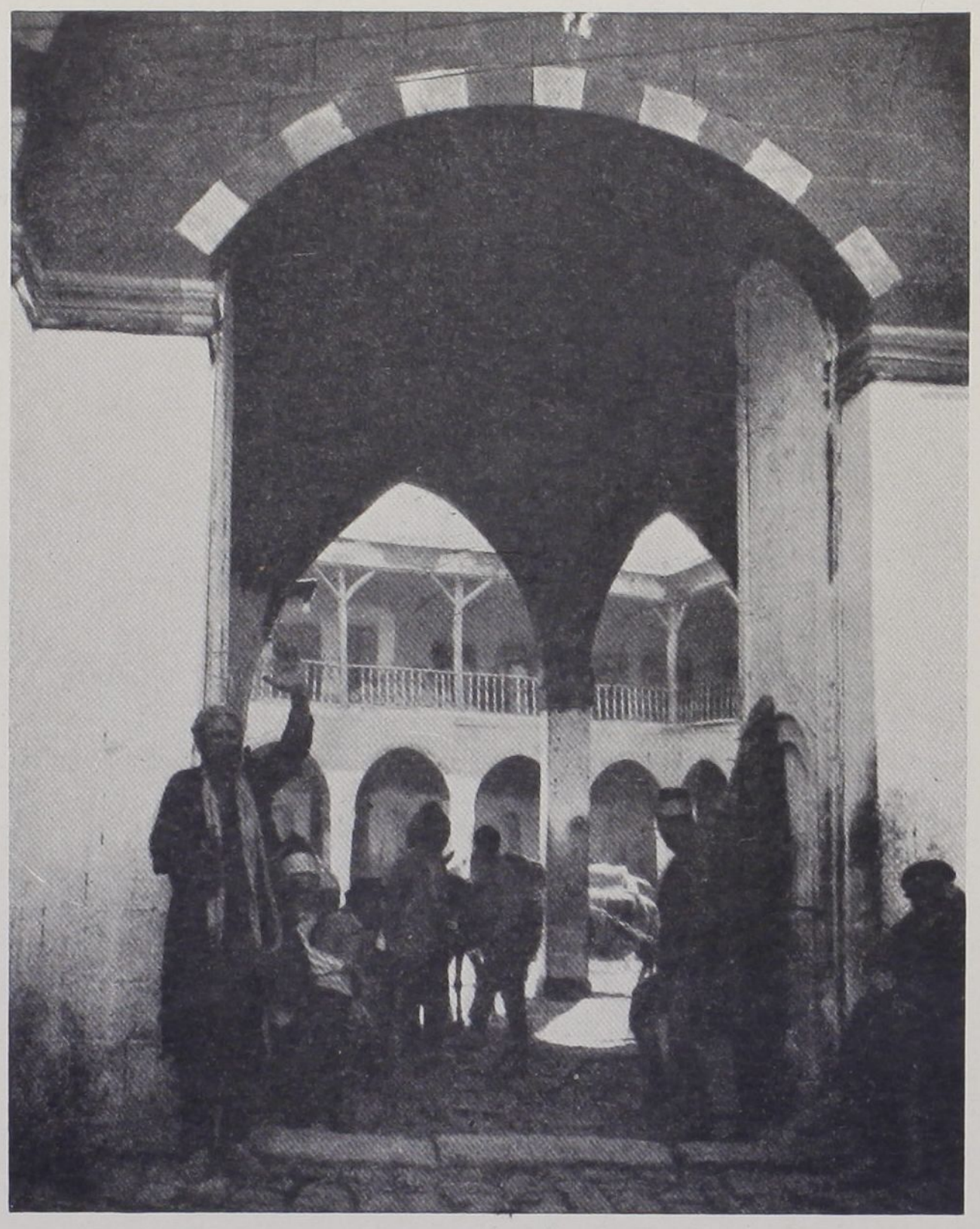
Dogmatik und Koranauslegung stehen natürlich an erster Stelle. Wie schwierig und langwierig das Studium für arabische Studenten ist, zeigt die lange Studienzeit, die nach siebzehn Jahren mit einem Schlußexamen endet, während schon nach elf Jahren ein Vorexamen stattfindet.

Ashar ist die erste Universität des Islam, sie zählt nicht weniger als 10 000 Studenten und über 400 Lehrer. Aus



Straßenleben in der Altstadt Aleppos

allen Teilen des Orients finden sich Jünger ein: aus Ägypten und dem Sudan, aus Syrien und Mesopotamien, auch Afrikaner, Inder, Afghanen und Javaner besuchen sie, um in jahrelangem Studium in die Geisteswelt des Islam einzudringen.



Durchblick durch ein Haus in syrischer Bauart

In größter Einfachheit leben die Studenten all' die langen Jahre ihrer Lernzeit dahin, und keinen anderen Zweck verfolgen sie, als innerlich bereichert und geläutert, ihrem gewohnten Alltagsleben nachzugehen, ohne durch das Studium

ihre wirtschaftliche Lage in irgendeiner Weise verbessern zu wollen.

Ashar ist das „Der el-Demana", die Stätte der Zuflucht, aus der jeder gestärkt heimwandert in ferne Wüsten, um mit seinen braunen Brüdern, den verschlossenen Wüstensöhnen, das gewohnte Nomadenleben weiterzuführen, nachts im sturmgerüttelten Zelt, am Tage in brennender Sonnenglut auf dem Rücken des Kamels.

Und hier ist für uns wieder die Grenze gezogen. Wir, die „wir über die Mittel zum Leben das Leben vergaßen, mit all' unserem Wissen und unserer Technik", können uns kaum versenken in die tiefsten Tiefen und endlosen Weiten orientalischen Denkens mit all' seiner großartigen Einförmigkeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

16. Quer durch Anatolien.

Sie müssen unbedingt heute noch zum Türkischen Konsulat, um sich eine Einreiseerlaubnis für die Türkei zu besorgen."

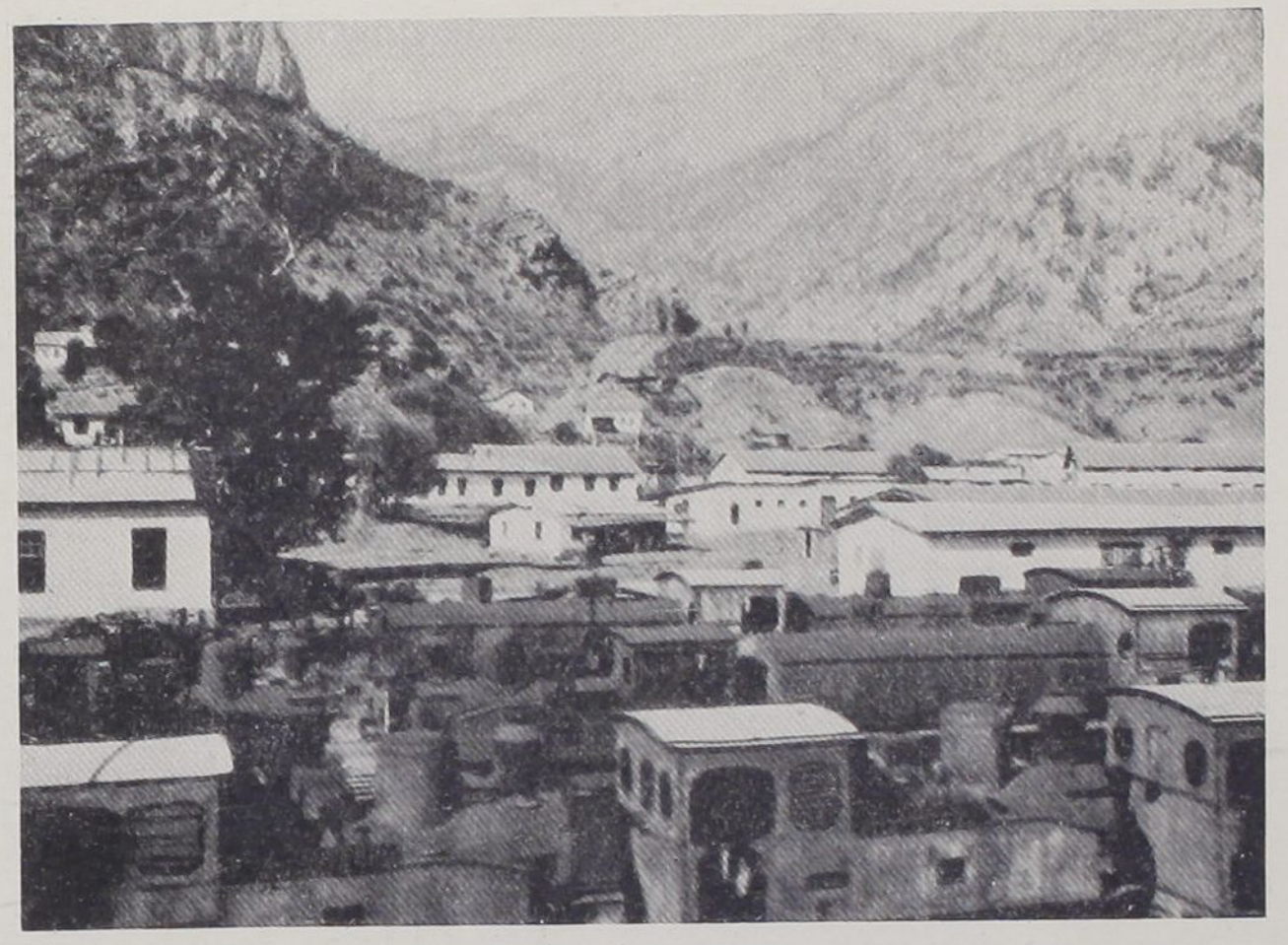
„Aber ich besitze doch in meinem Paß ein türkisches Visum, das ich mir in Berlin schon besorgt habe."

„Da Sie von Syrien aus einreisen und nicht direkt aus Europa kommen, brauchen Sie noch eine besondere Genehmigung des türkischen Konsulats in Aleppo."

Dieses Gespräch spielte sich am Morgen des letzten Tages meines Aufenthaltes in Aleppo zwischen meinem armenischen Hotelwirt und mir ab. Selbst hier sollte ich schon den neutürkischen Bürokratismus zu spüren bekommen.

In den armenischen Hotels ist man im Orient immer gut untergebracht. Und so machte mich mein hiesiger Wirt auf alles Notwendige aufmerksam. In seinem Hotel, wie auch in Mosul, hatte ich nur unter den berüchtigten Kakerlaken zu leiden, einer etwa bis zu sieben Zentimeter Länge auswachsenden Schabenart, die in der Nacht eine widerliche Plage bildet.

Doch jetzt muß ich unbedingt aufs türkische Konsulat. Ein Fiaker war bestellt, der mich und einen Türken, auch ein Gast des Armeniers, zum Konsulat bringen sollte. Und um das Kleeblatt voll zu machen, hatte sich auch sofort einer jener Vermittler eingestellt, ohne die nach ihrer Ansicht im Orient überhaupt kein Ausländer fertig werden kann, nicht



Lokomotivfriedhof an der Taurusbahn.

einmal ein Türke. Unter wildem Geschrei und großer Wichtigtuerei erreichte er dann schließlich, daß wir am Nachmittag die Pässe mit der Einreiseerlaubnis zurückerhalten sollten, ohne seine Vermittlung hätte es Tage gedauert!

Im allgemeinen soll man sich mit diesen Leuten gar nicht erst einlassen, man kann genau so gut alles allein erledigen. Nur wenn man es sehr eilig hat, soll man die Hilfe eines Dragomans in Anspruch nehmen. Ich habe mit ihnen immer schlechte Erfahrungen gemacht, und jedesmal endete die Sache mit einem Krach.

Dieser Mann in Aleppo war besonders frech. Er kommandierte wie ein General, und ich sollte tun, was der hohe Herr befahl.

Er bestellte für mich einen Wagen zur Bahn, lange Zeit bevor der Zug ging, ohne daß ich ihn dazu beauftragt hatte. Und als ich mich dann schließlich sehen ließ, wurde ich mit

einem Hagel von Schimpfworten empfangen, wurde Hals über Kopf alles hereingezerrt — der Türke saß bereits mit Körben voll Eßwaren, für mindestens 8 Tage berechnet, im Wagen — und ich fand nur noch ein kleines Plätzchen auf einem großen Kürbis.

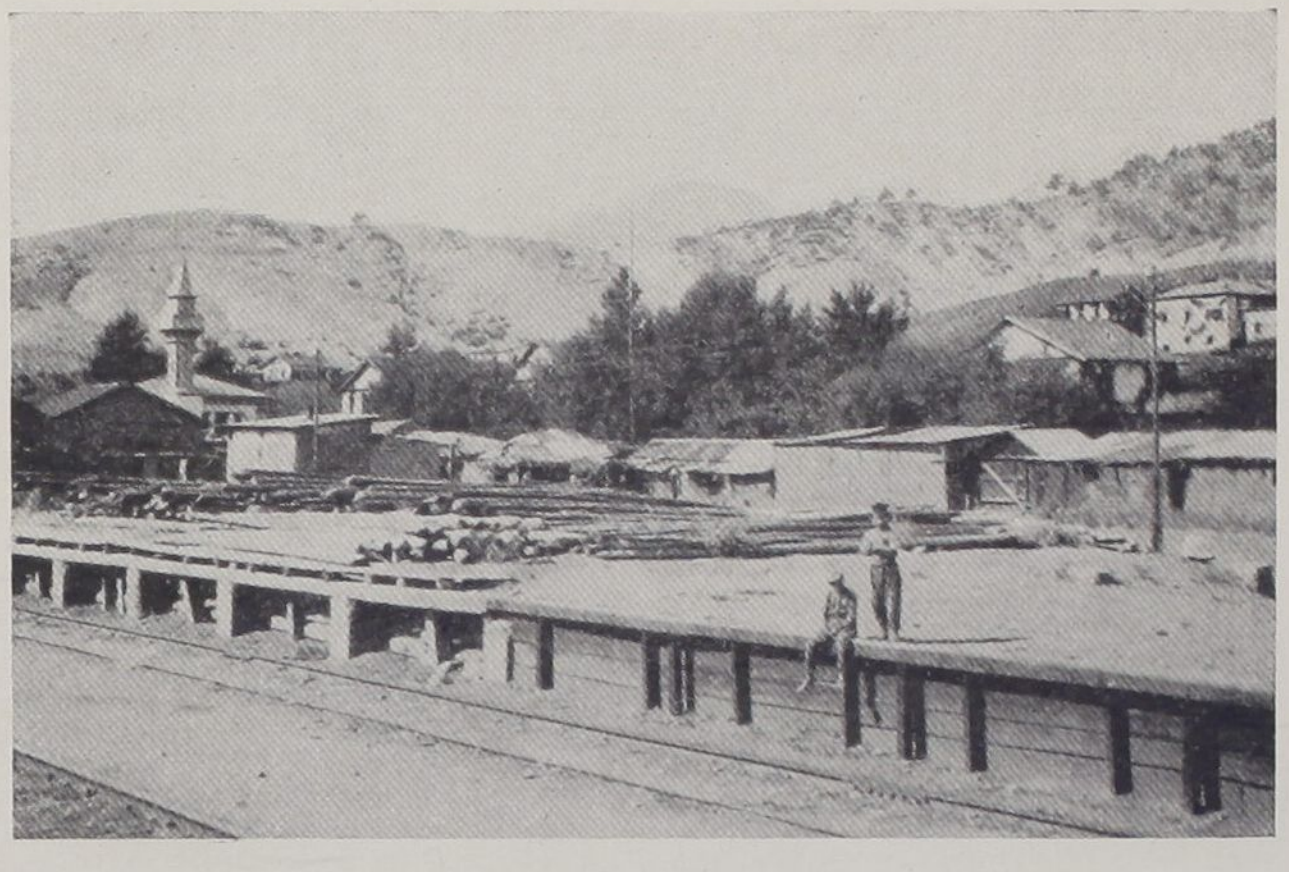
Am Bahnhof ging das Theater erst richtig los. Der Kutscher war nicht zufrieden, der Dragoman erst recht nicht, wütend wirft er alle Sachen auf die Straße, Körbe und Koffer und den schönen Kürbis. Man regt sich fürchterlich auf, wenigstens äußerlich, redet sehr viel mit den Händen — das habe ich inzwischen auch gelernt, nachdem man mir einmal vorgeworfen hatte, daß ich mich beim Reden immer so still verhielte — und beruhigt sich auch bald wieder, denn daß mit mir kein großes Geschäft zu machen ist, haben sie bald eingesehen.

Der Zug, der mich auf der anatolischen Strecke der Bagdadbahn quer durch Kleinasien in zwei Tagen nach Haidar Pascha bringen soll, führt deutsche D-Zugwagen erster bis dritter Klasse, ferner einen Schlaf- und einen Speisewagen.

Hier in dem gewohnten Beförderungsmittel fühle ich mich zum erstenmal wieder als Europäer, und die lange Fahrt ist mir nach den qualvollen Autoreisen durch die arabische Wüste direkt eine Erholung.

Um sieben Uhr abends verlasse ich Aleppo. Die Fahrt geht anfangs noch ziemlich langsam mit vielen Aufenthalten an kleinen syrischen Nestern durch das Amanusgebirge nach Adana, das wir am anderen Morgen erreichen. Ein paar Wagen aus Mersina am Golf von Iskenderun werden angekoppelt, dann geht es in mühsamer Steigung hinauf in die Pässe des Kilikischen Taurus.

Der Kilikische Taurus ist ein sich mauerartig erhebendes Gebirge mit Gipfeln bis zu 3600 Metern, dem Bulghar und Aidost. Seine Südseite ist gut bewässert, stark zerklüftet



An der Taurusbahn

und reich bewaldet, bietet aber für Ackerbau und Viehzucht wenig Raum.

Die Strecke durch die sogenannte Kilikische Pforte, die sich in einer Höhe von 1300 Metern viele Kilometer lang durch unzählige Tunnels windet, ist erst 1916 vollendet worden und gehört nicht nur zu den größten technischen Wundern der letzten Zeit, sondern bedeutet durch den ständigen Wechsel seiner landschaftlich unübertroffenen Bilder eine der genußreichsten Eisenbahnfahrten, die es gibt.

Wenn auch der größte Teil der Strecke eigentlich durch die Berge hindurchführt, so bietet sich doch immer wieder ein kurzer Durchblick in wilde Felsschluchten oder anmutig bewaldete Täler.

Mit dem Eintreffen in Eregli, einem kleinen türkischen Städtchen, haben wir den Taurus überwunden. Der Bahnhof liegt etwas außerhalb der Stadt. Das Bahnhofsgebäude ist ein regelrechter Steinbau mit rotem Ziegeldach

und sauberen Gartenanlagen davor; das alles macht einen so heimatlichen Eindruck, und doch befinden wir uns mitten in Anatolien.

Die eigentliche Stadt mit ihrem einzigen Minarett liegt in einem Kranz von Gärten mit schönen Baumbeständen, so daß die einfachen grauen Lehmhäuser fast verdeckt sind.

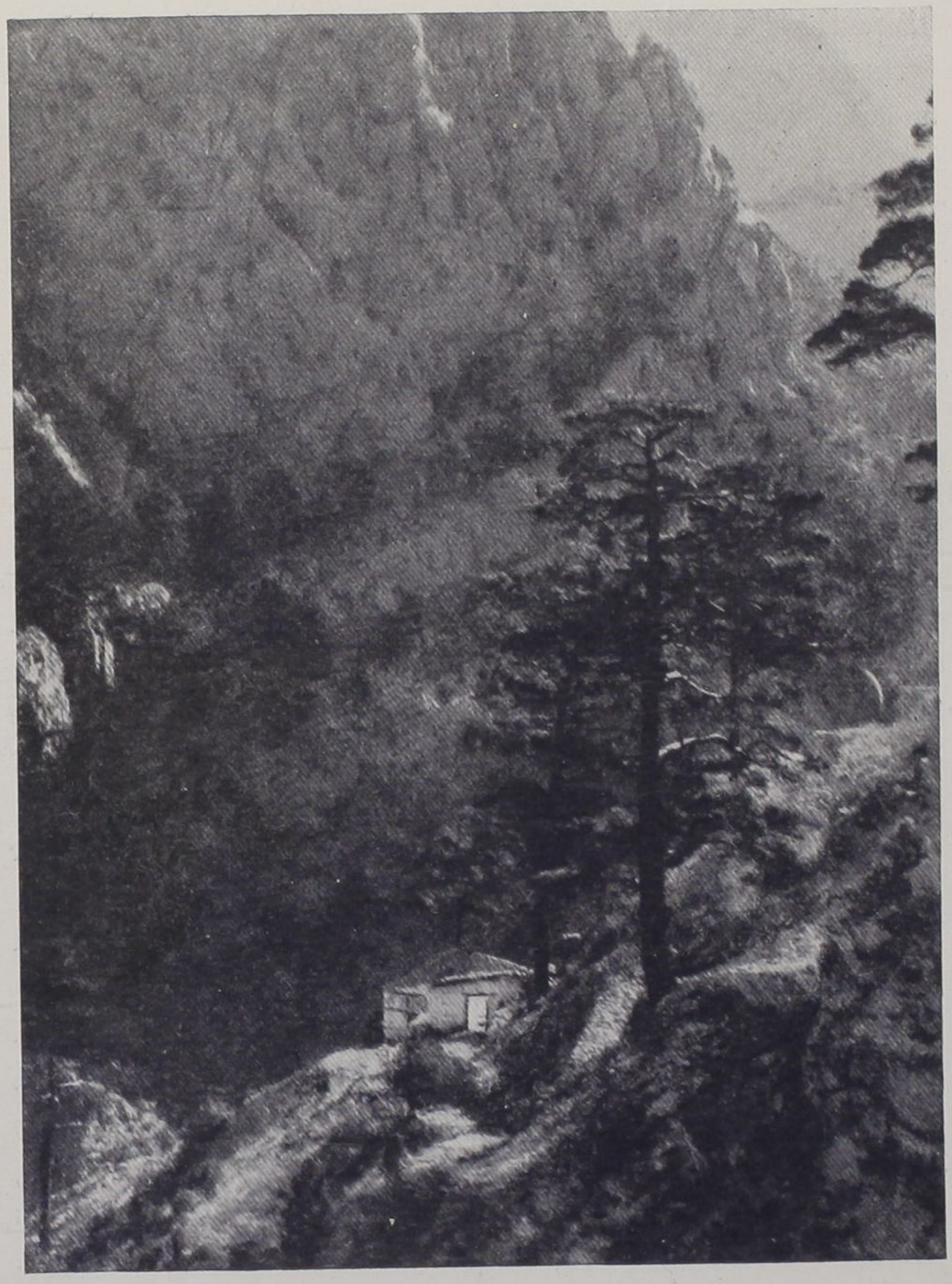
Auf dem Bahnsteig haben sich allerhand Leute eingefunden, die Eßwaren und Getränke feilbieten, Osmanli mit mongolischem Einschlag, Türkmên und Jürüken.

Ich fahre in der dritten Klasse, und das aus guten Gründen. In allen orientalischen Bahnen, die ich kennen gelernt habe, erwiesen sich die Polster der zweiten Klasse als idealer Tummelplatz für ein Heer von Wanzen. In der dritten Klasse ist das nicht so schlimm, sie sind dort leichter zu erkennen und sie können einem nicht so schnell entschlüpfen wie in den Polstern, aus denen sie wie zu einer Schlacht hervorstoßen und in die sie sich auch wieder zurückziehen.

Diesmal habe ich sogar Glück gehabt. Ich fahre in einem frisch lackierten Wagen und habe als Mitreisende wieder zivilisierte Menschen um mich, einen ungarischen Professor, der von einer Reise aus Ägypten kommt, und zwei Juden aus Palästina, die mit mir die ganze Strecke von Aleppo bis Haidar Pascha zurücklegen.

Von Zeit zu Zeit bekommen wir Gesellschaft von anatolischen Bauern und Hirten, die es sich mit ihren riesigen Gepäckstücken und geradezu abenteuerlichen Mundvorräten bei uns so bequem machen, wie es eben möglich ist. Sie fahren einige Stationen mit und verlassen uns dann wieder. Andere steigen ein und fühlen sich sofort wie zu Hause. Es ist auch hier alles gleich eine große Familie, wie ich es schon immer auf den orientalischen Schiffen beobachtet habe.

Der Orientale hat ganz andere Lebensformen als wir und sucht seine gewohnten Bequemlichkeiten auch auf der



In den Schluchten des Taurus

Reise beizubehalten. Auf dem Schiff fällt es ihm nicht schwer. Dort findet man, daß auch der wohlhabendste Orientale niemals anders reist, als auf dem Deck. Der

Aufenthalt in einer Kabine würde ihn in seinen Lebensformen nur beengen. Deshalb hockt er lieber tagelang mit anderen dicht zusammengedrängt auf einem kleinen Platz. Alle mitgebrachten Utensilien verschaffen ihm ja die Möglichkeit eines nach seinem Begriff nötigen Komforts.

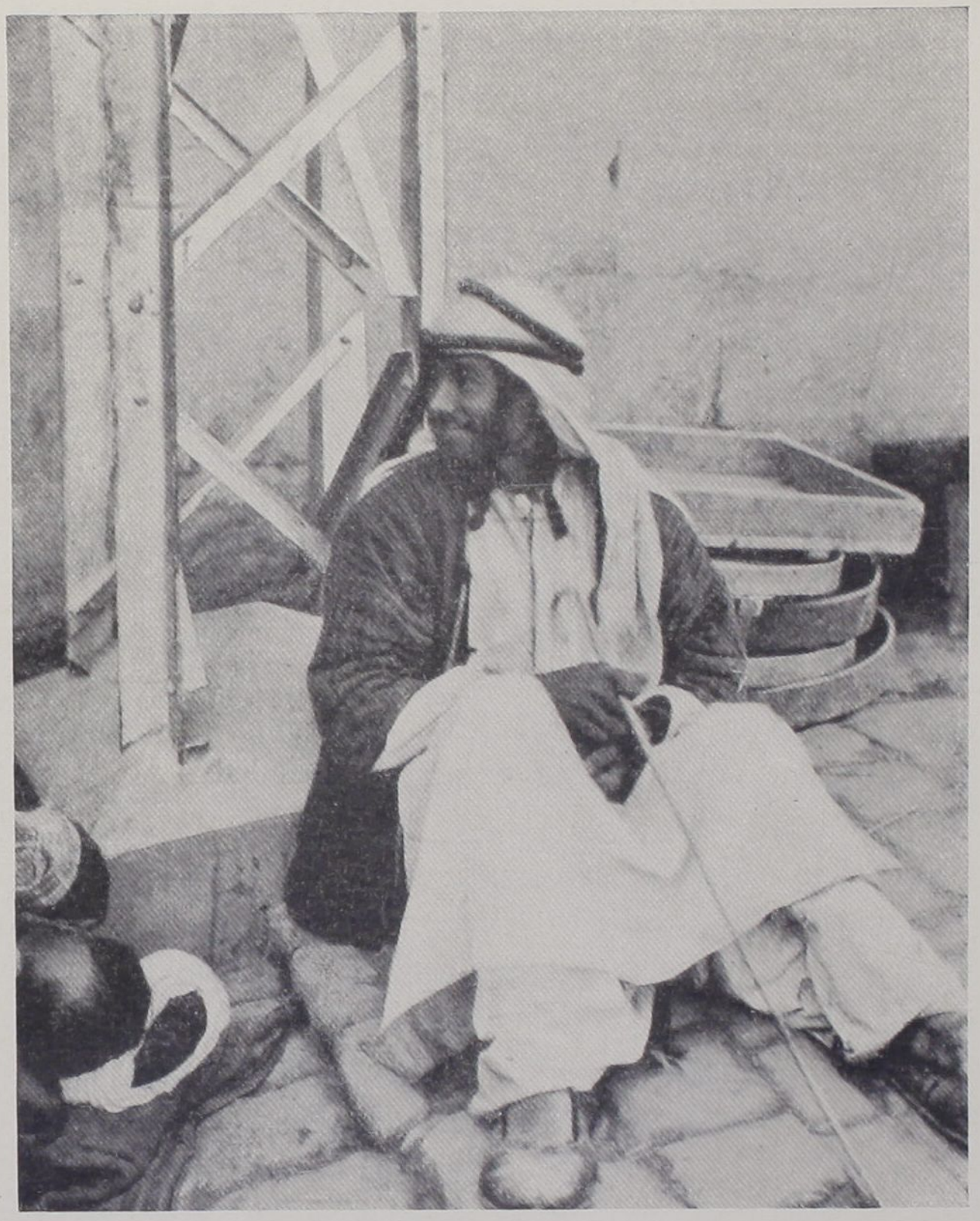
Auf der Eisenbahn hat er es schwieriger. Seine gewohnte Sitztechnik muß er hier meistens aufgeben und fühlt sich schon deshalb nicht recht wohl. Oft sieht man ihn im Eisenbahnabteil auf dem Boden hocken, während er die Sitzbänke als Tisch gebraucht, auf der gemütlich ein Teekessel brummt.

So ist also auch auf dieser Fahrt reichlich für Abwechslung gesorgt.

Fast dramatisch spielt sich das Ausfahren eines Zuges aus einem anatolischen Bahnhof ab. Zuerst wird einmal eine große Glocke geläutet, die sich am Bahnhofsgebäude befindet. Das bedeutet: alles einsteigen. Nach einigen Minuten wird wieder geläutet, aber viel energischer und lang anhaltend, man merkt direkt, wie aufgeregt der Stationsvorsteher ist. Jetzt schwenkt ein anderer Beamter eine rote oder grüne Fahne in phantastischen Bewegungen, der Zugführer pfeift auf seiner Trillerpfeife — und endlich setzt sich der Zug in Bewegung.

Von Eregli bis Konia fährt man etwa fünf Stunden. Die Landschaft hat sich wieder in öde Steppe gewandelt, zur Linken zieht sich die lange Profillinie des Taurus hin. Kleinere Stationen werden passiert, meist fahren wir durch, ohne zu halten. Zu einsamen Gehöften der Türkmên trotten zweirädrige Ochsenkarren, sonst nichts als eintönige Steppe.

Von Konia, das als einstige Seldschukenstadt noch manche Kunstschätze birgt, geht es weiter über Karahissar nach der türkischen Opiumstadt Eskischéhr; hier treffen wir mit dem Zug aus Angora zusammen, und gemeinsam wird die letzte Strecke zurückgelegt.



Ruhepause an der anatolischen Bahn

Die Landschaft nimmt jetzt schon durchaus nördlicheren Charakter an. Felder und Wiesen wechseln mit Wäldern und Buschwerk an sprudelnden Bächen. Von Kirschbäumen eingefaßte Landstraßen kreuzen den Bahndamm. Sogar

Waldungen mit Laubbäumen ziehen sich zwei- bis dreihundert Meter hohe Hänge empor.

Und dann, am Morgen des zweiten Tages, breitet sich zwischen steilen Berglehnen tiefblau von keinem Lüftchen gestört, die weite Fläche des Golfes von Ismîd vor uns aus, die schönste der Buchten des Marmarameeres.

Wie Schneeflocken tanzen weiße Segel im Sonnenglast, der über dem Wasser liegt. Die kleine türkische Stadt Ismîd mit ihren braunen Holzhäuschen steht, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut, am Ufer des Meeres. Unser Zug fährt mitten durch sie hindurch, auf der Hauptstraße der Stadt, dicht an den niedrigen Häusern vorbei.

Immer am Nordostgestade des Marmarameeres geht es entlang, durch Zypressenhaine, Maulbeerpflanzungen und Kastanienwälder. Unzählige Villenorte sind hier entstanden, in denen die Türken aus Stambul ihre freie Zeit verbringen.

Es ist eine Provinz von unübertroffener Schönheit, dieses Bithynien. Dreieinhalb Stunden kann ich die letzten Wunder genießen, die mir der vorderasiatische Orient noch zu bieten hat.

In Haidar Pascha, dem Ausgangspunkt der Bagdadbahn, ist meine eigentliche Reise beendet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

17. Finale am Bosporus.

Nun bin ich wieder in Europa und doch ist es so, als ob die ganze Pracht des Orients sich an einer einzigen Stelle auf europäischem Boden, in einer einzigen Stadt von unvergleichlicher Schönheit konzentriert hätte, der allein durch ihre Lage ein ewiges Leben verbürgt ist.

Das ist Konstantinopel, das alte Byzanz.

Die Ruinen dieses ältesten Konstantinopel liegen zwischen und unter den Häusern und Moscheen des heutigen Stambul. Sie liegen an den Ufern des Marmarameeres, sie grüßen die Schiffe, die aus dem Schwarzen Meer kommen, von den Hängen des Bosporus herab, und sie ragen weit in das Land hinein.

Durch spätere Prachtbauten türkischer Sultane wurde die imponierende Schönheit des Stadtbildes nur noch gewaltig gesteigert. Jeder von ihnen wollte die Stadt um eine neue Hagia Sophia bereichern, und so reihten sich im Laufe der Jahrhunderte eine prächtige Moschee an die andere, Denkmäler eines tausendjährigen Weltimperiums, wie sie keine andere Stadt auf Erden aufweisen kann.

Unter ihnen steht wiederum unerreicht das genialste Bauwerk der Welt einzig da, die Hagia Sophia selbst, unter Justinian erbaut, gilt sie doch heute noch als Wunderwerk der Technik. Die ehemalige stilistische Buntheit früherer Bauten ist durch die harmonische Einheit eines einzigen imposanten Innenraumes ersetzt worden.



Blick vom Wasser auf die Sultan Achmed-Moschee



Die Sultan Achmed-Moschee



Im Hafen von Stambul

Unter den gleichen Gesichtspunkten und unter ähnlichem zielbewußtem Kunstwollen suchten die türkischen Architekten von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an die Moscheen zu bauen und schufen einen religiösen Stil, in dem es keinen Zwiespalt mehr gibt.

„Lâ lâha illa-lâh"

„Es gibt keinen Gott außer Gott."

*

Und wie sieht es heute, nach dem Umsturz, in den Straßen Stambuls aus?

Rein äußerlich befremdet das gänzliche Fehlen des Fez, und überhaupt jeder orientalischen Kleidung. Mit Gewalt will man aus einer rein orientalischen Stadt eine europäische machen, aus Orientalen Europäer, und das von heute auf morgen. Als ich 1925 das erstemal in Konstantinopel weilte, war von alledem noch nichts zu merken.

Die Neuerungen und angeblichen Verbesserungen sind so schnell gekommen, daß die armen Leutchen manchmal gar nicht ein noch aus wußten. Wurde doch das Tragen des



Das neue Stambul

Fez von einem Tag zum andern verboten, so daß man gar nicht wußte, woher man so schnell Hüte und Mützen herbekommen sollte, und unbedeckt kann und darf ein Türke auch nicht gehen. Heute noch sieht man die Leute auf der Straße mit den unmöglichsten Kopfbedeckungen herumlaufen. Dabei fühlen sie sich so unglücklich, daß sie bei der ersten besten Gelegenheit doch wieder den geliebten Fez hervorholen und sich wie die Kinder freuen, wenn sie wieder einmal für kurze Zeit als echte Türken herumlaufen können.

Doch das Verbot wird streng durchgeführt. Überall, selbst in den anatolischen Dörfern, halten sich türkische Kriminalbeamte auf, die darauf zu achten haben, daß dieses Wahrzeichen der alten Türkei auch wirklich verschwindet.

Es herrschen überhaupt merkwürdige Ansichten in dem neuen Staat.

Einerseits will man Europa in nichts nachstehen. Angora muß die größte Radiostation bekommen. Neue Straßen werden angelegt, ohne daß vorher ein Bauplan gemacht wird, jeder kann bauen, wie es ihm Spaß macht.

Dabei stößt man im Innern der Stadt plötzlich auf riesige Brandfelder mit Trümmern zerstörter Holzhäuser. Kein Mensch denkt daran, jene zu beseitigen und Ordnung zu schaffen. An anderen Stellen, in Galata und Pera, sind dafür moderne Steinbauten entstanden, meist Bürohäuser, die durch ihre Höhe und ihre schmale Straßenfront ganz den Eindruck eines amerikanischen Wolkenkratzer-Viertels machen.

Andererseits kann man sich immer noch nicht entschließen, den großen Dampfern die Erlaubnis zu erteilen, direkt am Kai zu löschen. Nein, es gibt in Stambul einen besonderen Stand, die Hamals, die mit ihren Barken den Verkehr zwischen den Dampfern und dem Festland vermitteln. Wollte man ihnen das Geschäft nehmen, so würde es zu ernsthaften Aufstandsbewegungen kommen. So läßt man es lieber wie es war. Die Folge davon ist ein merklicher Rückgang des Überseehandels.

So macht der Konstantinopler Hafen heute einen recht betrüblichen Eindruck. Ein Hafen, der von Natur aus über eine sehr gut gelegene Reede verfügt, der aber den Schiffen weder ausgebaute Kaianlagen noch Kräne zur Verfügung stellt, kann natürlich den Anforderungen, die man an einen modernen Welthafen stellt, nicht erfüllen. Die Beförderung sämtlicher Lasten fällt allein den Ruderbooten und Segelbarken zu, unter denen sich nur selten einige Motorboote befinden. Sind die Kollis im Zollbezirk, so gibt es für sie weder Kaibahnen noch Karren, noch Transportautomobile,



Die Bajesid-(Tauben-)Moschee in Konstantinopel

alles muß auf den Schultern der Hamals mühsam weiterbefördert werden.

Ereignet sich eine jener häufigen Revolten der Hamals gegen die Hafenbehörde, dann bleibt auch den Reisenden nichts anderes übrig, als solange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis die Barkenführer ihren Betrieb wieder aufnehmen, denn eine andere Möglichkeit, an Land zu kommen, gibt es nicht.

Man ist also in jeder Beziehung auf die Gnade dieser Leute angewiesen und ist meist auch gegen ihre übertriebenen Forderungen machtlos. So passierte es mir einmal, als ich mit einem bulgarischen Dampfer aus dem Schwarzen Meer kam, daß ich zunächst mit verschiedenen Bootsführern ein zweistündiges Palawer hatte, aber die Leute ließen auch nicht einen Pfennig ihrer Forderung nach, bis ich schließlich mürbe war und in den Preis einwilligte. Das Ausbooten kostete mehr als die Reise von Varna nach Konstantinopel.

Die Türkei verfügt in Kleinasien über ansehnliche Kohlengruben. Da aber auch hier die Hamals ihr Brot verdienen wollen, verteuert sich der Transport der eigenen Kohle so sehr, daß man lieber seinen Bedarf aus England deckt und dabei weit billiger fortkommt.

Es ist wohl überall ein krampfhafter Wille nach Neuerungen zu spüren, man versucht es, sich in jeder Beziehung europäischen Verhältnissen anzupassen, aber stets am verkehrten Platz. Ein Land des Orients wird eben niemals vollkommen abendländische Formen annehmen können, es wird im besten Falle ein fader Abklatsch Europas werden, wenn es sich auch noch solche Mühe gibt.

*

Heute fahre ich das letzte Mal über den Bosporus.

Ich komme von Therapia, dem Sitz der deutschen Gesandtschaft, mit seinen wunderbaren Gärten und Waldungen, die die Hänge des europäischen Ufers beschatten. Rumeli Hissar mit seinen Türmen und Zinnen ist der nächste Haltepunkt des Dampfers. Ihm gegenüber, auf asiatischer Seite liegt Anatoli Hissar mit einer alten Burg, von Bajesid I. 1393 erbaut, und ein berühmter Ausflugsort der Mohammedaner, das „Tal der süßen Wasser von Asien".

Zwei Flüsse münden an dieser Stelle in den Bosporus, der Böjük (große) Gök Su und der Kütschük (kleine) Gök Su, aus denen alle anatolischen Orte am Bosporus ihr Wasser erhalten.

Auf einem Wiesengelände zwischen beiden Wassern ist besonders Freitags, dem mohammedanischen Feiertag, ein buntes Volkstreiben. Mit Kind und Kegel kommen die Türken in Ruderbooten einen der Flüsse hinaufgefahren, um in Kaffeehäusern und bei Volksbelustigungen auf der Wiese den Tag zu verbringen.



Im alten Türkenviertel zu Konstantinopel

Unser Dampfer legt jetzt immer abwechselnd auf europäischer und asiatischer Seite an. Von weitem sehen wir die weiße Marmorfront des Dolma Bagtschè Serai, des früheren Sultanspalastes.

Das Schiff hat eben Skutari verlassen und nimmt nun direkten Kurs auf Stambul.

Das Bild, das sich vor mir im Wiederschein der untergehenden Sonne ausbreitet, ist die schönste und edelste Silhouette einer Stadt, die es gibt, eine Welt erlesener Zauber und betörender Reize. Aus einem Wirrsal von Häusern und Kuppeln ragen hunderte von Minaretts in die ersterbende Sonnenglut empor, und doch ist das Ganze zu einer strengen Klarheit und majestätischen Geschlossenheit geformt, eine Vollendung in der Gesamtwirkung, wie sie im Städtebau nie wieder gelungen ist.

So hat sie in unserer Vorstellung gelebt, die Stadt der Wunder aus Tausendundeiner Nacht. Und für das, was man manchmal in anderen Städten des Orients an Erinnerungen uralter Kultur vermissen mag, wird man tausendfältig entschädigt durch die unvergänglichen Zeugen seiner Macht, die Konstantinopel seit seiner Gründung in seinen Mauern vereinigt hat.

Wie Schemen ziehen die Flackerlichter der türkischen Stadt vorüber, grelle Scheinwerfer flammen auf, vom Seraskierturm, von den Brückenköpfen und von vielen Dampfern. Über uns hinweg schießen die grellweißen Lichtstreifen unseres Schiffes, und im Hafen glotzen uns die grünen und roten Augen der ankernden Fahrzeuge an.

Nirgends kommt einem wohl deutlicher das Vordringen westlicher Zivilisation gegenüber dem Osten zum Bewußtsein, nirgends wirkt der Gegensatz zwischen dem regen Hafenleben, dem Lärm der elektrischen Trambahn und der Majestät islamischer Gotteshäuser stärker als in der Stadt am Goldenen Horn. Noch kämpft der konservative orientalische Geist gegen das Eindringen westlicher Kultur und sucht nach einem Ausgleich. Noch prallen ungeheure Energien aufeinander, moderner Geist sucht an uralter Tradition vergangener Jahrhunderte zu rütteln. Trotzdem aber glaube ich, daß die Stadt durch die Kraft seiner eigenen Individuali-



Abschied von Konstantinopel

tät einen Ausgleich der Gegensätze finden wird. Und aus der Eigentümlichkeit des Doppelwesens, das die Stadt heute zeigt, wird doch ewig das Dauernde, das Unwandelbare hervortreten, seine Natur und Lage im geographischen Gesamtbild Eurasiens und seine unübertroffenen Bauten.

Ein Besuch dieser Stätte alter Kultur wird sich jedem, dem es vergönnt ist, sie zu sehen, als der schönste Abschluß einer Orientreise offenbaren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

35589 17,-€

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

ULB Halle
002 016 362
3/1



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-416733956-16

Unter der Sonne des Orients

Durch Arabiens Wüsten
zur Kalifenstadt am Tigris

Von

Hans Helfritz

Mit Originalaufnahmen des Verfassers

1 9 3 1

Die Buchgemeinde, Berlin SW 68